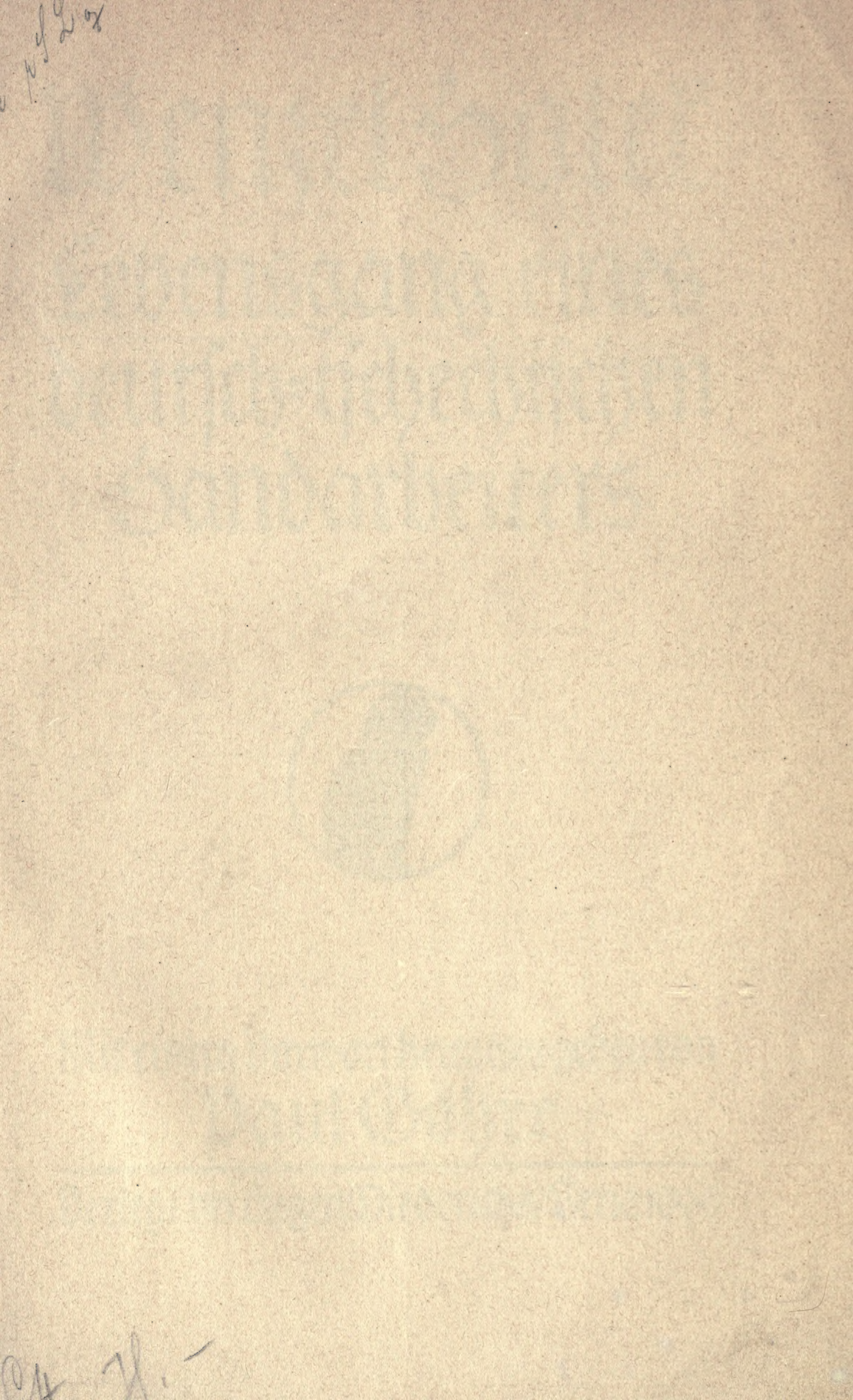

3 1761 06637688 0







Wenzel Holek

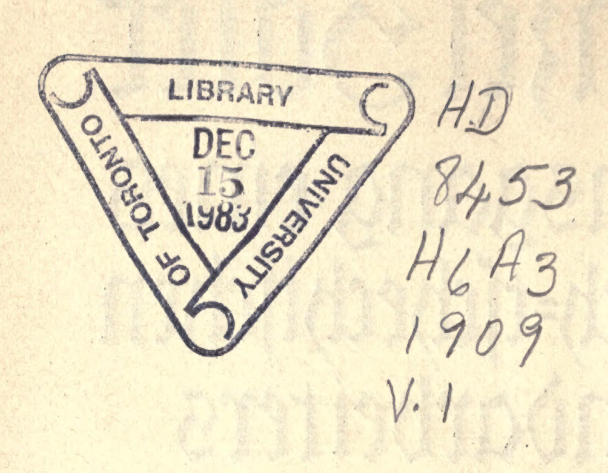
Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters



Mit einem Vorwort herausgegeben von

Paul Göhre

Verlegt bei Eugen Diederichs / Jena 1909



Mit Buchausstattung
von F. H. Ehmcke

Vorwort

In diesem Buche bringe ich eine dritte* Lebensgeschichte eines zeitgenössischen Arbeiters vor die Öffentlichkeit. Es geschieht mit gutem Gewissen. Ich bin sicher, daß auch dieses Buch Interesse und Leser genug finden wird. Wenn aus keinem andern Grunde, so schon aus dem, daß es, wie seine Vorgänger, unersetzliches Material für die Volkskunde unsrer Zeit bietet. Fast alles, was sonst zur Erkenntnis der Lage und Gesinnung der arbeitenden Volksklassen der Gegenwart geschrieben worden ist, reicht mit nichten an den Wert dieser drei Arbeitererinnerungen heran. Denn hier redet das Volk selbst durch den Mund Berufener von sich, seinen Schicksalen, seinen Nöten und Freuden, seiner Öde, seiner Hoffnung, seinen schmerzlichen Verzichten. Hier fallen alle Schleier: wie lebendig gewordne Erde liegt es ganz nahe vor uns. Es ist deshalb zu wünschen, daß auch diese dritte Selbstbiographie noch Nachfolgerinnen findet. Aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes müßten ihrer welche folgen: alle zusammen würden erst ein ganz neuartiges, ganz unmittelbares und dann auch erschöpfendes Bild der breiten Volksmassen bieten.

Die vorliegende stammt aus einem besonders interessanten Winkel Deutschlands, daher, wo Deutsche mit Tschechen zusammen wohnen, wo täglich immer neue nationale Reibungen den Lebensgegensatz zwischen ihnen verstärken und überhitzen. Daß der Mann, der sie schrieb, selbst von Geburt ein Tscheche ist, verschlägt für unsern Fall kaum etwas. Seine ganze Lebensgeschichte ist eine einzige Entwicklungskette vom Tschechentum weg zum Deutschtum. Indem sie so an unsern Augen vorüberzieht, erhält das Leben der Arbeiterschaft Nordböhmens gerade doppelt helle und interessante Lichter. Das Interessanteste dabei ist vielleicht für viele,

---

* Die beiden ersten hatten folgende Titel: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Carl Fischer) I. Leipzig, Eugen Diederichs 1903. Dasselbe II. Leipzig, Eugen Diederichs 1904. Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (William Bromme). Jena und Leipzig, Eugen Diederichs 1905.

 namentlich bürgerliche Leser die Erkenntnis, daß jener nationale
Gegensatz im Grunde der einzige ist, der zwischen diesen Arbeitern hüben und drüben besteht. Und auch der scheint mehr nur künstlich wachgehalten zu sein und durchaus nicht irgendwelche entscheidende Kraft zu haben. Entscheidend für Lebenshaltung, Lebensführung, Gesinnung, Sitte und Bildung sind auch hier für Deutsche wie Tschechen vielmehr die Arbeitsverhältnisse, in die alle gleicherweise hinein verurteilt sind, die sie hierhin und dorthin werfen, die die Angehörigen der beiden Nationalitäten bunt durcheinanderwürfeln, die alle, ohne Unterschied, unter denselben harten Druck zwingen und damit allen schließlich auch fast das gleiche äußere und innere Gesicht aufprägen. Die modern-proletarische Internationalität, die in weiten bürgerlichen Kreisen noch so wenig verstanden und von den politischen Gegnern der Arbeiterklasse so maßlos diskreditiert wird, wächst in diesem Buche wie etwas Selbstverständliches und ganz Natürliches aus der Klassenlage der geschilderten Masse heraus: sie erscheint insofern durchaus als notwendiger Reflex der modernen Produktionsverhältnisse, die diese Klassenlage erst schufen und selbst wieder, wie jeder ökonomisch einigermaßen Gebildete längst weiß, durchaus international organisiert sind. Geistig aber erweist sich die tschechische Arbeiterschaft, wenigstens soweit sie in diesem Buche ihre Schilderung findet, überwiegend von deutscher Bildung abhängig, wie Herr Holek selber sich durchaus als ein Produkt deutscher Bildungseinflüsse darstellt. Heute wohnt er, wie so viele seiner Stammesgenossen, die ein ähnliches Schicksal gehabt haben, mit seiner Familie dauernd unter Deutschen, in Dresden. Und infolgedes besteht sogar territorial eine Art Zusammenhang zwischen seiner und den zwei früher erschienenen Arbeiterbiographien: die Fischers stammt, wie dieser selbst, aus den Innern Thüringens; diejenige Brommes von der sächsisch-thüringischen und die Holeks nun von der sächsisch-böhmischen Grenze.

Natürlich aber hat gerade diese tschechische Herkunft des Herrn Holek für ihn selber die Abfassung, wie für mich die Herausgabe seiner Lebensbeschreibung stark erschwert. Wer sie lesen wird, wird das nur zu erklärlich finden. Es ist eine geistige Leistung nicht geringen Ranges, wenn ein Mann, der in seiner Jugend zusammen

 ganze dreiundeinhalb Jahre lang eine einklassige tschechisch-katho-
lische Volksschule besuchte, seine ganze Geschichte in deutscher Sprache niederschreibt. Daß da viele „Tschechismen", manche unbeholfene Satzbildung und allerlei Weitschweifigkeiten untergelaufen sind, ist ganz selbstverständlich. Diese auszumerzen, einzurenken und zusammenzuziehen, war meine Hauptaufgabe bei der Herausgabe. Ich habe sie mit aller Behutsamkeit und Zurückhaltung zu erfüllen versucht. Einzelne dieser tschechischen Wendungen ließ ich auch stehen, so wie sie mir nur irgendwie verständlich und anschaulich erschienen. Gestrichen habe ich auch in dieser Biographie nur das, was nicht zur direkten oder indirekten Beleuchtung des Lebensganges dieses Mannes und seiner Familie hinzugehörte. Den Satzbildungen aber habe ich meist nur durch Hinzufügung oder Änderung einzelner Worte nachzuhelfen versucht, und nur hier und da, wenn es durchaus nicht anders möglich schien, einen längeren Absatz eingeschoben. Auf diese Weise habe ich dem Bild hier ein Licht, dort einen Schatten mehr aufgesetzt und so das Ganze geschlossener und anschaulicher gestaltet. Am Inhalt des Buches selber aber und den Zügen seines Gesichts, vor allem an der Eigenart des Ausdrucks und der Darstellung habe ich mich peinlich gehütet, eine Änderung vorzunehmen. So ist es doch der tschechisch-deutsche Handarbeiter Holek, der allein in dem Buche spricht und sich selbst, seine Umgebung und seine Geschichte abmalt.

Fast in jedem Satze, den er niederschrieb, spürt man die eigenartige und selbständige Persönlichkeit dieses Mannes, der wahrlich keine Schablonennatur ist, obwohl er sein Lebtag, mit einer einzigen Ausnahme, nichts wie ödeste und angestrengteste Schablonenarbeit zu leisten verurteilt war. Sie hat dennoch das Urwüchsige in ihm nicht zu ertöten vermocht, aus dem heraus er nun schildert. Und insofern erinnert Holek unter seinen Vorgängern mehr an Fischer wie an Bromme. Auch seine Gestalten, die er darstellt, leben; auch seine Bilder, die er malt, leuchten. Nur daß ihnen die tiefe verhaltene Leidenschaftlichkeit, die epische Wucht Fischers fehlt; dafür liegt über ihnen mehr der düstere Klang einer unendlichen Resignation, wie sie tschechischen Menschen leicht eingeboren ist. Aber was man einst von den zwei Bänden Fischers mit Recht und besonders treffend geurteilt hat, und woran auch das Brommesche

 Lebensbild erinnert, das gilt in nicht geringem Umfange auch von
der Holekschen Schilderung: sie ist wie ein Meer, das immer rauscht und redet, das immer fesselt, ohne zu ermüden, das ein Bild nach dem andern vor unsern Augen emporhebt und versinken läßt, weil das Leben des Volkes selbst sich so hebt und senkt wie Meereswogen. Selbst in den technischen Einzelheiten scheinen mir Fischer und Holek zu ähneln: auch dieser setzt, wie jener, in seinen Schilderungen Strich neben Strich, so wie das Leben ihm Schlag auf Schlag versetzte, und so wächst, aus Weiß und Schwarz, düster und hart, aber wahrhaftig und ergreifend, Bild neben Bild hervor.

Die erste Hälfte des Werks, seine Jugendgeschichte, hat Herr Holek aus fremder Initiative, ohne mein Zutun, geschrieben; erst als sie fix und fertig war, hat er sich mit mir in Verbindung gesetzt und sie mir vorgelegt. Seine Absicht, die ihn geleitet, war, wie er mir schrieb, der Öffentlichkeit das ganze körperliche, geistige und sittliche Elend zu enthüllen, in dem die Masse der Arbeiterjugend aufwachse, und wofür er selbst mit seinem Hunger nach Bildung und Aufstieg sich als lebendigstes Beispiel fühle. Als ich das Manuskript dann gelesen, habe ich Herrn Holek meinerseits aufgefordert, auch die Fortsetzung seines Lebens zu schreiben; denn mir war es vom ersten Moment an nicht zweifelhaft, daß sie nicht weniger wertvoll werden würde wie die Jugendgeschichte. Ich habe das also getan, ohne auch nur das Geringste aus diesem seinen ferneren Lebensgang zu wissen. Ich wußte damals also auch nicht, daß Herr Holek eine Zeitlang in der tschechisch-sozialistischen Bewegung Nordböhmens eine bedeutsamere Rolle gespielt und eine führende Stellung innegehabt hat. Ich spreche das hier, genau wie in der Einleitung zu dem Brommeschen Buch, noch einmal ganz absichtlich aus, um dem Vorwurfe zu begegnen, als ob es mir, dem Sozialdemokraten, vielleicht darum zu tun gewesen, auf diese Weise Propaganda für die Sache meiner Partei zu machen. Das hat diese nicht nötig, und wäre auch in diesem Zusammenhange nicht klug. Der Wert, den diese wie die zwei vorangegangenen Biographien in erster Linie haben sollen und auch haben, besteht in ihrer vollkommenen Objektivität. Aber das ist eben auch so eine, ebenso objektive wie charakteristische Tatsache, daß solche Biographien heute überhaupt nicht mehr erscheinen können, ohne von dieser Sozialdemo-

kratie und ihrem Einfluß auf den, dessen Lebensgang beschrieben wird, zu handeln. In dieser Beziehung werden die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" Fischers wohl für immer ein Unikum bleiben. Heutzutage ist längst jeder Arbeiter, ja fast schon jede Arbeiterin gezwungen, sich, so oder so, mit der allgegenwärtigen Sozialdemokratie auseinanderzusetzen.

Für Herrn Holek ist, nach seinen Schilderungen, die Sozialdemokratie seines Lebens höchstes Glück und Unglück zugleich geworden. Sie gab dem Zwanzigjährigen, der bis dahin in geistiger Dumpfheit dahingedarbt, das, wonach er mit allen Fasern hungerte: Licht, Bildung, Kameraden, Selbstbewußtsein, Selbständigkeit, Freiheit und Kampf. Und sie nahm ihm, der alle diese neuen Güter, Kräfte und Möglichkeiten nun in jugendlichem Feuereifer auch betätigte, zugleich allmählich jeden sicheren Existenzboden, brachte ihm dafür Verfolgung, Isolierung, Hunger. Selbst die vermutliche Untreue seiner ersten Frau und der Zusammenbruch seines ohnehin kärglichen Eheglücks, schließlich auch der unausweichbare Zwang zur Auswanderung, selbst das ist auf das Konto seiner sozialdemokratischen Gesinnung und Betätigung zu setzen. Die Sozialdemokratie, die ihm alles Höchste in seinem Leben gab, raubte ihm zugleich alles Notwendige. Darin liegt wohl auch der tragische Höhepunkt im Leben dieses Mannes, der sich meines Wissens heute politisch nicht mehr betätigt. Und doch ist er auch in dieser Beziehung keine Ausnahmeerscheinung, sondern ein Typus. Denn so, wie ihm, ist es in den Anfangszeiten der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung allenthalben Hunderten gegangen: sie wurden die Winkelriede, die sich selbst zum Opfer brachten, um der neuen, von allen Seiten bekämpften, von den Massen nur erst leise verstandenen Bewegung die erste Gasse zu bahnen. Herr Holek nennt selbst in seiner Darstellung mehrere solcher nordböhmischen Helden und Märtyrer mit Namen; mir scheint, daß er ihrer selber einer ist.

Freilich ist dies nicht das einzige tragische Moment seines Lebens. Fast möchte man sagen, von seiner Geburt an begleitet ihn ein solches durch alle seine Lebensphasen. Tragisch ist es, daß dieses reine Kind schon in seinen ersten Lebensjahren zusammenleben muß mit jenem verkommensten Gesindel, das schon Fischer als Ärmste der Armen schildert. Tragisch, daß dieses nach Bildung hungrige

Wesen fast aller Bildung und Erziehung bar bleibt. Tragisch, daß derselbe Vater, der ihm noch vor der schulpflichtigen Zeit die ersten Kenntnisse beibringt, es ist, der es in der Schulzeit hindert, sie weiter zu entwickeln. Tragisch, daß jede Handfertigkeit, die der geschickte, tätige Knabe sich nur zum Spiel erwirbt, sofort von den Eltern in Erwerbsarbeit umgesetzt wird. Tragisch dies Wanderdasein seiner Knabenjahre. Nur zu erklärlich daher auch seine „wilde Ehe", die schon der Achtzehnjährige beginnt. Tragisch diese immer wiederholten Ansätze zu immer neuen Formen des Broterwerbs, wahrlich nicht aus Wollust, sondern aus Not, diese Wechsel im Berufsleben: Harmonikaspieler, Ziegeljunge, Erdarbeiter, Zuckerfabrikarbeiter, Ziegler, Glasarbeiter, Agent, Lagerhalter, Bauarbeiter, Redakteur, Ablader, Kaufmann, Ziegelmeister, Karrer, Fahrradhändler! Und immer wieder als Resultat von allem das Nichts, die Not! In allem Wechsel beständig nur diese, die ewig gleichtönende Abfolge von Arbeit, Hunger und Schlaf! Und auch heute ist der nun Fünfundvierzigjährige noch nicht weiter. Heute noch karrt er, in der Dresdner Glasfabrik vormals Siemens, im Schweiße seines Angesichts täglich Asche und Schlacken, für einen Wochenlohn von 15 bis 17 Mark, wovon fünf Menschen leben müssen. Dabei steht das Gespenst der Arbeitslosigkeit drohend auch über ihm.

Bei dieser Arbeit ist denn auch dies Buch entstanden. Wie, darüber hat mir Herr Holek einmal in einem Briefe berichtet, ohne zu wissen, daß er veröffentlicht werden würde. Gerade deshalb stehe er als eine Art Vorwort aus seiner eignen Feder noch hier. Er schrieb:

„Um sechs Uhr früh beginnt die Arbeit, mit dem Einladen der ersten Blechkarre. Es geht mühsam, denn die Arme, Beine und übrigen Glieder tun noch vom vorherigen Tage weh; bei jedem Anheben der Schaufel spürt man die Schmerzen. Die volle Schubkarre wird auf den Fahrstuhl geschoben, dann steigt man eilig hinaus aus der Tiefe, über vierundzwanzig Treppenstufen, währenddem der Kamerad schon leiert. Man eilt ihm zu Hilfe; denn erst beim siebenunddreißigsten Mal Drehen der Kurbel ist die Karre oben. Der Atem wird knapp. Zum Ruhen aber ist keine Zeit. Schnell herunter mit der vollen, daß die leere Karre darauf gestellt und wieder heruntergelassen werden kann, damit sie der Kollege so wie ich vorher laden kann. Derweil fahre ich hinaus auf die

 Schlackenhalde, 80 bis 100 Schritt weit, mit der ungefähr drei Zentner
schweren Karre. Die Last drückt, die Knie schlottern, der Schweiß rollt vom ganzen Körper. Dann folgt die zweite, dritte und vierte Karre. Die Glieder richten sich wieder ein. Es geht nun wie um die Wette. Die Arbeit muß fertig werden, sonst verliert man zwei Mark fünfzig Pfennige Prämie in der Woche. Bis Mittag sind auch über achtzig Stück hinaus, fünfzig bis sechzig bleiben noch übrig für den Nachmittag. Um ein Uhr beginnt also die Jagd von neuem. Endlich steigt die letzte Karre. „Gott sei Dank!" Müde und naß von Schweiß taumelt man in einen Winkel. Doch das alles wäre noch nicht das Schlimmste. Aber in der Tiefe stehen zwei Öfen: Gaserzeuger, zum Glasschmelzen. Das gründlichere Kohlenverzehren wird mit Hilfe des Dampfes gefördert, was einen furchtbaren Lärm wie ein Wasserfall verursacht. Es surmt davon in den Ohren; jede Möglichkeit zu einem fortgesetzten Denken ist geraubt. Mit der Zeit aber scheint es, als wenn sich das Gehirn auch daran gewöhnt hätte; es bringt doch immer wieder neue Gedanken hervor und kramert sogar die vierzigjährigen Bilder heraus, um sie dann zu Hause auf das Papier zu bringen. Freilich wie schwerfällig oft! Jeden Tag bald gibt es einen andern Satzbau, je nachdem der Organismus der schweren Arbeit und dem wütenden Element Widerstand zu leisten imstande war... Die Fenster des Zimmers, wo ich schreibe, führen auf die Straße, auf der mindestens alle zehn Minuten ein Lastwagen gefahren kommt. Hinter mir liegt schlafend der Säugling, wacht auf und weint. Ein andersmal wird er erst eingeschläfert. Ach, die mühsame Arbeit! Dazu noch die mangelhafte Schulbildung! . . . Sie sehen, unter wie schweren Umständen ich mein bißchen geistige Arbeit leisten muß . . ."

Wenn etwas, so lehrt auch dies Buch eins: daß die Masse der modernen Arbeiter, auf deren breiten Schultern der Bau unsrer glänzenden Kultur hauptsächlich ruht, noch heute nicht Teil an deren Gütern hat. Noch lebt sie ein wahrhaft untermenschliches Dasein, wenn man Menschendasein mißt an dem Maßstab der Kulturgemeinschaft.

Zehlendorf-Wannseebahn, am 1. Februar 1909
Paul Göhre

Die ersten Erinnerungen

Wenn ich vierzig Jahre zurückblicke und über das nachdenke, was mir aus meinen ersten Lebensjahren noch im Gedächtnis geblieben, kommt mir das wenige wie ein Traum vor, ohne jeden Zusammenhang.

Meine Eltern wohnten in einem nordböhmischen Dorfe, das, wie ich später erfuhr, Schönhof hieß. Dort bin ich am 20. Januar 1864 geboren. Der Vater arbeitete in einer Zuckerfabrik. Wenn ihm die Mutter das Mittagessen zutrug, nahm sie mich sehr oft mit und führte mich bei der Hand, damit ich nicht in den Bach neben der Straße hineinfalle. Auf diesen Gang freute ich mich jedesmal sehr, da mir mein Vater immer ein hübsches Stückchen Zucker gab. Große Angst jagten mir aber die mächtigen Dampfmaschinen ein, an denen wir vorbeigehen mußten. Vielleicht sind sie schon lange unter das alte Eisen marschiert. Dann interessierten mich die großen Flaschen oder Ballons, die der Reihe nach in Körben eingesteckt auf dem Fabrikshofe standen.

In diesem Orte sprachen die Leute Deutsch. Mutter und Vater sprachen zu Hause Tschechisch. Und da konnte ich von jeder Sprache ein bißchen. Das Tschechische lernte ich von der Mutter und das Deutsche unter den Kindern, meinen Spielgenossen.

Wir wohnten in einem niedrigen Eckhause, vor dem sich zwei Straßen kreuzten. Wohin sie führten, kann ich nicht mehr sagen, da ich in diesem Orte um nicht viel älter geworden bin.

Hinter dem Hause befand sich ein schöner, aber nicht gar großer Garten, mit hübschen Blumen.

Als ich eines Tages früh erwachte, sah ich mich in einer ganz anderen Wohnung. Das Zimmer war gewölbt und hoch. Unsere Möbel lagen da kreuz und quer durcheinander. Vater war nicht da, Mutter saß beim Ofen und weinte. Sie ging dann fort, ich lief

neben ihr her. Als wir zu dem Hause kamen, in dem wir erst gewohnt, sah ich, daß das Dach heruntergerissen war, das Holz angebrannt auf dem Hofe herumlag. Die Mutter fing wieder an zu weinen und wischte sich die Tränen mit ihrer Schürze ab. Im Garten stand ein Mann mit einer Schaufel in der Hand. Die Mutter nannte ihn Anton. Sie zankte sehr auf ihn. Ich betrachtete mir das alles gleichgültig und horchte dem Zank und Streit stumm zu und verstand die Bedeutung dessen allen nicht. 2

Erst später, wie ich schon älter war, erzählte die Mutter öfters uns Kindern von der Brandgeschichte und von dem Schaden, den sie dabei erlitten haben. Den Anton bezeichnete sie jedesmal als Urheber des Brandes. Das Haus sollte ihm gehört haben, und er hätte es hoch versichern lassen, dann selbst angezündet, um mehr Geld herauszuschlagen, als es ihn kostete. Inwieweit ihre Verdächtigungen gegen den Mann wahr waren, konnte ich nicht erfahren. Denn dieses Unglück wurde ja später immer mehr vergessen und immer weniger davon gesprochen.

Von dem Brand kann ich selbst nichts weiter als das schon Gesagte erzählen. Er soll ja in der Vormitternacht ausgebrochen sein, und da mag ich wohl längst süß und sanft geschlafen haben, so daß ich gar nichts gewahr wurde, wie sie mich in ein Zimmer des unweiten Gasthauses transportierten.

Das Haus, wo wir dann wohnten, war groß und hoch, stand auf einer Anhöhe rechts an der Straße. Dabei befand sich ein großer Garten, mit einer Steinmauer umgeben, in dem auch eine Schaukel war, auf der ich mich mit den andern Kindern mehreremal schaukelte.

Zu der Zeit ging mir's noch sehr gut. Von Hunger oder sonstigen Qualen hatte ich noch keine Ahnung.

An Spielsachen fehlte es mir auch nicht. Zwei bewegliche Reiter und ein großer Pudelhund waren mir die liebsten, an die ich mich noch heute erinnern kann. Mit dem schönen weißen Pudelhund hatte ich aber Pech / er ist mir verunglückt.

Die Mutter lud mir ihn einmal nach vielem Betteln in den Kinderwagen und ich fuhr ihn vor dem Gasthause hin und her, dabei mochte ich es versehen haben, ließ den Wagen aus den Händen fahren, er fuhr über die Böschung nach der Straße zu, kippte um, und der Hund war kaputt.

Wie lange ich und meine Eltern hier noch wohnten, kann ich auch nicht bestimmt sagen. Lange wohl nicht. Denn, wie ich mir es heute vorstellen kann, gehen die Zuckerfabriken nur im Winter und die Arbeit dauert auch nur solange wie die Kampagne. Wie ich mich aber schon wieder in einem andern Kreis von Leuten und Kindern, in anderer Gegend und Wohnung sah, war's schöner, warmer Sommer. In der Wohnung, wo ich, mein kleinerer Bruder Albert und meine Eltern sich nun aufhielten, waren noch ein alter Mann und Frau, die mir als Großvater und Großmutter bezeichnet wurden, und die ich so nannte, solange sie noch lebten.

Ferner befanden sich da noch zwei Männer und ein größeres Mädchen. Ich nannte sie so wie mir's die Mutter sagte. Den großen Onkel Joseph, den kleineren Matthias, das Mädchen Tante Marie. Unser Beisammensein und meine Freude an den Geschenken, die mir die Onkels gewöhnlich aus der Stadt mitbrachten, dauerte nicht lange. Bald sah ich weiter niemanden wie die Großeltern: Sie gaben uns zu essen und sorgten mit allem für uns. Der Großvater mußte sich immer, wenn er gehen wollte, auf einen Stock stützen. Er saß sehr oft an der Wiege meines Bruders und sang ihm Lieder vor. Der arme Mann war schon, wie ich nachher erfuhr, achtzehn Jahre krank gewesen. Seine Gichtkrankheit holte er sich bei der Beschäftigung als Flößer.

Meine Eltern und die Verwandten kamen nur hin und wieder mal nach Hause. Das, wenn sie zu Hause waren, mag wohl immer an einem Sonntag gewesen sein, weil sie jedesmal in die Kirche gingen und auch mich mitnahmen.

Wenn ich den Großvater fragte, wo Vater und Mutter wären, gab er mir immer zur Antwort:

„Nu, auf der Arbeit, im großen Walde Holz fällen!" Ich hatte natürlich von dem allen keinen Begriff.

Die Verwandten, die ich da zum ersten Male kennen lernte, waren die Eltern, Brüder und Schwester meiner Mutter. Und dieser Ort, in dem sie geboren und groß gewachsen, hieß Kralowitz. Die Umgangssprache war Tschechisch. Nur selten hörte man jemanden Deutsch reden. Kralowitz war eine Bezirksstadt. Die meisten Häuser waren klein und niedrig gebaut. Höhere einstöckige Häuser standen nur um den Marktplatz herum. Das größte von ihnen war das Gerichts-

gebäude. Ich hatte zwar damals noch keinen Begriff von einem Gericht. Wenn ich aber manchmal in der Stadt hin und her spazierte, um mir die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, bekam ich vor den Herren mit den Augengläsern und Papieren unterm Arm, die da aus und ein gingen, großen Respekt. Ich vermutete in ihnen doch etwas Höheres, als in denen, unter welchen ich lebte. Von allen den Häusern, die ich da zu sehen bekam, schien mir das, in dem wir wohnten, das ärmste zu sein. Die äußeren Mauern waren roh, ohne Kalkputz. Der Dachboden stand offen, ohne Giebel. Die zwei Stuben, aus denen es bestand, hatten nicht einmal Fußböden von Brettern.

Von Handwerkern gab es in dem Orte am meisten Töpfer, Weber und Schuhmacher.

Von Fabriken war nichts zu sehen. Weitere Sehenswürdigkeiten waren die große Kirche, die in einem entlegenen Viertel auf einer Anhöhe stand, und die Burgruine Tynitz aus des Ziska Zeiten. Auf dem Altar in der Kirche stand eine Mutter Gottes, von der mir die Großmutter Wunder erzählte. Sie soll nämlich früher in der Tynitzer Kapelle auf dem Altar gestanden haben. Als man die neue Kirche in der Stadt gebaut hatte, wurde die Mutter Gottes dorthin versetzt. Sie blieb aber nicht. Zweimal hat man sie transportiert, aber jedesmal war sie davongelaufen. Früh stand sie immer wieder auf ihrem früheren Platz. Zum dritten Male ließen alle Bürger der Stadt die Arbeit ruhen, bildeten eine Prozession, mit der Geistlichkeit voran, holten die Mutter Gottes, und trugen sie unter Gesank und Musik auf ihren neuen Posten. Und siehe, da lief sie nicht mehr davon. Von der Zeit an, ward / ich weiß nicht ob heute noch / dieser Tag gefeiert. Was an dieser Geschichte Wahres ist, will ich hier nicht kritisieren. Wenn mich manchmal später die Neugierde trieb und ich die Mutter über diese Muttergottesgeschichte frug, so erzählte sie mir mit Vorliebe dasselbe wie die Großmutter. Mein richtiges Urteil bildete ich mir darüber erst dann, als mein Verstand reifer und selbständiger wurde.

An die Namen einiger meiner Spielgenossen aus diesem Ort kann ich mich auch heute noch erinnern. Bei Feits hatten sie drei Jungen. Der älteste hieß Ferdinand und konnte schöne Soldaten malen, an denen ich meinen Gefallen hatte. Rechts wohnten Matejtscheks mit zwei Jungen, sie hatten ein großes Schaukelpferd und mehrere

Die ersten Erinnerungen

5 andere Spielsachen. Dorten brachte ich die meisten Stunden zu. Ihr Vater war ein Weber, dem ich immer mit Vergnügen zusah, wenn er webte. Der Großvater machte mir von Zuckerpapier eine Kirchenfahne, klebte heilige Bilder darauf, und wir spielten Prozession, Begräbnis usw. Einmal marschierten durch die Stadt viele, eine sehr lange Reihe Soldaten, in weißem Rock und blauer Hose gekleidet. Die Musik spielte. Ein Hund zog die große Trommel. Bum, bum ertönte es jedesmal, wenn der hinter ihr gehende Soldat draufschlug.

Dieses alles, und wie eine Frau in unserm Hause im Bett röchelnd lag, der Geistliche dabei und viele Frauen hinter ihm knieten und beteten; wie die Onkels dann zu Hause waren, abends beim Herdlichte Geschichten von starken Männern, verwünschten Schlössern und Geistern erzählten; und wie sie mir dann auch noch einen Christbaum aufputzten, während ich auf dem Backofen lag, wie ich sie dabei durch mein Erwachen überraschte, alle diese Bilder scheinen mir heute, als wären sie vom Nebel umhüllt, als hätte mir das nur geträumt. Und doch ist es Wirklichkeit, nur ein kleiner Bruchteil von dem, was ich vor vierzig Jahren gesehen oder gehört habe.

Ohne von meinen Spielgenossen, Großeltern Jansky und übrigen Verwandten Abschied zu nehmen, reiste ich aus diesem Orte, wohl gegen Frühjahr, wieder ab. Die Reise muß aber in der Nacht vor sich gegangen sein, denn, wenn ich auf ihr nicht geschlafen hätte, wäre mir gewiß etwas davon im Gedächtnis geblieben. So weiß ich aber gar nichts, daß ich auf dem Wege etwas gesehen oder gehört hätte. Auch wäre ich nicht so erstaunt gewesen, als ich erwachte, daß ich mich wieder in einer andern Wohnung, an anderm Orte und bei andern Menschen sah. Nur kurze Zeit verging, und ich sah meine Eltern wieder nicht. Mich übernahm eine alte, mir fremde Frau. Sie schlief mit in unsrer Wohnung und verwaltete sie. Wenn sie in den Wald Holz lesen ging, nahm sie mich jedesmal mit. Einmal ging ich ihr im Walde verloren, lief hin und her und weinte bitterlich. Nach längerem Hin- und Herirren traf ich einen Hirten, der mich mit nach Hause nahm. Ach, war das eine böse Frau! Von der erhielt ich viel Prügel. Sogar mit einem starken Strick auf den nackten Leib hat sie mich gehauen, weil ich in das Bett genäßt hatte. Meine Eltern kamen nur hin und wieder nach Hause. Wo sie waren, wußte ich nicht.

Das Dorf, wo nun meine Eltern ihren Wohnsitz genommen hatten, hieß Prilep, dessen Einwohner Tschechisch sprachen.

Außer drei Steinbrüchen, Dampfmühle und zwei kleineren Ziegeleien gab es da keine Industrie weiter. Die reichsten Leute zählte man unter den Bauern, die man als solche nach der Größe ihrer Scheune schätzte und deren Zahl ungefähr zwanzig betrug. Auch hatte jeder größere Bauer ein paar Pferde. Die sogenannten Häusler besaßen mehr oder weniger Feld und bearbeiteten ihre Felder mit Kühen. Die meisten Häuschen, die man da noch sah, waren klein, ohne Scheune, in denen die Mehrzahl der Einwohner dieses Ortes wohnten, entweder als Eigentümer oder Mieter. Das äußere Aussehen dieser Wohnhäuschen verriet durch den Rohbau, durch kleine Fenster und schlechte Türen die Armut ihrer Insassen. Sie sahen geradeso arm aus wie das Haus meiner Großeltern, und die meisten, in denen ich meine neuerworbenen Spielgenossen besuchte, waren ohne Holzfußboden.

Die Väter meiner Spiel- und späteren Schulgenossen waren meistens Steinarbeiter. Sehr viele gab's unter ihnen die sehr, ja ganz arm waren. Man hörte häufig über sie als über ein „Bettelvolk" spotten.

Nach meinem spätern Begriff waren das die Ärmsten unter den Armen, die entweder schon zu alt zur Arbeit, unfähig, lahm, blind usw. waren und sich auf diese Weise ihr Brot verdienen mußten. Ja es gab hier Zeiten, wo gesunde Kinder, Frauen und Männer sich durch Betteln ernähren mußten, wenn Arbeitslosigkeit eintrat. Was ja sehr oft vorkam, besonders im Winter. Auch ich, wie ich später erzählen werde, kaum zehn Jahre alt, füllte die Reihen dieser Unglücklichen. Als wir in dieses Dorf einzogen, hatte ich natürlich keine Ahnung davon, welche Not, Elend und Qual ich hier würde ausstehen müssen. Die Bettler betrieben ihr Handwerk mit verschiedenen Musikinstrumenten. Es ging von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, mit Leierkasten oder Ziehharmonika. Und wer kein Instrument spielen konnte, der mußte sich auf das Beten verlassen, das aber gewöhnlich nicht soviel wie das Instrument einbrachte. Aus diesem Grund trachteten die meisten, etwas Spielen zu lernen. Sogar das älteste und leicht lernbare Instrument, der „Dudelsack", wurde dem Beten vorgezogen und brachte mehr ein wie dieses. Oft erzählten meine

Spielgenossen von ihren Vätern, die in die Fremde nach Arbeit suchen gegangen waren, wie viel sie dort verdienten und was sie von dort nach Hause geschrieben. Dabei machten wir uns verschiedene Vorstellungen über die Verhältnisse in der Welt.

Die Bauernhäuser standen rundum den Dorfplatz, auf dessen Mitte die Schule, kleine Kapelle und das Hirtenhaus stand. Anfangs meines Dortseins interessierte mich besonders, wenn das Vieh, Kühe, Schafe, Schweine und Gänse, aus den Bauernhöfen früh auf den Dorfplatz hinausgetrieben wurde und sich jedes der Herde anschloß, und dann von den Hirten und seinen Gehilfen auf die Weide getrieben wurde. Wie sie es zu Mittag und abends wieder auf den Dorfplatz zurückgetrieben brachten und jedes, ohne geholt zu werden, sein Haus fand. Bald sah ich auch zum erstenmal und zu meiner Freude die schön geordneten Hopfengärten, wie sich die blätterreichen Pflanzen an den Holzstangen hinauf wanden und sich die gelben Knospen bildeten.

Die Eltern kamen wieder nach Hause. Meine Erzieherin, die alte Frau, verschwand, ohne von mir Abschied zu nehmen. Ich kann mich wenigstens nicht erinnern, daß sie das getan hätte. Nun ging es mir wieder besser bei meiner Mutter. Dafür aber stellten sich für mich andere Pflichten ein. Der Vater kündigte mir an, daß nun die Zeit heranrücke, wo auch ich, so wie die andern Kinder, in die Schule gehen müßte. Eines Tages, wohl eines Sonntags, gingen wir miteinander in die Stadt Rakonitz. Dort bekam ich einen neuen Anzug, Mütze mit einer Rosette und ein Lesebuch für die Schule.

Dann begann das Lernen. Jeden Abend, wenn der Vater aus der Arbeit kam, lehrte er mich lesen. Sein Wunsch war, wie er mir immer sagte, daß, bevor ich in die Schule eintrete, ich gut lesen können sollte. Er hat sich auch nicht in seiner Hoffnung getäuscht. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Bevor ich in die Schule eintrat, konnte ich nicht nur das Abc, sondern auch die Erzählungen in dem Buche lesen. Er konnte zwar selbst nicht gut lesen, was er viele Male vor mir bedauerte. Ja, wie oft hörte ich ihn klagen, daß er bessere Stellen hätte bekleiden können, wenn er nur im Lesen und Schreiben besser beschlagen gewesen wäre. Noch schlechter als im Lesen stand es bei ihm mit Schreiben. Da brachte er mit Mühe kaum die Unterschrift seines Namens zusammen.

Dieser Mangel, den er an sich erfahren, trieb ihn gewiß dazu, mich vorzubereiten, damit ich dann in der Schule leichter vorschreite.

O, hätte sich doch sein Bestreben bewahrheitet! Nichts, / nichts ist geworden aus dem allen! Der gute Wille, Hoffnung, Bestreben, alles zerfloß wie Wasser. Ich brachte es nicht viel weiter wie der arme Vater.

Bei dieser Gelegenheit, dem Lernen, hörte ich zum erstenmal aus seinem Munde, wie das kam, was daran schuld war, daß er so wenig lernen konnte. Was er mir darüber erzählte, tat er gewiß mit der Absicht, mir so mit einem Beispiel zu dienen, um mich zu warnen, die Gelegenheit und Möglichkeit nicht zu versäumen, und soviel wie möglich zu lernen. Seine Worte wirkten. Mein Eifer stieg immer mehr. Sein Zurückbleiben ist ja kein Wunder gewesen. Erst acht Jahr alt war er, als der Tod seine Eltern hinraffte. Er und seine um zwei Jahre ältere Schwester standen da, verlassen, auf fremde Menschen angewiesen. Die Eltern waren arm, hinterließen kein Vermögen.

Ein Bauer in seinem Dorfe nahm sich seiner an, der für ihn sorgen, ihn erziehen und in die Schule schicken wollte. Sein Erzieher nahm es aber mit der geistigen Erziehung nicht gar strenge, schickte ihn sehr selten in die Schule, und hielt ihn desto mehr an die Arbeit im Hause. Seine jungen Jahre brachte er beim Kühehüten, Kinderwarten und sonstigen häuslichen Arbeiten zu. Später mußte er aufs Feld. So wuchs er heran, ohne in der Schule etwas gelernt zu haben. Das bißchen Lesen lernte er erst in seinen späteren Jahren.

Obwohl ich die Tragweite von dem allen nicht begreifen konnte, hielt ich es doch mit meinem kindlichen Verstand für bedauernswert.

Das Dorf, wo mein Vater geboren und auch dorthin heimatszuständig war, heißt Ratkowitz und liegt im Bezirk Nepomuk, von wo auch der heilige Johann von Nepomuk stammte. Er soll, wie ich aus den geschichtlichen Erzählungen erfuhr, ein Beichtvater der Frau des Königs Wenzel gewesen sein. Und als solcher ließ er sich hinreißen, die Königin zum Gattenmord zu verführen. Dafür ließ ihn der König zur Strafe wie einen Hund in der Moldau in Prag ersäufen. Die Pfaffen aber erklärten den gesalbten Sünder zum Heiligen.

Ob auch das wahr ist, daß die Nepomuker die Statue des hei-

ligen Johann aus Silber besitzen, weiß ich nicht, denn ich bin in meinem Leben nicht dort gewesen, daß ich mich hätte überzeugen können. Auch nach Ratkowitz, wohin ich heute noch heimatszuständig bin, kam ich nie.

Die Bürger meines Heimatsortes und ich, wir kennen uns gegenseitig nicht. Ja, sie kennen nicht einmal meinen Vater. Einmal werden sie vielleicht recht erstaunt sein, wenn ich per Schub angerückt kommen werde. Das wird wohl erst dann geschehen, wenn die Knochen werden verkrüppelt und ganz ausgesaugt sein. Dann, nachdem mich die, denen ich meine Gesundheit, mein Leben geopfert, los werden, müssen mich diejenigen unterstützen, die mich gar nicht kennen.

Noch bedauernswerter als der Vater war meine Mutter. Denn er konnte wenig, sie aber gar nichts; weder Lesen, noch Schreiben. Und das war für uns Kinder der größte Schaden. Sie war, wie ich schon erzählte, in einer Stadt geboren, wo wohl auch schon zu ihrer Schulzeit die Schulerziehung besser gewesen ist als auf dem Lande. Der Schulbesuch war damals schon ein sechsjähriger, vom sechsten bis zwölften Jahre. Doch hat sie nichts gelernt. Der Vater machte ihr oft deretwegen Vorwürfe. Auch mir dummen Jungen fiel das sehr auf, als ich sah, daß ich in einigen Wochen so schön Lesen gelernt hatte.

Da erlaubte ich mir manchmal, die Mutter zu fragen, wieso es komme, daß sie nichts in der Schule gelernt hätte. Niemals aber erhielt ich die richtige Auskunft. Die eine und dieselbe Antwort, die sie mir jedesmal gab, lautete: „Weil ich nicht so ein Advokat sein wollte wie ihr! So viel, was ich für mich brauche, kann ich." Damit war die Sache immer abgetan.

Gewissermaßen hatte sie auch recht, wenn sie so sprach. Denn in mancher Hinsicht zeigte sie mehr Scharfsinn wie andere Leute, so daß ich mich manchmal darüber wunderte und dabei dachte, daß sie nicht ganz unfähig mag gewesen sein, als sie einst in die Schule ging.

Es gelang mir auch später nicht, von ihr zu erfahren, ob und wie lange sie die Schule besuchte. Am liebsten erzählte sie, was sie als Dienstmädchen erlebte. Von ihrem zwölften bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahre hat sie gedient, dann geheiratet. Wäh-

rend ihrer Dienstzeit lernte sie so geläufig Deutsch, wie ich es selten von einem Tschechen hörte. In meiner ersten Lehrzeit durfte ich mich also auf meine Mutter nicht verlassen und von ihr Unterstützung erwarten Ja, es kam eher vor, daß ich von ihr im Lernen gehindert wurde. Daß sich der Vater soviel Mühe gab, mich zu lehren, war für mich sehr vorteilhaft, weil ich, als ich dann in die Schule ging, durch Verhältnisse immer wieder von dem Schulbesuch abgehalten worden bin.

Meine Schulzeit

Eines Tages früh kündigte mir meine Mutter an, daß nun die Zeit gekommen sei, wo ich in die Schule gehen müsse. Was auch geschah, nachdem sie mich angezogen und das Lesebuch mir hingelangt hatte. Der Lehrer war ein vollbärtiger, schlanker Mann. Sein Blick und seine Tonart machten auf mich einen guten Eindruck. Nachdem er mit Mutter einige Worte gesprochen, nahm er mich an der Hand und führte mich in die erste Bank rechts. Rechts saßen wir Jungen und links die Mädchen. Sämtliche Schulkinder waren in einem Schulzimmer in zwei Reihen Bänken eingeteilt.

Einige Tage lernten wir Kleinen in der ersten Bank nichts und hörten nur zu, wie die andern lasen oder rechneten. Am Ende des ersten Vormittagsunterrichts bekam ich vom Lehrer ein Stück Silbergeld und dazu noch eine Zuckerdüte.

Das freute mich! Noch größer war aber meine Freude dann, wie das Lesen begann, die Reihe an mich kam, ich die Buchstaben nacheinander dem Lehrer vorlas und er mich dafür lobte. O, hätte ich doch dem Lehrer zeigen können, wie ich schon hinten in dem Buche auch lesen konnte. Dazu kamen wir aber diesen Winter nicht.

Im Herbst, als ich in die Schule eintrat, begann das neue Schuljahr. Und bevor wir vom A bis zum Z gelangten, war es ziemlich Frühjahr geworden. Bei diesem Buchstabieren, das mir schon langweilig geworden war, blieb ich unter meinen sieben neu eingetretenen Schulkameraden in der ersten Bank der Erste. Sehnsüchtig wartete ich und freute mich sehr darauf, bis wir weiter

zum Lesen kämen, um dem Lehrer zu zeigen, was ich schon könne, und daß ich auch da der Erste sein würde. Es sollte aber nicht so kommen, wie ich es hoffte. Meine Freude wurde getäuscht. Ich ahnte ja nicht, daß meine Eltern schon wieder einen neuen Wanderplan beschlossen hatten. Die Schulgenossen meinesgleichen waren so glücklich, das zu erreichen, nach dem ich mich so sehnte, ich aber nicht.

Ich war nicht wenig erstaunt, als ich wieder einmal aus dem Schlafe erwachte und mich wieder in einer ganz andern, mir fremden Gegend sah. Vor mir bewegten sich viele Menschen, Männer und Frauen, jung und alt. Sie wimmelten hin und her. Sangen und hetzten. Hackten und schaufelten den roten Lehm in zweiräderige Karren, fuhren hin und her. Manche fluchten und schimpften, wie ich es bis dahin nie gehört hatte, worauf ich aber diese Menschen für sehr böse hielt und auch vor ihnen große Angst bekam.

Die Onkels, Tanten, auch der Onkel Anton mit seiner Frau, die ich noch nicht kannte, sie alle hatten sich hier wieder zusammengefunden. Sie gruben mit andern Leuten durch den hohen Berg, auf dessen Rand ich mich herumtummelte, einen breiten, tiefen Graben. Später erfuhr ich, daß das ein Einschnitt war. Ringsum, nahe und in der Ferne, stand Wald. Im Tale erblickte ich Häuser, hörte die Hähne krähen und Hunde bellen. Das war das Dorf Seltsch. Abends marschierten wir, alle Verwandten und auch noch viele andere Leute, die da arbeiteten, in das Dorf. Wir gingen in ein Bauernhaus, das auf einer Anhöhe stand. Dort nahmen wir Platz in einer Scheune. Dann aßen wir Milch und Brot, das Mutter und die Tanten herbeibrachten.

Dieser plötzliche Wechsel in den Verhältnissen machte auf mich solch einen Eindruck, daß ich mich in das alles, was ich da gesehen und gehört hatte, nicht hineinfinden konnte. Das meiste war mir zuwider. Besonders, als ich mich auf das Stroh hinlegen sollte, und als Kopfpolster und Zudecke nur ein paar Kleidungsstücke bekam. Auf welche Weise ich wieder in diese Umgebung gelangte, ist mir ebenfalls unbewußt geblieben. Sicher in dem Handwagen, mit dem wir später auch nach Hause fuhren. Aber da mag ich wohl auch so gut und sanft wie bei den vorhergehenden Wandertouren geschlafen haben.

Dort, wo meine Eltern und Verwandten arbeiteten, war der Bahnbau von Rakonitz nach Saaz. Auch ich fand hier meinen Kräften entsprechende Beschäftigung. Sie bestand darin, daß ich die Lehmhacken in die Schmiede zum Schärfen schaffte. Zwei oder drei zu tragen, war für mich zu schwer, deshalb ging ich immer nur mit einer. Oft holte ich auch Bier aus der Kantine. Auch erhielt ich einmal ein Kästchen und sollte aus dem Magazin, das sich gleich neben der Schmiede befand, Wagenschmiere bringen. Als ich dort hinkam, fand ich das Faß, wo die Schmiere drin war, ziemlich leer, nur ganz wenig noch auf dem Boden. Niemand war anwesend, der mein Kästchen gefüllt hätte, meine Arme waren zu kurz, die Schmiere von unten herausholen zu können. Der gute Rat war teuer! Verlegen sah ich ein paarmal hinein, ging um das Faß herum, sann nach, wie ich das anstellen solle, um die Schmiere herauszukriegen. Nach längerem Überlegen stieß ich es um. Aber auch da blieb mir nichts anderes übrig wie hineinzukriechen, wenigstens so weit, daß ich mit den Händen hinten auf den Boden langen konnte. So gelang es mir, mein Kästchen doch zu füllen. Aber, / dann, wie ich herausgekrochen war, da sah ich aus! Die Hände, Knie, Hemde, die Mütze, alles war vollgeschmiert. Schon das, was ich selbst an mir sehen konnte, weckte in mir Unsicherheit, was dazu meine Leute sagen würden, wenn ich vor ihnen in diesem Zustande erscheinen würde. Auf dem Rückwege traf ich im Walde schönes, grünes Gras. Mit dem versuchte ich die Sache aus dem gröbsten gutzumachen. Immer mit einer Handvoll nach der andern bemühte ich mich, die Schmiere von meinen Kleidern abzuwischen, aber vergebens. Je mehr ich wischte, je breiter wurden die schwarzen, fetten Flecke. Langsamen, unsicheren Schrittes begab ich mich, nachdem ich einsah, daß meine Mühe umsonst war, zu meinen Leuten. Ach, das Gelächter, das mir da entgegenscholl, als ich sie erreichte und sie mich erblickten! Hätten mich die Tanten und die Mutter nicht in Schutz genommen, so hätte ich gewiß von dem Vater mit dem Leibriemen etwas zu spüren bekommen. Auf diese Weise ist aber die Sache noch gut abgelaufen. Und ich bekam einen neuen Anzug, zu dem jeder von den Verwandten etwas steuerte. Dies war also die erste Schmiere in meinem Leben. Wäre es doch die letzte gewesen.

Auf diesem Bahnbau kam mir die Lebensweise, das abscheuliche Benehmen, wie ich es bei den meisten sah, und die rohen Ausdrücke, die ich von ihnen hörte, noch als sehr ungewöhnlich vor, trotzdem ich schon in dieser Hinsicht ein bißchen abgestumpft war. War ich doch schon aus einer Gegend in die andere geschleppt worden! Aber solche Menschen wie hier kamen mir außer den Zigeunern noch nicht vor die Augen. Die Menschenkreise, unter denen ich mich bisher befunden hatte, waren doch meistens friedliche, nüchterne Menschen gewesen, aus deren Mund man selten etwas so Schlechtes hörte, wie es hier täglich, stündlich der Fall war.

Damals traten vor meine kindliche Seele ganz andere Bilder wie bisher. Schon das äußere Aussehen der Mehrzahl der hier Arbeitenden erfüllte mein Inneres mit großer Furcht und Scheu. Ihre Gesichter waren rot, blau und aufgedunsen. Ihre wilden Blicke verrieten ein rohes Gemüt. Die Haare sahen struppig aus, Hände und Füße schmutzig, als hätten sie sich schon sehr lange nicht gewaschen. Schuhe keine. Die Kleider waren zerfetzt, die Lumpen hingen von ihren Leibern herunter. So sahen die meisten aus. „Schwein, Rindvieh, Hund, Esel", das waren ihre liebsten Ausdrücke. Mein jugendlicher Verstand hielt sie für eine ganz andere Menschenrasse und nannte sie Zigeuner, die ich schon früher öfters zu sehen bekam. Und erst dann, wenn sie anfingen, ihre rohen Ausdrücke an den Mann zu bringen, da flüchtete ich jedesmal wie von einem Geschoß getroffen, vor Angst am Körper zitternd oder mit vor Scham errötendem Gesicht, in den nächsten Winkel. Kurz, dies Eisenbahnerleben erzeugte eine Wirkung nach der andern, wie das wechselnde Wetter in Apriltagen. Während des Tages entstand da und dort ein Streit, der oft mit Schlägerei endete. In solchen Fällen war die Hacke und Schaufel die allernächste Waffe, dabei hörte man die gemeinsten und rohesten Ausdrücke aus den Kehlen der Wütenden, die sich manchmal wie die Bestien zerfleischten. Und dann hörte ich gewöhnlich: „Wenn sie nicht besoffen wären, wäre es nicht soweit gekommen!"

Auch hörte ich vielmals von meinen Verwandten oder daneben Arbeitenden: „Wenn wir es auch so machen würden wie diese Lumpen, dann wären wir vom Partieführer auch besser angesehen und möchten mehr verdienen, so wie die." Doch das Mehrver-

dienen nutzte ihnen auch nichts, sie liefen trotzdem halbnackt herum, weil sie alles in der Kantine versoffen. Dies und ähnliches, was ich da hörte, war mein jugendlicher Verstand nicht imstande, sich zu erklären. Erst in meinen späteren, reiferen Jahren, nachdem ich selbst genügende Erfahrung aus solchen Verhältnissen erworben hatte, dachte ich über das früher Gesehene und Gehörte nach, dann wurde mir vieles klar. Die da klagten, waren immer die, die besser gekleidet gingen, nicht so verwildert wie die ersteren aussahen. Und aus deren Mund man nicht so häufig die rohen und gemeinen Ausdrücke hörte. Sie wurden aber von den echten Bahnbau-Lumpenproletariern wegen ihrer sittlicheren Lebensweise verspottet, beschimpft und gehaßt. Als Namen, mit denen sie betitelt worden sind, wurden immer die schlechtesten erdacht: Bauernknecht, Tölpel, Ochsentreiber und ähnliche. Wenn es doch dann und wann einem über die Geduld ging, und er sich verteidigen wollte, da war der Krach fertig. Das Gebrülle und Geschimpfe hielt manchmal lange an, in beiden Lagern. Denn die Lumpen hielten zusammen und die andern auch.

Die letzteren, die Minorität, „Dörfler" nannte man sie auch oft, mußten gewöhnlich nachgeben, den Sieg den echten Eisenbahnern überlassen. Denn diese gingen bei jedem Zank und Streit rücksichtslos vor. Ihnen lag ja nichts daran, wenn es zum Schlimmsten kam. Sie trugen doch das Bewußtsein in sich, daß sie vor den Vorgesetzten als Lieblinge galten, weil sie jeden verdienten Kreuzer in der Kantine vertaten. Dies war auch die Ursache, warum sie immer die bessere Arbeit bekamen und mehr wie die „Dörfler" verdienten. Dem Partieführer gehörte die Kantine. Auch die Schachtmeister standen dem Unternehmen nicht fern. So hatte man über einen jeden Arbeitenden die Übersicht, wieviel er in der Kantine fahren ließ, und danach behandelte man ihn auch. Die „Dörfler" stellte man deshalb nur dann in die Arbeit ein, wenn die erwünschteren, auf ein halbwegs menschliches Dasein verzichtenden Individuen nicht zureichten. Aus diesem Grunde gingen auch die Herren jedem Streite aus dem Wege, der hier und da entstand.

Die Bewohner von Seltsch hatten auch einmal nicht nur einen Streit, sondern schon mehr einen Krieg auszufechten. Ich kann mich noch gut erinnern, daß, als wir nach der Arbeit abends nach

Hause gingen und bis zu der Schmiede, die gleich am Eingange des Dorfes stand, kamen, eine Menschenmenge wartete und niemanden von den Bahnbauern hereinlassen wollte. Uns ließen sie aber doch herein. Hinter uns aber kam eine ganze Kompagnie der Echten!

Als sie herankamen, lief ihnen der Schmied, ein großer, starker Mann, entgegen, etwas in Händen hochhaltend. Kaum vor die erste Reihe gelangt, brach er zusammen. Wir und die andern liefen auseinander. Die Eisenbahner stürmten nach. Dann erzählten meine Leute untereinander, daß der Streit und die Schlägerei schon den Tag vorher, am Sonntag, begonnen hatte, auf dem Tanzsaal und im Schenkzimmer. Der Schmied sei totgeschlagen worden. Als Täter bezeichneten sie einen gewissen Kowanda, auch vom Bahnbau. Was weiter aus der Geschichte geworden ist, weiß ich nicht.

Was mir noch aus diesem Eisenbahnerleben im Gedächtnis geblieben, ist, daß bei dem Materialsprengen einem Manne die Beine zerschlagen wurden. Wie er fürchterlich schrie. Auch eine Frau / wohl seine Gattin / weinte sehr, taumelte hin und her, die Hände ringend. Andere Frauen bemühten sich, sie zu beruhigen. Dann noch, wie ich mit der Mutter einmal in die Kantine nach Bier ging, dort einer unter den vielen Schwarzen auf der Bank saß, seinen einen Fuß hoch hob und ihn frug: „Was willst du, Würste oder Schäfte?" „Ach lieber Würste!" antwortete er selber. Die andern lachten. Er war also schon so gesunken, daß er mit der eignen Not Luderei trieb.

Der hohe Berg war durchgegraben. Was die schaffende Kraft der sich hier schindenden Sklaven mit Hilfe der Lehmhacke nicht bewältigen konnte, das hatte der eiserne Bohrer und das Sprengpulver vollbracht. Es waren nur noch Böschungen zu machen und die Sohle des Einschnittes für das Bahngeleise zu ebnen, das schon weit in das Innere des Einschnittes reichte, während Lokomobilen schon die leeren und vollen Bahnwägen hin und her schoben. Da haben wir die Eisenbahner verlassen und sind von Seltsch nach Hause zurückgewandert. Vorher nahmen wir noch Abschied von den Bauersleuten, die uns während des Bahnbaues beherbergt hatten. Ich aber besonders von ihren zwei Jungen, die etwas älter wie ich waren, und unter denen ich meine freien Stunden im Garten oder auf ihrem Kegelschub spielend zubrachte. Aus Dankbarkeit aber nahm ich, bevor ich mich von ihnen trennte,

noch eine von ihren Kugeln mit und steckte sie verstohlen in den Tragkorb meiner Mutter. Aber ich fand sie nicht darin, als wir nach Hause ankamen, worüber ich sehr verdrießlich war. Wahrscheinlich hatte die Mutter die Kugel noch vor der Abreise in dem Korbe entdeckt und herausgeworfen. Sie war also ehrlicher wie ich! Jedoch ließ sie nichts von sich hören, daß sie auf die Spur meiner Sündentat gekommen war.

Als ich von Seltsch ging, ahnte ich nicht, welches Schicksal mich in einigen Jahren wieder hinführen würde. Ja, ich kam wieder. Als Bahnbauer? Nein! Als Dienstbote? Auch nicht! Als Bettler? Ja!

Na, ein direkter Bettler war's gerade nicht. Denn während der Zeit, wo ich Seltsch verlassen und nicht gesehen hatte, war aus mir ein kleiner Künstler geworden, ein Ziehharmonikaspieler. Und als solcher kam ich wieder hin, die Leute dort zu belustigen. Natürlich tat ich das nicht aus Liebe zu ihnen. Das, was mich dazu nötigte, war die Not und der Hunger. Musikliebende Menschen, die sich die hinreißenden Töne meines Instrumentes anhören wollten, verlangten meine Mühe nicht umsonst und gaben mir dafür: Geld, Brot, Mehl usw. Mit diesen stillten wir, ich und meine Geschwister, unsern Hunger.

Untertänigst dankte ich für alles, nur nicht für die Kartoffeln, wenn mir manche Bäuerin welche hinlangte. Was das mit den Kartoffeln für eine Plage war, will ich erst später erzählen. So wie ein jedes Handwerk seine Leiden hat, so auch dieses.

Nach unserer Heimkehr nahm ich meinen Schulbesuch wieder auf. Meine Angst und Sorgen, was der Lehrer mit mir machen und mir sagen würde, wenn ich in der Schule erschiene, erwiesen sich als unbegründet, als ich das erstemal wieder in die Schule kam. Wohl sah er mich forschend an, sagte mir aber sonst kein Wort wie: „Na, läßt du dich auch wieder einmal sehen?" und wies mich dann in die erste Bank, auf meinen früheren Platz. Nach einigen Tagen erst sah ich ein, wie viel ich versäumt hatte durch meine Abwesenheit. Im Lesen ist mir zwar auch damals noch keiner aus meiner Bank zuvorgekommen, aber in andern Lehrgegenständen doch. So im Schreiben und Rechnen. Davon kannten zwar die andern auch nicht viel, ich aber noch weniger. Pardon! Es gab noch einen Gegenstand, in dem ich meinen Schulgenossen nicht nachge-

blieben war, nämlich das „Beten". Aber gerade dieser Lehrer nahm es mit dem „Beten" nicht streng. Das Gebet, das wir vor und nach dem Unterricht hersagten, war sehr kurz. Denn es war sogar uns Schulkindern bekannt, daß der Lehrer auf das Beten wenig hielt. Ich hörte manche erwachsene Leute sich beklagen, daß in der Schule zu wenig Religion gelehrt würde. Das mag wohl auch die Ursache gewesen sein, warum dieser Lehrer nach kurzer Zeit von hier versetzt wurde.

Bald begann das neue Schuljahr. Schüler traten aus und andere in die Schule ein. Die noch Schulpflichtigen wurden in die höheren Bänke versetzt. Und ich / ich blieb von neuem in der ersten Bank sitzen, weil ich in der kurzen Zeit die andern Schüler nicht hatte einholen können. Dazu will ich noch bemerken, wie die Schule eigentlich eingerichtet war. Es befanden sich da links acht und rechts acht Bänke, wie ich schon vorne anführte. In jede Bank konnten sieben bis acht Schüler hineingepreßt werden. Jede solche Bank galt so viel wie anderswo eine Klasse. Im ersten Jahre kam man in die erste Bank, dann jedes Jahr, wenn man genügend vorgeschritten war, höher. Demnach mußten natürlich auch die Lehrgegenstände in dem Lehrplan eingeteilt sein. Jede Bank hatte ihren Stundenplan. Schon daraus ist zu ersehen, daß die Arbeit des Lehrers keine leichte war. Die Anfänger nahm er, einen nach dem andern, an seinen Tisch und lehrte sie lesen. Die größeren Schüler durften nacheinander, in der Bank stehend, laut vorlesen. Wenn z. B. der Schüler Pelz eine Weile gelesen hatte, unterbrach ihn der Lehrer und zeigte auf einen andern Schüler, der von dort an, wo der erste aufhörte, weiter lesen mußte. Da kam es vor, daß mancher nicht aufpaßte, nicht im stillen mitgelesen hatte, und dann nicht wußte, wenn der Lehrer auf ihn zeigte, von wo an er lesen sollte. Wofür er nichts zu lachen hatte. Denn er konnte dann den Artikel drei- bis vier-, ja noch mehrmal abschreiben. Und war eine härtere Strafe, als hätte er den Rohrstock fühlen müssen. Gerechnet wurde auf der Wandtafel, gewöhnlich früh, die Schüler einer Bank nach der andern. Das Schönschreiben kam immer nachmittags dran, das auf einer andern Wandtafel vom Lehrer vorgeschrieben stand. In anderen Gegenständen, wie Geschichte usw., saßen wir alle still auf unsern Plätzen und horchten zu.

Bevor der Winter verging, brachte ich es doch in die zweite Bank, hatte also meine Kameraden so ziemlich eingeholt. Denn diesmal war es mir noch nicht so schwer, ihnen nachzukommen, weil sie nur im Schreiben und Rechnen mir um etwas voraus waren.

Schlechter ging es mir dann, als ich kurze Zeit darauf wieder der Schule entrissen wurde, auf einen neuen Bahnbau wandern mußte. Da blieb ich sitzen in der zweiten Bank, also zweiten Klasse. Und brachte es auch später nicht viel weiter.

An der Strenge fehlte es bei diesem Lehrer nicht, trotzdem er sonst sehr gut war. Was uns Kindern bei ihm gefiel, war, daß er den Rohrstock sehr selten gebrauchte. Wenn jemand von uns etwas Dummes gemacht oder gar gestohlen hatte, da besaß er ein besonderes Geschick und Gemüt, die Sache, je nach ihrem Fall, zu richten und zu schlichten.

Mich haben z. B. auch einmal die Schüler beschuldigt, dem einen von ihnen einen Federhalter genommen zu haben. Es beruhte nicht auf Wahrheit. Aber der Lehrer erfuhr das, die Jungen trugen ihm das zu. Nach der Schule befahl er mir, dazubleiben. Als wir allein waren, hieß er mich, sich neben seinen Tisch auf den Stuhl zu setzen, und selbst setzte er sich auf einen andern mir gegenüber und fing an: „Sage mir aufrichtig, hast du den Federhalter genommen!" Der Ton, in dem er mich frug, klang sehr freundlich, trotzdem es mir schien, als wollte er mich mit seinen scharfen Blicken, die er mir forschend zuwarf, durchbohren. „Nein!" war meine Antwort, seinen Blicken standhaltend. Denn mein Gewissen war ja rein. „Nun gut!" fuhr er weiter. „Ob du ihn genommen oder nicht genommen hast. Merke dir, was ich dir jetzt sagen werde. Jeder Spitzbube fängt klein an, hat er beim ersten Versuch Glück, so wiederholt er es, und ist mit wenigen nicht zufrieden und trachtet, noch mehr zu erlangen. Ist es dir bekannt, wohin es solche Menschen bringen, wenn's ihnen einmal nicht gelingt, und sie dabei erwischt werden? Ins Zuchthaus! Du bist noch jung!" fuhr er nach kurzer Pause wieder weiter, „du mußt dir schon von jetzt an ein rechtschaffenes Leben zu führen angewöhnen. Das was dir nicht gehört, darfst du nicht angreifen und dir aneignen wollen. Gewiß würdest auch du unzufrieden sein, wenn dir jemand Schaden zufügen würde. Also möchtest du ein schlechter, unehrlicher Mensch, ein Zuchthäusler werden? Hast du den Federhalter genommen?"

Ich blieb bei meiner ersten Antwort: „Nein!" Nach diesem Verhör konnte ich abrücken. Selbstverständlich war die Untersuchung und Belehrung noch etwas größeren Inhaltes, als wie ich es hier wiedergebe. Aber die Worte, die ich da anführte, sind die, die mir heute noch im Gedächtnis, im Blut und Fleisch sitzen geblieben sind. Und sie wurden auf meiner Lebensbahn die besten Begleiter. In dem Labyrinth, dem das Arbeiterleben gleicht, herumirrend, traf ich Untugenden, schlechte Menschen, Gelegenheiten und Verleiter genug. Aber ich taugte seitdem zum Stehlen nichts. Ob mich die Worte des Lehrers hinderten, oder ob ich dazu schon zu dumm geboren war, ist mir nicht bewußt. Wenn ich manchmal schon vor der Tat, etwas zu nehmen, stand, erinnerte ich mich jedesmal an die Worte: „Schlechter, unehrlicher Mensch", „Zuchthäusler!" Das heißt: zum großen Spitzbuben brachte ich es seitdem nicht. Aber hin und wieder eine Kleinigkeit, die nicht mein, habe ich doch mitgenommen. In solchen Fällen wurde gewöhnlich der gute Wille, nichts Böses zu tun, von dem rücksichtslosen Magen besiegt. Wenn der leer war, nötigte er mich so lange, bis ich etwas, etwa ein Stückchen Brot, oder, wenn ich etwas Eßbares nicht erlangen konnte, dieses mitnahm. Das letztere mußte dann für Brot umgetauscht werden.

Daß der Lehrer mit seinem Verfahren recht hatte, und daß das, was er zu mir sagte, das Richtigste war, bezweifelte ich schon damals nicht, trotzdem ich noch nicht die volle Tragweite seiner aufrichtigen Meinung verstand. Auch nahm ich an, daß er es mit mir gut meinte. Weshalb hätte er mit mir so freundlich, so väterlich gesprochen? Nachher stellte sich's auch heraus, daß den Federhalter ein anderer Schüler genommen hatte. Auch ihm ging es so wie mir. Ein Schüler / ein Bauerssohn / erzählte mir auch, wie er nach der Schule dableiben mußte und der Lehrer ihm wegen schlechten Lernens eine Lehre gemacht hatte, die, wie ich merkte, auf ihn gut wirkte, weil er fleißiger geworden war.

Als ich in meinen älteren Jahren die Comenius-Didaktik einmal in die Hände bekam, leuchtete mir erst ein, daß dieser Lehrer manches von Comenius' Lehrgrundsätzen inne hatte.

Eines Sonntags kam zu uns der Onkel Matthias. Ich glaubte, er wäre nur auf Besuch zu uns gekommen, und freute mich ihn wieder-

sehen zu können. Nach dem Mittagessen kündigten mir meine Eltern an, daß ich mit dem Onkel zu den Großeltern gehen solle. Das war ein Weg von sechs Stunden. Unterwegs nahm dann der Onkel seine Taschenuhr ab und steckte sie mir in meine Westentasche, nachdem er die Silberkette in das Knopfloch geknüpft hatte. Ich stolzierte neben ihm vorwärts. Hinter dem Dorfe Wazlava begegneten wir im Walde zwei Männern, einer von ihnen war ungewöhnlich groß und stark, trug ein nicht großes Paket unterm Arm und hielt einen dicken Stock in der Hand. Der andere Mann war kleiner und viel schwächer, und trug auch ein Paket und ging ohne Stock. Beiden diesen Männern mußte diese Gegend unbekannt sein, sonst hätten sie nicht den Onkel angehalten und ihn gefragt, ob sie auf dem richtigen Wege nach Wazlava wären. Als die Männer halt machten und den Onkel anredeten, bemerkte ich, wie sein Gesicht errötete. Was ich mir nur damit erklären konnte, daß er vor dem starken Manne erschrocken war. Auch ich erschrak nicht wenig, erstens vor dem Manne und zweitens, wie ich sah, daß der Onkel auch Angst hatte. Glücklicherweise ist uns nichts passiert.

Aber was mich bei dieser Geschichte lange wunderte und beunruhigte, war, daß der Onkel errötete und Angst zeigte. Besonders auch deswegen, weil ich wußte, daß er Soldat gewesen war. Und Soldaten hielt ich für unerschrockene Helden! Auch in der Schule hörte ich vom Lehrer erzählen, wie die Soldaten in Kälte, wie Hitze, hungrig, doch mutig und tapfer vor den Feind rücken und ihn heldenmütig besiegen. Solche Geschichten las ich auch in meinem Lesebuche. Nach dem aber, was ich an meinem Onkel bemerkte, war ich im Zweifel, daß die Soldaten solche Helden wären, die ich in ihnen vermutete. So philosophierte ich für mich und zottelte dabei hinter dem Onkel her, und warf ihm immer wieder meine forschenden Blicke zu. Meinem Philosophieren machte erst das Erscheinen der weißen Friedhofmauer ein Ende. Es war der Friedhof unweit der Stadt, von wo meine Mutter stammte, und von dem sie mir oft Wunderbares erzählt hatte. Ihr liebstes Thema war nämlich, uns Kindern in freien Stunden von Geistern dieses Friedhofes zu erzählen. Jeder Geist hatte eine andere Buße, mußte so lange büßen, bis ihn jemand befreite. Einer z. B. hatte, als er noch lebte, die Grenzsteine aus den Feldrändern herausgerissen und wo anders

hin versetzt. Nach dem Tode hatte er im Grabe keine Ruhe, lief auf den Feldern herum von zwölf bis ein Uhr nachts, schleppte die Grenzsteine herum, wußte aber nicht mehr, wo er den einen oder den andern weggenommen hatte, dabei rief er fortwährend: „Wohin mit ihm? Wohin mit ihm?" Ein Betrunkener, der da zufällig hier nach Hause taumelte und in seinem Rausche keine Furcht vor Geistern kannte, gab zur Antwort: „Nun, zum Teufel dorthin, wo du ihn genommen hast!" „Ich danke dir für die Erlösung!" antwortete darauf dankend der Geist. Kurz, jeder dieser Geister mußte so büßen, die Dinge so verrichten, wie er sich durch sie in Lebzeiten versündigt hatte.

Hu / die Kälte überrieselte mich jedesmal, wenn ich solche Geistergeschichten hörte. Und doch horchte ich mit Vorliebe zu, wenn uns die Mutter so etwas erzählte, und ich unter ihrem Schutz in der Stube mich befand. Schlechter war es aber abends, wenn ich wohin geschickt wurde, schließlich auch sogar, wenn ich tags einen weiteren Weg machen sollte. Da erwachte jedesmal in mir eine durch diese Geschichten mir eingeimpfte Angst, die mich immer mit aller ihrer Macht packte, so daß ich am ganzen Körper zitterte. Räuber und Geister wimmelten dann vor meinen Augen. Ich danke denen, die mich einsehen lehrten, daß das nur Unwahrheit, Aberglaube, die Ausgeburten der geistigen Rückständigkeit sind, sonst wäre gewiß auch aus mir so ein Held geworden, wie ich ihn nun in meinem Onkel sah. Und doch, wie froh war ich, daß der Onkel damals mit mir ging: Hätte ich allein an dem Friedhof vorbei gemußt, lieber hätte ich einen großen Umweg gemacht. So tief wurzelte die Furcht und Angst in meinen Gliedern, die meine Mutter mit ihren Schauergeschichten großgezogen.

Kurz hinter mir und Onkel kamen auch meine Eltern nachgereist. Alle die Verwandten, wie ich sie in Seltsch gesehen hatte, fanden sich wieder in der Stube der Großeltern zusammen. Bevor ich sie alle so beisammen sah, war ich in dem Glauben gewesen, daß ich nur gekommen wäre, um die Großeltern zu besuchen. Nun aber, wo ich allerhand beraten hörte, die Sachen einpacken sah, nahm ich an, daß es gewiß wieder irgendwohin auf einen Bau gehen werde, was sich auch bald bestätigte. Die Tanten hockten alsbald ihre Tragkörbe auf, die Onkels griffen nach ihren Stöcken und dann

ging es fort. Ich natürlich mit. Mein kleinerer Bruder Albert und eine noch kleinere Schwester blieben bei den Großeltern. Wohin wir wanderten, wußte ich nicht. Erst unterwegs sagte mir eine Tante, als ich sie danach gefragt hatte, daß wir auf den Bahnbau hinter Plaß gingen. Nach dieser Mitteilung verschwand alle meine Hoffnung, die ich mir immer noch gemacht hatte, auch so viel zu lernen wie die andern Schüler, um dann in die höheren Bänke versetzt werden zu können. Mein Bestreben, mein guter Wille, das zu erreichen, war getäuscht. So viel, daß die Arbeit auf dem neuen Bahnbau längere Zeit dauern werde, und ich so lange nicht in die Schule gehen könne, verstand ich schon. Auch zweifelte ich nicht, daß ich nach solchen Umständen wieder sitzen bleiben würde, wenn ich in die Schule zurückkehrte. Und, wenn ich nun noch anfing zu rechnen, wie alt ich schon war, und wie lange ich erst in dieser Zeit die Schule besucht hatte, da verlor ich nun alle Lust und Liebe zum Lernen. Acht und ein viertel Jahr alt, und mein Schulbesuch machte, gut gerechnet, bis zu dieser Zeit ein ganzes Jahr aus. Das und anderes erwog ich, währenddem ich bald unter meinen Leuten oder hinter ihnen herzottelte. Während dieser Zeit verschwanden einige Dörfer hinter uns, aber es ging immer noch weiter vorwärts. Überall wo ich mich hinwandte, war nichts zu sehen als Felder, Obstgärten oder Wald, kein Berg; die Gegend, wo wir gingen, war eben. Endlich ein räumiger Wald. Als wir an dessen Ende kamen, erschienen uns in nicht weiter Ferne Häuser. „Jetzt kommt Plaß!" hieß es. Auch diesen Ort, der vielleicht nur mir, weil ich ihn das erstemal sah, mit seiner Umgebung romantisch erschien, erreichten wir bald. Plaß, das ich das allererste Mal zu sehn bekam, war ein kleines Städtchen, um das sich wie eine Kette ringsherum in verschiedener Höhe Hügel zogen, die rechts, oberhalb der Stadt, an zwei hohe, kegelartige, kahle Felsen anschlossen. Durch den schmalen Zwischenraum, der sie teilte, strömte der gefürchtete Fluß Strêla (deutsch Geschoß) abwärts durch die Stadt, wo über ihm eine Kettenbrücke hing. Links, wo wir hereinkamen, lag ein Friedhof, um dessen Mauer dicht nebeneinander Fliederstöcke gepflanzt waren, die mit ihren vollen und duftenden Blüten die Luft wohlriechend machten, und die durch ihre verschiedenen Farben die heilige Stätte zierten. Auf der rechten Seite stand ein großes Gebäude, es war

 dies das größte von allen denen, die ich in diesem Orte zu sehen
bekam, und das ebenfalls der Flieder und verschiedene andere Bäume schmückten, gleich wie den Friedhof. Das war das Kloster. Wir überschritten die Brücke, hinter der mir ein Krankenhaus gezeigt wurde, das in einem großem Garten stand und sich wie ein Paradies ausnahm. Auch um die übrigen Häuser, die meistens nicht dicht aneinander standen, waren Gärten und blühende Bäume zu sehen, die die Dächer so verschatteten, daß man nur ihre Spitzen sehen konnte. Außerhalb der Stadt lagen schöne grüne Wiesen mit verschiedenfarbigen Blumen besät und Obstgärten. War das eine schöne malerische Gegend! Sie kam mir vor wie das Paradies, wie ich von ihm in der biblischen Geschichte gelesen hatte. Die Bewohner schienen sehr fromm. Jeder, der uns begegnete, ob jung oder alt, grüßte uns mit: „Gelobt sei Jesus Christus!" Zu dem allem herrschte hier noch eine ungewöhnliche, eine Grabesstille. Und nun noch / es war Mittag / ertönte hinter uns vom Kloster her das Glöcklein, um meinen Eindrücken die Krone aufzusetzen. Denn es machte auf mich den Eindruck, als wenn dieser Ort in sich etwas Göttliches bürge. Damals ahnte ich nicht, von welchem schrecklichen Unglück er in kurzer Zeit betroffen werden sollte.

Der nächste Ort hinter Plaß, dem wir zureisten, und der uns so lange, wie der Bahnbau dauern würde, Gastfreundschaft gewähren sollte, war das Dorf Kaznov. Dort marschierten wir auch gleich links, unweit der Straße, auf der wir gingen, in einen Bauernhof hinein. Auch dort empfing uns die korpulente Bäuerin mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" Was mir an dieser Frau sowie an den übrigen, die ich in dieser Gegend gesehen hatte, auffiel, war ihre Tracht. Ein kurzer Rock, lange Strümpfe, niedrige Schuhe, glattanliegendes Leibchen; und auf dem Kopfe saß ein vom Kopftuch gemachtes Käppchen. So sah ich dann später nur die mährischen oder die wendischen Frauen in Sachsen gekleidet. Auch hier quartierten wir uns wieder in eine Scheune ein, schliefen auf dem losen Stroh. Als Kopfkissen oder Zudecke dienten die Kleider, in denen tagsüber gearbeitet wurde. Das Essen früh und abends durfte auf der Ofenplatte in der Bauernstube gekocht werden, das wir dann in der Scheune oder, wenn's nicht regnete, auf den Sitzbänken vor dem Hause verzehrten. Auf diesen Bänken wurden auch

immer abends nach der Arbeit allerlei Wunder- und Mordgeschichten erzählt. War die Witterung ungünstig, so geschah dieses in der Stube. Eine von diesen Geschichten will ich hier als Muster vorführen.

Damals war es noch auf dem Lande Sitte, daß, wenn ein wandernder Handwerker oder sonst einer um Nachtquartier anklopfte, er nicht abgewiesen wurde. Versprach er, etwas Schönes erzählen zu können, so bekam er sicher noch abends und früh zu essen. Ja, ein guter Erzähler konnte noch dazu auf ein Trinkgeld hoffen, wenn's den Leuten recht gut gefallen hatte.

Am besten traf es natürlich so einer, der recht packenden, reizenden und sensationellen Stoff wählte und anwandte. Zeitung kam ja bei diesen Leuten das ganze Jahr durch nicht ins Haus. Deshalb waren sie auf das angewiesen, was sie von jemandem andern hörten und besonders von so einem, der die Welt durchgereist, viel gesehen und gehört hatte. Er mußte doch mehr erfahren sein wie sie, die sehr selten viel weiter wie hinter das Dorf gekommen waren. So einer kam also auch einmal in das Bauernhaus, wo wir logierten. Er hatte ein sehr gutes Mundwerk, dem sein äußeres Aussehen zwar nicht entsprach, aber das machte nichts, er blieb eben da. Schon während des Essens erzählte er verschiedenes. Unsere Leute, die Bäuerin, Knecht, Magd, Kuhjunge, auch Nachbarsleute kamen angerückt und alle drängten sich um den Unbekannten. Nachdem sie ihre Plätze gefunden, saßen sie wie angenagelt und spitzten ihre Ohren. Eine Stille herrschte wie in der Kirche. Der Husten wurde zurückgehalten, damit der Erzähler nicht gestört werde. Und nun begann das Erzählen. Von den vielen den Abend erzählten Geschichten blieb mir am meisten die im Gedächtnis, wie ein Bauer / wo er wohnte und wie er hieß, weiß ich nicht mehr / der sehr gottlos, frevelhaft und lästerlich war, seine Nachbarn wegen Kirchengehen und Beten immer auslachte. Über die Prozessionen spottete er auch und ließ sich noch andere Sünden gegen die Religion und ihre Einrichtungen zuschulden kommen.

Eines Tages brach über das Dorf, in dem der Lästerer wohnte, ein solches Windgestüm, von Finsternis begleitet, herein, das die Einwohner so erschreckte, daß sie annahmen, der „Jüngste Tag" wär gekommen, sie liefen hin und her, kreuzten sich an der Stirn, Mund und Brust, und kniend vor ihren Wandbildern flehten sie Gott und

Heilige um Hilfe an. Der Sturm hielt nicht lange an, es wurde wieder still und hell. Aber, / aber, was war derweil geschehen? Der Teufel war die Ursache des Sturmes. Er hatte den lästerischen Bauer abgeholt, seine Nachbarn hatten es gesehen, wie der Teufel ihn geschleppt brachte, sich mit ihm auf einen Baum setzte. Und wie der Bauer strampelte, um Hilfe rief. Aber es nutzte ihm alles nichts, seine Seele war dem Satan verfallen. Na, und der Teufel, sah der aus! Wie eine Menschengestalt, aber ganz schwarz, sah er aus, zwei Flügel, zwei Hörner und auch zwei Pferdepfoten hatte er. „Ja, ja, meine Lieben, so ein schreckliches Ende nahm der Bauer wegen seines sündenhaften Lebens. Wie wird es ihm aber dort in der Hölle noch gehen?" Alle, auch ich dummer Kerl, saßen da wie versteinert, mir war so, als hätte mich jemand mit kochendem Wasser überschüttet. Auch die andern saßen nach dem Schluß der Geschichte schwer atmend und errötend da, und mögen wohl geradeso wie ich gedacht haben: „Gott sei Dank, daß ich nicht so ein Sünder bin, um nicht vom Teufel geholt zu werden, wie der Bauer!"

Die Beschreibung des Teufels selber überraschte und erschreckte mich freilich gar nicht. Denn das, wie er aussieht, hatte ich schon mehr wie hundertmal auf der ersten Seite der biblischen Geschichte gesehen. Dort stand er abgebildet, wie er mit den geratenen, Gott treu gebliebenen Engeln Krieg führte, wie sie ihn besiegen, in den Abgrund der Hölle stürzen. Nur das, wie er den Bauer abholte, machte mir meinen Kopf voll. Niemand von den übrigen Zuhörern zweifelte an dem Erzählten, niemand wagte etwas einzuwenden. Es blieb also auch mir nichts anderes übrig, als die Geschichte für wahr anzuerkennen. Warum sollte das auch nicht wahr sein, wenn nicht einmal meine Onkels etwas zu erwidern hatten, die ja schon beim Militär gedient hatten, und schon deshalb mehr wie alle andern Menschen wissen mußten! Übrigens wurde diese Wahrheit noch damit erhärtet, daß sich einige von den Umhersitzenden zum Wort meldeten und die Geschichte des Fremden durch ähnliche Beispiele zu bekräftigen und bestätigen suchten. Auch meine Mutter säumte nicht, mich nachdrücklich auf die Teufelsgeschichte aufmerksam zu machen, indem sie sich zu mir wandte und mir sagte: „Wenzel, hörst du, was der Vetter sagt? Sei brav, daß dir's nicht auch so geht!" Nun war aller Zweifel verschwunden. Der Teufel,

nein Dutzende solcher, wimmelten vor meinen Augen. Auch das Höllenfeuer schien ich zu sehen, in dem ich mir den Bauer bratend dachte. Ja, und ewig! So eine schreckliche Strafe! Hu! Es fuhr mir bis in die Knochen, ich zitterte am ganzen Körper vor Angst.

Die Teufelsgeschichte bereitete mir in meinem weiteren Leben manche angstvolle Stunde. O! hätten mich doch meine Leute von ihr ferngehalten, mich sie nicht anhören lassen. Aber nein. Sie waren anderer Ansicht, lebten wohl in dem Glauben, daß der Mensch nur durch Angst und Furcht zum ehrlichen, rechtschaffenen Menschen erzogen werden kann. Nur die Angst vor dem Teufel und vor den ewigen Qualen und Leiden in der Hölle sollte / nach ihrer Meinung / den Menschen vor sündenhaften Taten schützen. Und mit dieser Art Erziehung mußte natürlich in den jüngsten Lebensjahren angefangen werden. Sie bemühten sich vergebens. Denn diese Erziehungsmethode wirkte auf mich nicht dauernd, schützte mich nicht vor allerlei Sündhaftem. Ein Verbrecher ist zwar aus mir nicht geworden. Gestohlen habe ich wohl, aber freiwillig selten, gezwungen öfter. Dafür tat ich manchmal Dinge, mit denen ich es für mich und meine mitleidenden Klassengenossen gut meinte, die aber von anderen Leuten für schlecht, bös, ja gar für strafbar gehalten und erklärt wurden. Aber schon als Jüngling gewann ich durch vielseitige Erfahrung die Überzeugung, daß diese und ähnliche Geschichten nur die Kinder religiösen Wahnes, der geistigen Rückständigkeit der Menschen sind. Alles, was mich diese Menschen und die verschiedenen heiligen Schriften einst gelehrt, bin ich später allmählich losgeworden. Was ich von dem allen heute noch für möglich und wahr halte, ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" und: „Was du selbst nicht gern hast, das tue nicht den andern!"

Wunderbar! Ja wunderbar ist es, wie die Lüge im Menschen, die ihm als heilige Wahrheit gelehrt ward, stirbt, während die wirkliche, unverfälschte Wahrheit in ihm fort, bis zur letzten Minute seines Lebens, lebt. Jawohl, die Worte des Lehrers waren eine Wahrheit, die in mir heute noch lebt, sich in meinem Herzen noch ihres Platzes freut! Sie waren geeignet, die Menschen zum Guten zu erziehen, klangen freundlich und überzeugend. Seine Absicht war edel. Daran, was mir der Lehrer damals sagte, glaube ich noch heute. Denn schlechte Menschen, Zuchthäusler habe ich gesehen,

aber Hölle und Teufel? Nein! O, wie sehr dankbar bin ich dir, lieber Lehrer! In deinen Worten lag Vernunft und Weisheit. Auf meiner weiteren Lebensbahn waren sie / denk ich / meine Wegweiser zum Guten und Sittlichen. Oder lag das in meiner Natur, daß ich nach so vielen Versuchungen kein Zuchthäusler geworden bin? Jedenfalls: du hast's verstanden, was dem Menschen für sein Leben nützlich sein kann, wenn die Verhältnisse deine Mühe nicht zunichte machen müssen.

Der Bahnbau lag im Walde, eine halbe Stunde Wegs hinter Kaznov. An dem Feldwege dorthin, rechts, standen zwei Kohlenwerke. Zum erstenmal in meinem Leben bekam ich Bergleute zu sehen, so wie sie hier gekleidet waren. Hohe Stiefeln, breiten Hut. Hose und Jackett schienen mir von Leder zu sein, wenigstens ihrem Glanze nach. So gingen sie herum und arbeiteten wohl auch so in dem Anzuge. Die Dampfmaschine ächzte, stieß rasch nacheinander eine Menge Dampfes zum Rohr über dem Dache heraus, was großen Lärm machte. Auch muß diese Maschine das Wasser, das von dort in einem Graben stark hinabfloß, aus dem Schachte gepumpt haben.

Ich nahm auf dem neuen Bahnbau wieder meine frühere Beschäftigung auf, die Lehm- und Spitzhacken in die Schmiede zum Schärfen zu schaffen. Mein Erwarten, ob es auch hier so ein Leben und solche Menschen wie in Seltsch geben werde, hat sich aber nicht erfüllt. Auf dem Streckenteile, wo wir arbeiteten, befand sich außer unserer Partie noch eine solche, die auch aus ordentlichen Menschen bestand. Daß die echten Bahnbaubrüder hier gefehlt hätten, bezweifle ich; sie werden gewiß anderswo gearbeitet haben. Sie waren doch die doppelt nützlichen Subjekte für den Unternehmer sowie für die Partieführer und noch andre. Der Einschnitt, der da zu machen war, war nicht breit und auch nicht tief, ungefähr zwei Meter. Mit dem losen Material wurden die tieferen Stellen ausgefüllt, was mit Hilfe der zweiräderigen Karren geschah. Das war die Dux-Pilsner Eisenbahn! Besondere Bilder des Eisenbahnerlebens kann ich von hier nicht geben, weil sich hier nicht so viel Ungewöhnliches mir bot wie in Seltsch.

Einmal als wir Samstag nachmittags nach Hause, nach Kralowitz kehrten / was jeden Samstag geschah / erlebte ich doch

wieder etwas sehr Ungewöhnliches, trotzdem meine Gefühle durch Mordgeschichten verschiedener Art schon ein bißchen abgestumpft waren.

Schon in Seltsch hatte ich gesehn, wie ein Mensch von einem andern totgeschlagen worden war. Und nun auf diesem Heimwege war ich wieder von der allernächsten Nähe Zeuge eines Mordversuches, den wieder ein Mensch mit der Schießwaffe gegen seinen Mitmenschen machte.

Hinter Plaß holten uns einige Männer ein, die sich mit meinen Verwandten duzten und sehr lustig waren. Unter Gesang und Erzählen ging es weiter. Als wir ungefähr die Hälfte des Waldes hinter uns hatten, trat plötzlich an der linken Seite aus dem Gebüsch ein Heger mit der Flinte über der Schulter an die Straße heran. Einer von den uns Vorausgehenden rief, mit der Hand auf den Heger zeigend: „Wegen dieses Lumpen mußte ich drei Monate sitzen!" Der das rief, hieß Woditschka. Ein Schuß krachte, dem ein Schmerzensschrei: „Jesus, Maria, Joseph!" folgte. Der Mann mit der Flinte verschwand, einige von unsern Gängern liefen ihm sofort nach, aber ohne Erfolg; es war schon zu dunkel. Der Woditschka, den der Schuß in die Beine getroffen hatte, wurde in das unweite Dorf getragen, von wo sie ihn mit Gespann nach Kralowitz schafften. Ich hörte erzählen, daß der Woditschka ein Wilddieb gewesen sei und mit dem Heger schon öfteren Zusammenstoß gehabt hätte, wofür sich nun der Heger an ihm rächte. Nachher erfuhr ich, daß er für die Tat drei Jahre Gefängnisstrafe bekommen hat.

An einem späteren Samstag begaben wir uns, ich und die jüngste Tante Marie, gleich nach dem Mittagessen auf den Heimweg. Hinter Plaß sahen wir ängstlich, wie sich immer mehr und immer dunklere Wolken über die ganze Gegend zusammenzogen. Nicht lange dauerte es, und es fing an zu regnen. Der Regen fiel immer stärker, bis das Wasser förmlich herunterströmte. So war es auch mit dem Blitzen und Donnern. Nun wurde Laufschritt angesetzt. Bei mir aber ließ das Laufen bald nach. Die Tante hockte mich auf und weiter ging's. Das Donnerwetter wurde immer heftiger, ein Donner folgte dem andern, die Blitzstrahlen kreuzten sich von allen Seiten. Nach jedesmaligem Blitzen bekreuzten wir uns an Stirn, Mund und Brust und wiederholten einen Spruch, den ich

in deutschsprachigen Gegenden nie gehört habe: „Gott mit uns, heilige Marie über uns." Das Bekreuzen und der Spruch sollte uns vorm Erschlagen durch den Blitz schützen. Die Tante und die Großmutter behaupteten das und glaubten fest daran. Ich glaubte dem natürlich auch, hauptsächlich aus dem Grunde, weil uns nichts passierte. Aber gegen den Regen nutzte das Kreuzen und der Spruch gar nichts. Denn bevor wir nach Kralowitz kamen, waren wir durch und durch naß. Den Abend noch verbreiteten sich schon Gerüchte, daß das ein Wolkenbruch gewesen sei, der Häuser, Brücken, Mühlen, Straßen weggerissen, ja sogar Menschenleben vernichtet hatte. In Kralowitz selbst habe ich den andern Tag nur zwei kleine Wohnhäuser niedergerissen gesehen, die unterm Deiche standen; sonst war aber dort nichts geschehen. Aber ein ganz anderes, viel traurigeres, ja schreckliches Bild bot sich uns in Plaß, als wir Montags früh hier wieder durch nach Kaznov gingen. Hier hatte das Wasser schrecklich gehaust. Häuser, die nahe dem Flusse standen, waren niedergerissen. Die Brücke war weggeschwemmt. In dem Klostergebäude aber steckten in Türen und Fenstern starke Bäume, als wären sie absichtlich von Menschen hineingeschoben worden. Auch von dem erst neugebauten, hohen Hause, rechts vor der Brücke, sah man nichts mehr wie niedrige Mauerstumpeln, im Innern mit Wasser gefüllt, in dem kleine Fische herumschnalzten. Wie ich hörte, soll in dem Hause ein reicher Sonderling gewohnt haben, der, als die Gefahr drohte, dreimal gewarnt und sein Leben zu retten gemahnt wurde; aber vergebens, er stand nicht aus seinem Bette auf. Es kostete ihm sein Leben. Links, tiefer wie die Straße, stand ein Haus unbeschädigt, das einem Viehhändler gehört haben soll. Im unteren Gebäude befanden sich die Stallungen, mit Sand ganz verschwemmt, nur die Köpfe, Ohren oder Hörner der Tiere waren noch zu sehen. Was auf dieser Seite verschont blieb, war der Friedhof; aber hätte er nicht auf einer Anhöhe gelegen, hätte gewiß das wütende Element auch die Leichen in ihrer Ruhe gestört, sie auf den Wiesen und Feldern herumgestreut. Der Fluß war oberhalb der Brücke ganz voll mit Sand, Steinen und anderem Material geschwemmt. Meine Leute orientierten sich, daß man über den Fluß hinübergehen könne, trotz des Wassers, das sich weit und breit ergoß und stellenweise bis an die

Knie reichte. Der Onkel Joseph hockte mich auf und dann ging's langsamen Schrittes vorwärts; bevor ein Schritt getan wurde, mußte jedesmal erst mit dem Stocke in der Hand die Tiefe erprobt werden. So ging's zwar langsam aber sicher durch das Wasser hinüber auf das andere Ufer des Flusses. Ich glaube, daß die Kinder Israels viel schneller durch das Rote Meer wanderten wie wir damals durch die Strêla. Auch drüben hinter dem Fluß bot sich uns ebenso ein schreckliches Bild wie hüben. Von vielen Häusern standen nur noch Reste des Mauerwerkes da. Männer, Frauen, Kinder liefen weinend, händeringend hin und her, richteten ihre Blicke bald auf- bald abwärts des Flusses, als täten sie etwas suchen. Wohl ihr Hab und Gut, oder ihre Angehörigen? An einem Hause stand eine ältere Frau, die auch sehr weinte, aus deren Worten man entnehmen konnte, daß sie ihren Mann verloren hatte. „Lieber Gott, helfe mir, wo ist mein guter Mann? Heilige Mutter Gottes, erbarme dich, wo soll ich die gute Seele finden?" So und ähnlich bat sie weiter und benahm sich wie eine Wahnsinnige! Ein weißbärtiger Mann, der unweit von ihr stand, trat an die Unglückliche heran mit tröstenden Worten. „Verzweifeln Sie nicht, liebe Frau, vertrauen Sie auf Gott, er hat genommen und wird wieder geben." Und die schönen grünen Wiesen, die Obstgärten, alles / alles war vernichtet. Die malerische Gegend ganz in ein Jammertal verwandelt! Ach! so dachte ich mir wieder, wie mag es nun erst damals nach der Sintflut ausgesehen haben. Hier büßten nur einige Menschen und Tiere ihr Leben ein, nur ein Teil des Landes war verwüstet. Aber dort! Ja, aber wo mag das gewesen sein? Darüber konnte ich mir niemals klar werden. Und dort ließ der Herrgott sämtliche Menschen, sämtliche Tiere ersaufen und hat nur den Noah, mit einem Paar von jeder Tiergattung, am Leben in der Arche zurückbehalten! Aber von diesem schrecklichen Ereignis brauchte ich mir nicht erst selbst sinnliche Bilder zu machen, die Bibel stellte mir ja das Bild des Schreckens, wenigstens vor der Katastrophe dar. Wie die Menschen sich auf die Berge flüchteten, ihre Hände zum Himmel hoben und nach ihren Gebärden um Erbarmung baten. Aber vergebens, sie wurden nicht erhört. Doch das waren immer nur abgebildete Gestalten, ihre Gebärden konnten mich also doch nicht so leicht erweichen, in mir Mitleid wecken.

Auch waren sie stumm, ihre Schmerzensstimme konnte nicht in mein Herz dringen. Anders aber war es hier, hier sah ich Menschen von Wasserfluten getötet, andere stöhnend, jammernd und weinend herumgehen. Das war herzzerreißend, es weckte in mir Mitleid, Mitgefühl, es bezwang mich, ich weinte mit.

Noch viel traurigere Auftritte erwarteten uns auf dem Friedhof, als ich mit meiner jüngsten Tante, die in der Arbeit einen halben Tag ausgesetzt hatte, hinging, um dem Trauerspiel der Beerdigung der Umgekommenen zuzuschauen. Es hatten sich so viele Menschen eingefunden, daß der Friedhof ziemlich überfüllt war. Viele von den Anwesenden knieten an Gräbern, wohl ihrer toten Angehörigen, beteten und manche weinten auch dabei. Viele Särge mit Leichen standen da. Um jeden Sarg standen mehr oder weniger hinterbliebene Angehörige weinend und lamentierend da. An einem Sarge, der, braun gestrichen, auf dem Deckel den gekreuzigten Jesus zeigte und an dessen Seiten Engel von gelbem Blech angemacht waren, stand ein Bursche ganz allein, der von allen Anwesenden am meisten weinte und jammerte. Er beugte sich immer wieder über den Sarg, streichelte und küßte die Leiche, und rief ihr mit klagender Stimme zu: „O, meine liebe, teure Mutter, du mußt mich verlassen. Was soll ich arme Waise ohne dich hier anfangen? Ach! Ach, ich Unglücklicher!“ Auch an den übrigen Särgen wollten die weinenden, klagenden Stimmen nicht aufhören. Der Geistliche kam. In seiner langen Rede tröstete er die Unglücklichen, Verzweifelnden, weihte die Gräber mit Weihwasser, die Sänger stimmten das Grablied an, dann knieten wir alle nieder und beteten für die Toten. Und dann wurden die Särge in die Gräber gesenkt. Das war der Zeitpunkt des Scheidens für immer. Der Zeitpunkt der traurigsten, herzzerreißendsten Auftritte. Die Hinterbliebenen weinten und schrien noch mehr wie vorher, manche von ihnen hätten sich gar in das Grab gestürzt, wenn man sie nicht gehalten hätte. Alle, auch alle, die ich da sah, standen traurig, kopfhängend da, weinten und tränten. Nur einer weinte und tränte nicht, der Geistliche.

Der Einschnitt war fertig und die Arbeit zu Ende.

Mit einer großen Kiste, in der sich wohl unsre wertvollen Sachen befanden, auf einen Schiebock geladen, traten wir, ich und Vater, den Rückweg nach Prilep an. Ich zog an dem Strick, der an der

Leiter vorn angebunden war und der Vater schob. Schwer war die Last gerade nicht, mit der Zeit aber kriegte man es doch satt, denn wir hatten ja sechs Stunden Wegs wegzumachen. Gesungen, gelacht oder erzählt wurde nichts, wir schritten jeder, ich vorn und der Vater hinter dem Schiebock, vorwärts seines Weges, in seinen Gedanken, ohne sich einer um den andern zu kümmern.

Was wird der Lehrer sagen, weil ich so lange nicht in die Schule kam? Wo ich die Zeit war, was ich gemacht habe, wird er wohl fragen. Wie weit werden meine Schulkollegen vorgeschritten sein, kann ich sie wieder einholen? Nein! Gewiß bleibe ich in der zweiten Bank sitzen. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich unter Angstgefühl während der ganzen Heimkehr. Und je mehr ich mir meine Aussichtslosigkeit und Erfolglosigkeit in dem künftigen Schulbesuch auseinandersetzte, desto mehr erfüllte mich Unlust zur Schule.

Der Tag, wo ich in die Schule kehren sollte, war da. Ach, wie ungern, langsam, schwermütig betrat ich diesmal den Schulweg; er war nicht lang, es war nicht weit, aber fünfmal mehr Zeit wie sonst brauchte ich gewiß, bevor ich das Schulgebäude erreichte. Je näher ich kam, je mehr spürte ich, wie mein Herz klopfte, der Kopf glühte. Verschämt, nicht rechts, nicht links schauend, schritt ich vorwärts. Nun stand ich auf dem Korridor, vor der Türe des Schulzimmers. „O Gott!" seufzte ich, „was wird der Lehrer sagen?" Ängstlich, zitternd streckte sich, nach längerem Zögern, die rechte Hand nach dem Türdrücker. Die Türe ging auf, ob vom Drucke meiner Hand, wußte ich nicht. Der Lehrer stand vor mir. Schüchtern, kopfhängend trat ich ins Schulzimmer, mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!", nachdem ich meine Mütze abgenommen hatte. Aber kein Wort des Schimpfens oder Fragens hörte ich aus des Lehrers Munde. Ich staunte. Und begab mich wieder auf meinen früheren Platz in der zweiten Bank. Wie war mir plötzlich leicht geworden, als wäre von mir eine Zentnerlast gefallen! Am Ende der letzten Unterrichtsstunde trat der Lehrer an mich heran und forderte mich auf, nach der Schule in die Küche zu gehen und zu warten, bis er nachkomme. Nun packte mich die frühere Angst von neuem, aber doch nicht so wie des Morgens. Als er gekommen war, frug er mich nach der Ursache meines so langen Ausbleibens aus der Schule. Ich erzählte, wo wir waren und daß wir auf der

 Eisenbahn gearbeitet hätten. „Du hast auch gearbeitet?" fiel er mir fragend ins Wort und sah mich verwundert an. „Die Hacken zum Schärfen in die Schmiede geschafft", war meine Antwort. „So? Na, aber für dich ist das eine traurige Geschichte. Auf diese Weise kannst du natürlich nicht viel lernen, was dir in deinem Leben sehr schaden wird." Nach diesen gutgemeinten und Wahrheit enthaltenden Worten konnte ich abtreten.

Wie viele Male dachte ich nachher an diese Worte. Was nutzte alles, ich war zum geistigen Krüppel verurteilt! Ganz ohne Wirkung blieben des Lehrers Worte jedoch nicht. Sie ermutigten mich von neuem und ich legte mich ins Zeug, in dem kindlichen Glauben, das Versäumte doch noch nachholen zu können. Von zu Hause aus ermutigte mich niemand. Der Vater arbeitete in einer anderen Zuckerfabrik in Rakonitz. Von uns zwei Stunden Wegs entfernt, kam er nur in drei oder vier Wochen einmal nach Hause, gewöhnlich spät abends, und war schon wieder fortgegangen, bevor wir Kinder früh aufstanden. Die Mutter verstand von alldem, was die Schule betraf, nichts, und blieb höchst gleichgültig. Ihr lag nichts daran, ob man in der Schule was lernte oder nicht. Vielmehr hinderte und wehrte sie mich, meine Schulsachen auf den Tisch zu legen und Aufgaben zu machen. „Schon wieder kommst du mich ärgern mit deinen Wischen!" Wenn ich mir manchmal einzuwenden erlaubte, daß ja das Lernen nützlich sei, da war sie sofort mit einer Antwort da: „Wer viel lernt und studiert, der wird verrückt, kommt ins Narrenhaus."

Erwiderte ich, daß ich doch nicht wie sie, nichts lernen möchte, da antwortete sie lachend: „Ich lebe ohne das auch." Brauchte ich manchmal ein bißchen mehr Platz und legte meine Schulsachen auseinander, da schrie und drohte sie mir, die Partessen (so nannte sie die Schulbücher) vom Tische zu werfen. Solche und ähnliche Ausdrücke und Vorwürfe konnte ich jedesmal hören, wenn ich Schulaufgaben zu machen hatte. Zum Glück folgte ich nicht ihrer Ansicht, ließ mich in meinem Vorhaben wenigstens nicht ganz stören und lernte, wie sich mir die Gelegenheit bot.

Es tut mir sehr leid, daß ich gerade an dieser Stelle von meiner Mutter so etwas erzählen muß, aber die Wahrheit soll doch gesagt werden. Heute, als Mann, weiß ich wohl, daß nicht sie allein die

Schuld trifft, daß es vielmehr der Fluch der gesellschaftlichen Verhältnisse war, der von einer Generation Armer auf die andere übertragen wird. Und mich traf das Unglück der geistigen Verkrüppelung doch noch nicht so hart wie meine Geschwister: Sie alle haben noch viel weniger, ja fast gar nichts, in der Schule gelernt. An ihnen hat sich Mutters geistige Rückständigkeit noch mehr geltend gemacht. In anderer Hinsicht war meine Mutter, wie schon einmal erwähnt, ein großer Geist, nämlich im Erzählen von Räuber-, Geister- und Wundergeschichten, in denen immer ein Räuber, ein Heiliger oder eine Heilige die Hauptrolle spielten; oft war auch der Teufel der Held. Das war wirklich das einzige Fach ihrer geistigen Tätigkeit, in dem ich sie viele Male bewunderte. Denn sie hat ja das, was sie uns dummen, neugierigen Kindern erzählte, nirgends gelesen, sondern auch nur von Leuten erzählen gehört, und doch merkte sie sich alles sehr genau. Und schon ihre Haltung bei dem Erzählen machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich gar nicht wagte, an der Wahrheit des Erzählten zu zweifeln. Oft kam es dabei vor, daß unser kindlicher, noch dummer Verstand nicht das oder jenes begriff. Ach! wie gern, wie bereitwillig kam sie uns da jedesmal entgegen und beantwortete mit Nachdruck die von uns gestellten Fragen. Wie viele Abende haben wir mit diesem unsinnigen Zeug nutzlos verschwendet, erregt, unter Angstgefühlen, Räuber-, Geistergestalten vor uns schweben sehend, dagesessen. Wie viel Angst und Furcht hat uns die Mutter mit diesen Erzählungen eingeflößt, die uns dann in der Einsamkeit oder Dunkelheit wie ein krankhafter Zustand verfolgten! Sie tat das unbewußt, hatte nichts Besseres gewußt, nichts Besseres gelernt! Sie war unsere Mutter, aber, zum Bedauern, keine wahre Erzieherin.

Wäre der Vater abends, so wie früher, zu Hause gewesen, hätte er mir doch auch nicht viel nützen können. Denn im Lesen konnte ich mich immer noch mit den mit mir eingetretenen Schülern messen. Und in den übrigen Lehrgegenständen, wo ich fremde Hilfe brauchte, war auch er mit seinem Wissen zu Ende. Ich war also nur auf den Lehrer angewiesen, der sich auch wirklich mit mir Mühe gab, nachdem er wohl meinen Fleiß und guten Willen eingesehen hatte. Er ließ mich öfters lesen, und weil ich kurzsichtig war und die an die Wandtafel geschriebenen Aufgaben, die bis an der Zimmerdecke

oben hingen, nicht sehen konnte, schrieb er mir alles auf ein Blatt Papier. Schlecht ging's beim Rechnen. Ratlos, verlegen, verzweifelnd mit den Fingern spielend, stand ich an der Tafel, so oft ich dran kam, eine Rechnung zu machen. Mir fehlte Aufschluß, weil ich die vorhergegangenen Rechnungen versäumt hatte. Da half mir immer der Lehrer aus meiner Verlegenheit. „Einmal will ich dir's sagen, das zweite Mal verlange ich es zu wissen." O, wie gut, nein, heute sage ich, wie verständnisvoll war doch dieser Lehrer! Und wie froh war ich noch, daß er das Auslachen der Schüler untereinander wegen schlechten Lernens nicht duldete.

Das neue Schuljahr begann. Schüler wurden in höhere Bänke versetzt und ich? / Ach! ich blieb sitzen in meiner zweiten Bank. „Du bleibst noch sitzen, vielleicht kommst du später nach", sagte der Lehrer zu mir. Das betrübte mich zwar, nahm mir aber doch nicht die ganze Hoffnung, daß auch ich nach kurzer Zeit höher versetzt werden könne. Der Eifer stieg. Wochen vergingen, ich tröstete mich und hoffte immer noch das Beste. Währenddem ich so träumte, mir mein Lernen in den schönsten Farben malte, wälzten sich schon wieder neue Hindernisse meinem Schulbesuche in den Weg. Diesmal war es nur kein mehrmonatiges Fernbleiben, sondern nur ein halb- oder ganztägiges Unterbrechen. Aber das war ja ebenso schädlich. Entweder hatte nämlich die Mutter Brennholz aus dem Walde oder Kohlen vom Schachte zu holen, oder sie ging zum Bauern Getreide dreschen, ging waschen und andere Arbeit auswärts verrichten. Jedesmal, wenn sie so etwas vorhatte, mußte ich aus der Schule zu Hause bleiben und auf meine Geschwister achtgeben. Wandte ich manchmal ein, daß ich so nichts lernen könne und wieder in der zweiten Bank sitzen bleibe, fuhr sie mich an: „Soviel du brauchst, wirst noch lernen, und ruhig!" Oft wurde ich stützig, wollte mir den Schulgang erzwingen, aber da: ein Sprung und Griff hinter den Ofen und schon spielte der Stiel des Rutenbesens seine Künste auf meinem Rücken und Kopf. Denn es war alles eins, wo es hintraf, und jeder Schlag war noch mit verschiedenen Schimpfworten gewürzt: „Du wirst ja so noch ganz blind werden vor lauter Hineingaffen in deine Partessen. Ich will dir helfen. Wenn ich dich schicken werde, dann gehst du und nicht früher. Meine Arbeit geht vor, nicht deine Schule. Es wird doch

sonst nichts weiter aus dir, wie ein Taglöhner werden!" Mit solchen und anderen Worten noch wurde ich jedesmal überschüttet, wenn ich nicht zu Hause bleiben wollte. Natürlich sah ich damals nicht ein, welche Ursachen meine Mutter zu dieser Handlungsweise zwangen, daß sie wegen Mangel an Gelde kein Holz und Kohlen kaufen und nach Hause fahren lassen konnte, daß sie arbeiten gehen mußte, um uns nicht hungern lassen zu müssen. Während Mutters Abwesenheit / sie ließ uns immer hinter Schloß und Riegel / waren dann meine Aufgaben: Aufwaschen, Stube kehren und auf das kleinste Schwesterchen aufpassen, sie versorgen und besonders ihr den „Zummel" zurecht machen. Viele von der jetzigen Generation werden wohl kaum verstehen, was ich eigentlich mit dem Zummel meine, was das für ein Ding ist und wie er aussieht. Nun, der Zummel war ein Ernährungs- und Beruhigungsmittel des Kindes und wurde folgendermaßen fabriziert: Brot und Zucker wurde im Munde zu Brei gekaut, dann in einen weißen Leinwandfleck gespuckt, dieser dann zusammengezogen und Zwirn darum gewickelt, daß es das Aussehen eines Puppenkopfes erhielt. Dieses Fabrikat tauchte man dann in Milch, häufiger in Kaffee, ein, drückte es am Ende des Kopfes ein bißchen zusammen und steckte es dann dem Kinde in den Mund. Das nannten wir auf dem Lande in dieser Gegend Zummel! Der Zummel machte mir viel zu schaffen, nicht nur, weil ich ihn fabrizieren mußte, sondern auch deswegen, weil ich fortwährend aufpassen mußte, daß er der Kleinen nicht aus dem Munde fuhr, sonst schrie sie als hätte man sie mit Nadeln gestochen. Manchmal schrie sie trotzdem auch, denn oft sehnte ich mich auch nach der süßen Eigenschaft des Zuckers; dann kam die Kleine schlechter weg, aber sie schmeckte es sofort. Auch dann raubte mir der Zummel viel Zeit, wenn die Mutter zu Hause war. Er mußte nach ihrem Auftrag gut gemacht werden und die Kleine mit ihm pünktlich versorgt werden. Wehe mir, wenn ich mit meinen Schulsachen zum Tisch kam, und sie zu schreien anfing, da spielte wieder der Besen seine Künste, meine Sachen flogen herum und Grobheiten überfluteten mich wie ein Wolkenbruch. In meiner Ohnmacht erblickte ich in ihr eine Tyrannin! Dagegen um anderes, wie etwa um das Einwickeln der Schwester, brauchte ich mich nicht zu kümmern, das besorgte die Mutter, bevor sie irgendwohin ging,

jedesmal selbst. Sie packte dann das Würmchen in Windeln und Federbetten ein, zog das Wickelband so fest an, daß das arme Wesen wie eine Holzpuppe aussah und bekreuzte sie dann noch auf Stirn, Mund und Brust mit den Worten: „So schlafe süß mein Engel, Gott behüte dich!" Wie oft dachte ich nicht schon über diese geistige und körperliche Erziehungsmethode der Mutter nach, wie auch mir mag im Leibe und Gliedern gewesen sein, wenn ich so geschnürt, stundenlang dalag, wie ich mich wohl auch nicht rühren und strecken konnte, bis ich dann meiner Fesseln befreit wurde. Heute möchte ich so etwas an mir nicht erproben wollen, da hätte ich doch Angst, daß mein Körper verkrüppeln würde, trotz der Hut Gottes. Die Menschen damals hatten eine andere Ansicht, nämlich die, daß der Mensch auf diese Art gerade und gesund erhalten wird. Und wie mag es in meinem Körper, in meinem Blute und Magen ausgesehen haben, als auch mir immer wieder der schmutzige, sauer gewordene Zummel in den Mund gestopft wurde, in dem sich doch nebst Brot und Zucker auch Speichel vielleicht eines kranken Mundes oder doch verwesende Speisereste aus den Zähnen befanden! Wievielmal mag's mich wohl zum Brechen genötigt haben, mir übel geworden sein? Da wird wohl die Mutter dann Gott um Hilfe gebeten haben, nachdem sie mir unbewußt selbst die Gesundheit geschädigt. Und so werden Hunderttausende von Menschen körperlich und geistig erzogen, dort, im Reiche der Armut, wo die Menschen ganz unter dem Drucke religiöser und wirtschaftlicher Vorurteile handeln und leben müssen.

Und nun wieder zu meinem Schulbesuche. Infolge dieser häufigen Versäumnisse wurde meine Lage in der Schule immer schwerer. Im Anfange bemühte ich mich, das, was während meiner Abwesenheit in der Schule gelehrt worden war, bei den anderen Schülern zu erfragen, machte wenigstens mit und nach ihnen die Schulaufgaben, aber der Lehrer beachtete das nicht mehr; denn was gingen mich die Aufgaben an, wenn ich nicht da war. Alles übrige aus dem Unterricht entging mir ganz. Wir, ich und der Lehrer, wurden immer lauer. Ich, weil ich die Nutzlosigkeit meines Bemühens einsah und er des seinen. Es blieb mir sonst nichts übrig, als mich wenigstens mit dem Lesen und Schreiben über dem Wasser zu halten; dazu suchte ich immer wieder die Zeit, die ich zu Hause

frei hatte, auszunützen. Aber aus den halben und ganzen Tagen wurden dann im Winter sogar Wochen, in denen ich nicht mehr in die Schule kam. Und damit wurde meine Lage wieder ein Stück schlechter.

In diese Zeit fällt auch ein Theaterspiel, das ich besuchen durfte. Der Lehrer hatte nämlich, wie ich hörte, mit Zustimmung des Ortsvorstandes, eine Theaterbühne angeschafft und wollte mit Burschen, größeren Schuljungen und Mädchen Vorstellungen geben. Die Stücke, die da gespielt wurden, schweben heute nur noch vor mir wie geträumte Bilder. Es waren, wie ich sie mir heute noch dunkel vorstelle, Stücke aus dem Volksleben. Das Theaterspiel gefiel mir sehr, besonders wohl deswegen, weil wir Schulkinder freien Zutritt hatten.

In der Faschingszeit wurde damals für uns Schulkinder auch ein Tanzkränzchen veranstaltet. Jeder von uns mußte sauber gewaschen, gekämmt und sonntagsmäßig erscheinen. Das Trinken und Essen kostete uns nichts. Als der Tag herankam, an dem das Kränzchen stattfinden sollte, füllte sich gleich nach der Mittagsstunde der Saal mit Schulkindern und anderen Gästen. Auch ich erschien bald, nicht gerade in schönem Anzuge und feinen Stiefeln, denn beide wiesen schon mehrere Flickflecke auf; doch hatte ich den Anzug vorher rein ausgebürstet und die Stiefel mit Wichse geglänzt. Freudenausdrücke kreuzten sich, jubelnde Stimmen schallten von allen Seiten, feierliche Laune strahlten unsre Blicke und der Anfang der Musik konnte nicht erwartet werden. Endlich ertönte das Blashorn vom Chore: Traaa / daaa! wonach eine Grabesstille eintrat. Der Lehrer trat hervor, hielt eine Ansprache an uns alle, rief dann Jansas Rosa auf, die ein schönes Gedicht vortrug, das von einem Getöse auf der Saaldecke begleitet wurde, als wenn es donnerte. Dann wurden wir darüber aufgeklärt, wie jeder zu tanzen hätte. Die Tanzordnung lautete: Die Großen tanzen auf der äußern Seite des Saales und die Kleinen inmitten des Ringes. Die Musik fing an und nun ging's los, hopsa, heisa, hopsasa! jeder nach seiner Art und wie er es eben konnte, Jungen mit Jungen, Mädchen mit Mädchen. Jungen mit Mädchen, sich tapfer festhaltend, tummelten sich herum oder schwebten jubelnd nach dem Musiktakte rings umher. Bald purzelte ein Paar da, bald dort, die hinterher Kommenden

 purzelten über die ersten drüber, manche lachten, andere weinten. Die Musik spielte weiter, auf und fort ging's wieder und der kleine Unfall oder blaue Fleck wurde bald vergessen.

Den erwachsenen Zuschauern machte unser Getummel großen Spaß. Über uns kleinere Tänzer wurde besonders viel gelacht. Denn Takt? Was hieß bei uns Takt halten? Jeder sprang eben so, wie er es am besten weg hatte. Als wir so einige Touren weggemacht hatten, passierte auch mir ein kleiner Unfall. Ich tanzte mit meinem Schulkollegen Rudolf Pelz, der um etwas kleiner wie ich war, wir hüpften und hüpften. „Au / au!" schrie ich da plötzlich und griff nach meinem Kinn, die Zunge blutete. Doch nur eine kurze Weile und schon wieder drehte ich mich lustig auf dem Tanzboden herum. Diesmal war es aber kein ungeschickter Junge, sondern ein Mädchen, das meine Arme hielten, und mit dem mich die Musikwellen förmlich fortrissen. O, wie froh war ich da! Stillschweigend ließ ich meine Blicke ihr danken, daß sie mir nicht den Korb gegeben. Es war die Fanny Sorkuß! Von da an aber war's mit dem Tanzen in der Mitte für immer vorbei.

Das Frühjahr nahte. Der Vater ließ sich einige Tage zu Hause blicken, denn die Fabrikkampagne war zu Ende. Dann sah ich ihn wieder nicht. Er war fortgereist nach Sachsen. „Arbeit suchen", sagte die Mutter. Die Feldarbeit begann, das Getreide wurde gesät, Hopfen gepflanzt, Arbeitskräfte gesucht. Auch meine Mutter ging wieder aufs Feld arbeiten. Und jedesmal, wenn sie mittags oder abends von der Arbeit nach Hause kehrte, waren ihre ersten Worte: „Hat der Vater geschrieben?" bevor sie nach anderm fragte. Später frug sie nicht nur nach des Vaters Schreiben, sondern auch noch, ob er schon Geld geschickt hätte. Ich, der ich den ganzen Tag zu Hause war und die Hauswirtschaft führte, mußte ihre Fragen entweder mit „Nein!" oder „Ja!" beantworten können. Lange, lange dauerte es, bevor ich mit „Ja!" antworten konnte. Er hatte uns endlich geschrieben, nein! nur schreiben lassen; es war ja nicht seine Handschrift; so schreiben konnte er ja gar nicht. Er habe nach langem Suchen doch Arbeit gefunden, könnte deshalb nicht mehr wie sechs Mark schicken. Sechs Mark! nach unserem Gelde wußte ich nicht wie viel das war. Als ich mit dem Lesen des Briefes zu Ende war, sank Mutter Tränen schluchzend auf die

Ofenbank nieder und weinte bitterlich. „Hier!" wandte sie sich dann, auf den Brief zeigend, uns zu, „solltet ihr von dem leben, was der Vater euch schickt, dann könntet ihr eure Mäuler auf den Balken hängen und verhungern! Ich muß mich Tag und Nacht schinden, plagen und wie ein Hund abhetzen und noch langt es nicht." Wir Geschwister standen um sie herum, sahen und hörten ihre Worte, die wie ein Vorwurf uns galten, traurig zu. Ich fühlte mich als der Hauptschuldige, da ich doch der größte war und deshalb auch das meiste aß.

Wenn der Holzvorrat ausging oder die Feldarbeit nachließ, da ging die Mutter in den Wald und schleppte auf ihrem Rücken das Brennholz nach Hause. Bei dieser Arbeit war auch meine schwache Wenigkeit nötig. Der Schulbesuch wurde dann wieder beiseite geschoben und mit ging's in den Wald. Bruder Albert versah während unsrer Abwesenheit meinen Posten / als Hausverwalter. Das Holzholen war eine sehr schwere Arbeit, besonders für eine Frau. Es war im gräflichen Walde erlaubt, sich die dürren Äste von den Bäumen herunterbrechen zu dürfen, das nur mittels eines an einer langen Holzstange angemachten Hakens geschehen konnte. Die Stange mußte natürlich so lang sein, wie die Bäume hoch waren, man band sie gewöhnlich aus zwei Hälften mit einem Strick zusammen, je nach der Höhe der Bäume, dann wurde sie mit dem unteren Ende an einen Baum gestemmt und in die Höhe gerichtet. Und nun ging die Mutter, die zehn, zwölf Meter lange Stange in ihren Händen haltend, nach den dürren Ästen oben spähend, von Baum zu Baum; hatte sie einen Ast erblickt, setzte sie den Eisenhaken an und schon krachte er herunter. Unten erwartete ich ihn und legte so einen nach dem anderen schön auf einen Haufen. Aber wehe uns, wenn ein Ast zu dick, zu zäh war, nicht brechen wollte. Da mußten Mutter und ich an der Stange mit aller Kraft ziehen. Dann brach er oft plötzlich ab und wir verloren die Balance. Die Stange aber fiel mit aller Wucht lang nieder auf die Erde und zerbrach manchmal in drei, vier Stücke. Hatten wir genügend Äste heruntergerissen, wurden sie dann zu einem gewöhnlich großem Bund mit Stricken zusammengebunden und Tragbänder angemacht, in die die Mutter dann kniend beide Arme steckte und sich dann an mir mühsam aufrichtete.

Dann ging's nach Hause. Ich zog immer die Holzstange hinter mir her. Ein Waldgang dauerte gewöhnlich einen halben Tag, vielemal auch länger, je nach dem Vorhandensein dürrer Äste. So „Holz zu machen" verrichteten eigentlich nur Männer. Von Frauen war meine Mutter die einzige, die ich ihnen das nachmachen sah. Ach! wie leid tat mir da meine Mutter, wenn sie die schwere Stange immer wieder absetzte, über Hände und Halsschmerzen klagte. Oder wenn ich sah, wie sie den ganzen Tag, die ganze Woche über auf dem Felde arbeitete oder in der Scheune das Getreide mit Flegeln drasch, dann nachts das kleine Mädchen versah, die Wäsche wusch und unsre Sachen flickte. Sie schien mir wie eine Heldin! Trotzdem, daß manchmal der Zorn mein Inneres gegen sie erfüllte, weil sie mich im Schulbesuch hinderte und so brutal mit mir verfuhr. Heute verzeihe ich ihr gänzlich; sie mußte so tun, die Verhältnisse drängten sie.

Als ich nach langem Ausbleiben wieder in die Schule kam, war schon ein anderer, neuer Lehrer da, dessen Statur, sein weißes Haar, sein Bart, seine Gesichtszüge und Gebärden den Eindruck eines frommen, barmherzigen Bruders machten. Wozu aber sein hitziges Temperament entschieden nicht paßte. Denn bei dem Geringsten regte er sich sehr auf, überschüttete jeden schuldigen Schüler mit einer Masse donnernder Worte, focht mit dem Stock in der Luft herum. „Schade um jeden Hieb, der daneben fällt!" war seine Erziehungsansicht. Zwei bis fünf auf jede Hand oder fünfundzwanzig auf den Hintern wurden gezählt. Es wurde drauf gehauen / und gut. Was der Stock bei dem früheren Lehrer zu wenig tat, tat er bei diesem zu viel. „Tanzen und Komödie wird bei mir nicht gelehrt", wiederholte er bei jeder passenden Gelegenheit im höhnischen Tone. Das machte auf mich, und wohl auch auf manche andere Schüler, den Eindruck, als wollte dieser Lehrer uns wirklich mehr wie der andere lehren. Was die weitere Erfahrung jedoch nicht bestätigte. Die Hauptlehrgegenstände waren nun Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion. Das Beten vor und nach dem Unterricht und Erzählen religiöser Geschichten nahm nun die meiste Zeit ein. Für den Unterricht in der Naturlehre, Geschichte war ich selbst noch nicht reif. Ich sah aber auch nicht wie früher, daß die großen Schüler von nun an etwas von diesen Lehrgegenständen gelernt hätten. „Ich werde euch andere Manieren lehren!" schrie oft der fromme

Herr. „Ihr seid ganz verhätschelt!" Nach etwas zu fragen, wie wir es bei dem früheren Lehrer durften, wagte nun niemand, denn man hatte Angst, eine Antwort mit dem Stock zu bekommen. Unsicher, wie auf Nadeln, saß man in der Bank, verstohlen blickend, wohin sich der Lehrer bewegte, ob nicht wieder ein Hieb geflogen käme, wie es oft geschah. Auch ich bin einmal von so einem unverhofften Schlag zum Krankwerden erschreckt worden. Als ich wieder einmal in der Bank emsig in meinem Hefte schrieb und mitunter auf den Lehrer hinblickte, ob er mich beobachtete, fühlte ich plötzlich einen Hieb über den rechten Arm und hörte gleich: „Ich werde dich lehren, beim Schreiben die volle Hand auflegen." Ein anderes Mal erhielt ich wieder auf jede Hand viere mit dem Stock, daß ich dann, wie mich die Mutter einkaufen schickte, den Handkorb kaum halten konnte. Eine geringe Strafe war das Aufstellen, eine Stunde oder noch mehr vorn bei dem Ofen stehen.

Das viele Strafen brachte oft große Uneinigkeit unter die Schüler. Die Bestraften wurden auf dem Heimwege von den andern Schülern ausgelacht und verspottet, was sich diese gewöhnlich nicht gefallen lassen wollten. So ging die Prügelei los, die oft blutig endete. Den andern Tag gab's dann wieder in der Schule Verhör der Täter und von Zeugen darüber. Es bildeten sich Parteien, auf eine Lüge kam's im Notfalle nicht an. Die schwächere Partei wurde stets überwiesen, sie verspielte, wurde verurteilt und gleich bestraft.

Die Strafe, bei dem Ofen zu stehen, empfand ich, als ich auch einmal so bestraft wurde, als härter, wie einige Hiebe mit dem Stock. Die höhnischen Blicke der Schüler und auch des Lehrers weckten in mir Haß und Verachtung gegen ihn. Die Höflichkeit, die er verlangte, geschah nicht aus Liebe, die Untertänigkeit war nicht die Hochachtung, die man jedem gerechthandelnden Menschen entgegenbringt und die wir auch wirklich vor dem früheren Lehrer hatten. Es war nur die Furcht vor dem Stock. Diese Handlungsweise nahm einem das bißchen Lust, die man noch zu dem Lernen hatte, vollends weg. Dieser neue Lehrer schien mir als das schlimmste aller meiner Hindernisse auf dem Wege des Lernens. Nun erst sahen ich und auch andere Schüler ein, wie gut und vernünftig der frühere Lehrer war. Bereitwillig hatte er jedem Auskunft gegeben, der das oder jenes wissen wollte und darum frug.

 Alles wurde freundlich, mit guten Worten geschlichtet, gerichtet, erklärt,
ohne den Stock. Der neue Lehrer schien mir dagegen wie ein Teufel.

Der Herbst verfloß wieder, ohne daß ich die Schule besucht hätte. Denn der Vater, der aus der Fremde heimgekehrt war, ging mit Mutter Hopfen pflücken und dann Zuckerrüben ausmachen. Ich mußte wieder das Haus versehen und die Geschwister besorgen. Später, als mein Bruder imstande war, meinen Posten zu versehen, mußte ich mit aufs Feld und mich an dieser Arbeit beteiligen. Da war wieder keine Rede von in die Schule zu gehen. Nur im Winter gab's dann einzelne Tage, wo die Mutter nicht Getreide dreschen ging oder ich nicht Brennholz und Kohlen zu holen hatte. Da konnte ich dann wieder einmal in die Schule gucken gehen. So ging das bis in das zwölfte Jahr. Dann war von der Schule überhaupt keine Rede mehr. In diesem Winter aber, der nun gekommen war, stellte sich noch etwas Besonderes ein, so daß ich die Tage meines Schulbesuches bis zum Frühjahr noch schneller wie sonst zusammen zählen konnte.

Meine Eltern hatten nämlich den Beschluß gefaßt, sich ein Häuschen, ein eigenes Heim zu bauen. Eine Baustelle war schon gekauft. Streit und Zank mit dem Hauswirt und seiner Frau mag wohl dazu beigetragen haben, daß mit dem Hausbau Ernst gemacht wurde. Alle nötigen Vorbereitungen wurden getroffen, um mit dem Bau im Frühjahr anfangen zu können. Die bisherige Wohnung wurde geräumt und wir zogen in das Haus des Schusters Wendler, der meinen Eltern die Baustelle verkauft hatte.

Die Frau des Schusters war unsre Patin. Die Wohnung nahmen meine Eltern dort nur einstweilen, bis die eigene Wohnung fertig wäre. Wir hätten dort auch nicht lange wohnen können, denn der Mann war ein Sonderling, der sich mit seinen Nachbarsleuten nicht vertrug. Ich sehe ihn heute noch im Geiste, wie er duckmäuserisch wie ein Fuchs herumging, spähend oder schadenfroh herumblickte. Die meisten Leute gingen ihm lieber aus dem Wege und nannten ihn den verrückten Schuster. Ganz und gar geistig beschränkt war er jedoch nicht. Denn er pfuschte außer in seinem Handwerk auch in manches andre hinein. Auch fungierte er als der einzige Zahnzieher im Dorfe, obwohl er dazu kein besonderes fachgemäßes Werkzeug hatte. Nur mit einem gewöhnlichen Schusterzängel be-

trieb er diese Kunst. Ich möchte gar nichts davon erzählen, wenn ich selbst nicht diese zahntechnische Schuhmacherkunst dieses Mannes hätte erproben müssen. Als ich einmal heftiges Zahnweh hatte, führte mich die Mutter zu ihm zum Zahnziehen. Ich zitterte schon vor Angst als der Schuster sein Zängel von dem Arbeitstisch in die Hand nahm. Dann aber sah ich kein Zängel und keinen Schuster mehr. In meinem Kopfe knallte es und stach, als wenn hundert Nadeln drin herumfahren täten. Da, wohl durch eine wehrende Bewegung mit meinen Händen, schlug ich dem Künstler die Zange aus seiner Hand. Selbst die Türe zu suchen, um auszureißen, brauchte ich nicht / ich hätte sie auch vor lauter Schwindligkeit nicht gefunden / aber eins, zwei, lag ich schon von seiner Hand draußen vor der Haustüre an der frischen Luft. Der Zahn war noch im Munde, aber seine Schmerzen vergingen plötzlich, wie abgeschnitten. Auch Weinen und Schreien ließ nach. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah. Seitdem ließ ich mir nie wieder einen Zahn ziehen.

Ein anderes Mal bestellte mir meine Mutter bei diesem Schuster ein Paar Schuhe. Beim Maßnehmen sagte er prahlerisch: „Na, ich will ihm ein Paar gute, feste Schuhe machen!" Und er hatte wirklich recht. Die Schuhe waren fest, gut gemacht, so daß ich froh war, wie sie zerrissen waren, um sie nicht mehr anziehen zu brauchen. Die Mutter war natürlich froh, daß sie solange hielten, aber ich? Ach! hatte ich ein Leiden mit diesem Schuhwerk! Sie waren nämlich von dem sogenannten Rindsrückenleder gemacht, das erstens sehr stark und zweitens so körnig war, daß es keine Fettigkeit annahm. Ich konnte schmieren wie ich wollte, sie blieben eben hart. Dazu erhielten sie noch bedeutend an Gewicht durch die Stiefeleisen und die vielen Zwecken, die sich in den Sohlen befanden. Meine Füße waren immer wund, weil sie mich bei jedem Schritt und Tritt drückten und rieben. War ich froh, wie ich diese Schuhe in die Lumpen werfen konnte. Zum Glück waren auch das die ersten und die letzten von diesem Schuster.

Weniger Qual hätten mir wohl die Schuhe bereitet, wenn ich nur den Schulweg zu gehen gehabt hätte. So aber mußte ich diesen Winter oft / ja sehr oft in den Wald. Wenn kein Brennholz zu holen war, dann wurde Bauholz geschleppt, starkes zum Dachstuhlbau und das schwächere zu den Latten, die von den Zimmerern

 kantig zugehackt, und auf die dann Dachziegel drauf gehängt wurden. Bei dem Brennholzholen brauchten wir keine Angst auszustehen, denn das Brechen der dürren Äste war, wie ich schon sagte, erlaubt. Anders war es aber bei dem Bauholz; die grünen, gesunden Stämme zu fällen und aus dem Walde zu schleppen, war streng verboten. Wer dabei erwischt wurde, ward zu mehrtägiger Gefängnisstrafe verurteilt. Vor dem Gericht aber hatten alle natürlich große Angst, schon weil das Maß der Strafe jedesmal stieg. Bei dieser Gelegenheit hätte ich wirklich im Stehlen etwas lernen können, wenn ich nicht gar so dumm und gar so unfähig gewesen wäre. Die Mutter nahm da eine Axt, wickelte sie in einen Hader, und dann gingen wir nach dem Walde zu, der ungefähr eine halbe Stunde von unserm Dorfe entfernt war. Öfters erzählten wir einander allerhand auf dem Wege; aber je näher wir dem Walde kamen, desto mehr nahm die Redelust ab. Denn nun hieß es aufpassen, ob die Luft rein war. Die Mutter warf nun ihre Blicke nach allen Seiten, um sich zu überzeugen, ob nicht der Heger oder gar der Förster irgendwo auf der Lauer stehe. Gelangten wir schließlich ohne Hindernisse bis in den Wald hinein, so schritten wir einige Male kreuz und quer, spähend und horchend. War nichts Verdächtiges zu sehen, zog sie ihre Axt aus ihrem Versteck, und fing an, den passenden Baum umzuhauen. Nach einigen Hieben schaute sie sich immer wieder ängstlich um und horchte. Nach gewonnener Sicherheit machte sie ihn vollends nieder; aber das Umfällen des Baumes machte wieder besonders großen Lärm. Dann wiederholtes Gucken und Horchen. Dann hackte sie schließlich die Äste ab, die schnell seitwärts gebracht werden mußten. Dann bedeckten wir den gebliebenen Wurzelstock mit Gras oder Moos. Der Stamm aber wurde auf die Schultern gehoben; die Mutter ging vorn am starken und ich hinten am schwachen Ende. Ob da die Last zu schwer war oder ob es drückte, das zu bedenken gab's dann keine Zeit. „Fort, schnell aus dem Walde!" hieß es. Ach! Wie oft stürzte ich, wenn wir so mit unsrer Bürde auf dem schmalen Feldrand forteilten und ich mit der Mutter nicht Schritt halten konnte, der Stamm deshalb schwankte und mich hin und her schob! Mit wie vielen Tränen habe ich da das dürre Gras an diesem Fußwege genäßt! Es nutzte mir aber nichts; keinen Pardon

gab's, sondern noch eine Portion Grobheiten und Prügel, zumal wenn ich hinten stürzte und die Mutter ihn auch vorn abwerfen mußte. Mit dem Lattenholz, das wir auch stahlen, war die Plage wenigstens nicht so groß. Da nahm die Mutter drei oder vier Stämmchen, mit einem Strick zusammengebunden, auf die Schulter, und ich eins in die Hände, das doch wenigstens nicht so schwer war, und mit dem ich gehen konnte, wie ich wollte.

Ach, wäre es auf meine Angst angekommen, da hätten wir sicher kein Holz heimgebracht, mit dem wir unser Häuschen hätten decken können. Obwohl wir vor dem Heger keine Angst zu haben brauchten, der, wie ich aus der Mutter Munde einmal hörte, bestochen gewesen sein soll. Ich erfuhr es, als sie einmal einer Nachbarin das Geheimnis anvertraute. „Aber nur Ihnen sage ich's, weil ich weiß, daß Sie eine gute, schweigsame Seele sind", sagte sie zu der Frau vertraulich und ermahnte sie gleich dabei: „Aber ich bitte Sie, niemandem etwas davon zu sagen!" Na, ich war noch ein dummer Junge, aber der Frau hätte ich so etwas doch nicht anvertraut. Denn ich, der sich stets unter dem Weibervolke herumtrieb, viel unter ihnen zu tun hatte, war anderer Überzeugung wie die Mutter, daß es nämlich nicht lange dauern würde, bis die meisten Nachbarn das Geheimnis wissen würden. Denn wie oft war ich schon dabei gewesen, wo die oder jene Frau zu uns kam, um meiner Mutter ebenfalls ein Geheimnis mitzuteilen und anzuvertrauen, das auch niemand wie sie allein wissen, behalten solle. „Nur Ihnen sage ich das. Aber erzählen Sie's niemandem weiter!" Kaum war die Frau mit ihrem ausgeschütteten Herz aus der Türe hinaus, kam eine andere. Mutter ihr Herz konnte die Last des Geheimnisses nicht ertragen, brühheiß teilte sie es vertraulich mit derselben vorigen Betonung und Ermahnung der neu Angekommenen mit. Und so machten es alle. Alle lebten aber in dem guten Glauben, daß niemand anders von ihnen etwas Schlechtes wisse. Aber wenn dann einmal der Faden der Freundschaft riß, da ging der Krieg unter den Weibern los. Die Granaten der in beiden Kriegslagern angehäuften Geheimnisse flogen schmetternd hin und her. Mit schimpflichen Ausdrücken wurde nicht gespart, die Ehre nicht geschont. Die das beste Mundwerk hatte, sich am besten ausreden konnte, blieb die Siegerin. Die schwächeren räumten das Schlachtfeld.

Als wir wieder einmal aus dem Walde mit unsrer Bürde eilten, ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, erblickte plötzlich die Mutter einen Mann mit einer Flinte. „Wegwerfen!" erscholl vorn das Kommando und schon flog der Stamm in den Graben. Nun liefen wir, wie die vom Feind verfolgten Krieger, nach unsrem Dorfe zu, einen großen Umweg machend, um dem Manne, in dem wir den Heger oder Förster vermuteten, nicht in die Hände zu fallen. Der Schweiß rollte stromweis vom Gesicht / wenigstens mir / die Knie schlotterten, der Körper zitterte vor Schreck, als wir unsere Wohnung erreichten. Neugierige Weiber kamen auf uns zu, mit schadenfroher Miene fragend, warum wir so rennen, was uns passiert wäre. Als die Mutter das daliegende Holz mit Hadern, Wäsche und Stroh bedeckte, brauchten sie nicht mehr zu fragen und konnten leicht erraten, um was es sich handele. Nach der Beobachtung von unserer Wohnung aus / wir wohnten auf einer Anhöhe, Zizkaberg, sagten wir kurz / stellte sich's heraus, als der Mann näher kam, daß er kein Heger und auch kein Förster war, sondern der Bauer Rügel. Nachher lachten wir über die Geschichte natürlich vor Freuden. In umgekehrtem Falle aber wäre das für uns eine böse Sache gewesen.

Dies Bau- und Brennholzschleppen erforderte viele Tage und dauerte bis ins Frühjahr hinein, weil die Mutter nebenbei noch auf Arbeit ging. Wenn die Mutter keine Arbeit beim Bauer hatte, weil es gefroren hatte oder regnerische Witterung war, dann konnte ich jedesmal den halben oder ganzen Tag die Schule besuchen. Und da ist es wohl begreiflich, daß ich von diesem zeitweisen Besuche nicht viel erzählen kann, und daß es mit dem Lernen immer schlechter stand. Am Anfang seines Amtsantrittes wollte der Lehrer das Versäumen der Schule nicht dulden, schimpfte und drohte mit der Anzeige bei der Behörde. Nach und nach lebte auch er sich in die Verhältnisse dieses Ortes hinein und wurde ruhig. Denn es waren nicht nur die Kinder der armen Leute, die die Schule versäumten, sondern die der Bauern auch. Auch diese behielten ihre Kinder zu Hause, wenn sie Ernte oder andere nötige Arbeit hatten.

Trotzdem ich so selten in die Schule kam, brachte ich es diesen Winter um eine Bank höher. Ich wurde in die dritte Bank versetzt. Warum mir so geschah, konnte ich mir gar nicht entziffern. Alt war

ich zwar genug dazu, aber gelernt hatte ich noch verdammt wenig. Lesen und Schreiben, das ging so halbwegs, da übte ich mich doch so viel, wie es mir meine freien Stunden zu Hause erlaubten. Aber im Rechnen und anderen Lehrgegenständen war ich schlecht daran. Schließlich fand ich den Grund meines Aufsteigens darin, daß die zweite Bank überfüllt war. Sieben Schüler hatten Platz darin, mit dem achten war sie schon gepreßt voll. Wohl weil ich der Älteste war, versetzte gerade mich der Lehrer. Und doch, am schlechtesten von allen meinen Schulkameraden ging's wohl mir beim Rechnen. Denn ich war ja der unter ihnen, der am meisten in der Schule fehlte und den der Aufschluß durch die vorhergehenden Rechnungen zu den späteren entgangen war, und der sich dann in keine Rechnung auf der Wandtafel hineinfand. Ratlos, verlegen stand ich da, wenn die Reihe an mich kam, eine Rechnung zu machen, die der Lehrer vorgeschrieben hatte:

„Wird es bald werden?" erscholl hinter mir seine Stimme, wenn ich immer noch unbewegt dastand. Das half mir nicht aus meiner Verlegenheit. Noch stand ich da wie ein Hackstock.

„Na, ich will dir helfen!" und schon pfiff der Stock durch die Luft, ein Hieb fiel nach dem andern.

Und wenn das noch nicht half, dann fuhren seine Finger in meine Haare, der Kopf flog wie ein Gummiball nach allen Seiten, auch an die Tafel, und trug oft eine Beule davon. Dabei schrie er erbost:

„Du Gottesgabe, du leere Kleie! Du Kommißbrötchen, was hast du in deinem Affenköpfchen?"

Das waren seine gewöhnlichen, seine liebsten Ausdrücke.

O! / wie viele Schläge mußte ich da ertragen. Wie oft mußte ich mich so herumstoßen, herumschütteln lassen? Unschuldig! Der alte, weißhaarige Mann war nicht imstande einzusehen, daß nicht ich an meiner Rückständigkeit schuld war, daß ich sehr gern lernen wollte, aber durch Not und Dürftigkeit meiner Eltern hierin gehindert wurde. Heute möchte ich ihm schon gern die Ursachen erklären wollen; aber zu spät, er ruht schon lange unter der Erde.

Auch die schönen Vorträge des früheren Lehrers über fremde Länder und Völker, über ihre Sprachen, Sitten und Lebensweise, über Naturlehre, Himmelskunde waren nun längst eingestellt. O, ihr schönen, aber getäuschten Hoffnungen!

Der Globus auf dem Tische, die Landkarten an der Wand wären nun verstaubt, wenn die Tochter des Lehrers sie täglich nicht abgewischt hätte. Die neu eingetretenen Schüler werden wohl gar nicht begriffen haben, zu welchem Zweck diese Gegenstände eigentlich dahingen oder standen. Die Zeit, die früher die belehrenden Vorträge und Erzählungen einnahmen, füllten nun stunden- und halbe Tage lange Märchen von Geistern und Wundern, ähnlich, wie ich sie von meiner Mutter zu hören gewöhnt war. Zwei von ihnen sind mir besonders wegen ihres wunderbaren Inhalts im Gedächtnis geblieben. Und die eine von ihnen lockte mich deshalb später einmal so auf die Leimrute, wie mir's seitdem nicht wieder passiert ist. Doch will ich an einer andern Stelle davon erzählen.

Als der neue Lehrer wieder einmal erzählte und über die bösen Eigenschaften der Menschen zu sprechen kam, führte er unter anderem auf, daß immer in den Menschen zwei Geister, ein guter und ein böser, den Kampf um seine Seele führen. Der erstere leite den Menschen zu guten Taten, damit seine Seele nach dem Tode das Himmelreich erlange. Der böse Geist dagegen verleite ihn zu schlechten und bösen Taten, derer er sich dann freut, weil er so die Seele für sein Reich, die Hölle, gewinnt. Um es unserem Begriffsvermögen besser zu veranschaulichen, führte er ein Beispiel von Pribram an: Dort soll, wie er sagte, eine Frau von so einem bösen Geist, einem Teufel, besessen gewesen sein. Geistliche pilgerten hin zu der Frau, um ihn aus ihr zu vertreiben, sie von ihm zu befreien. Viele hatten ihr Glück versucht, aber vergebens! Jedem, der zu ihr herantrat und zu beten bei ihr anfing, schleuderte sie seine Sünden entgegen, die er von Kindheit bis zur letzten Stunde begangen hatte. Und so mußte jeder unverrichteter Sache abziehen. Der böse Geist in ihr blieb Sieger! Schließlich kam noch ein sehr junger Kaplan, dem sie sonst nichts vorwerfen konnte, nur, daß er als kleiner Junge einen Kreuzer gestohlen hätte. Darauf bekam sie starkes Schütteln am ganzen Körper, kniete nieder und betete mit dem Geistlichen. Damit war sie geheilt: Durch des jungen Geistlichen Unschuld also war der Teufel endlich besiegt. Wenn ich noch heute manchmal über diese Märchen nachdenke, so sehe ich immer noch im Geiste den Lehrer mit seinem ernsten Gesicht, das er jedes-

mal dabei machte. Und dies schon ließ keine Zweifel in uns aufkommen. Es mußte wahr sein!

Ein anderes Mal war wieder der Gegenstand des Wunders ein Tischler. Er hatte sich selbständig gemacht, in einem Orte seine Werkstatt eingerichtet. Anfangs erhielt er keine und auch später nicht viel Arbeit. Seine Ersparnisse, die er sich als Geselle gemacht, und das Erbteil von seiner Mutter hatte er in Werkzeug und Material gesteckt; zum Leben war nicht viel bares Geld übriggeblieben. Die Not wurde immer größer. Aber er vertraute auf Gott und verzweifelte nicht. Vor der Kirche stand ein Kreuz mit dem Heiland, dort ging er alle Tage hin und bat den Gott um Hilfe. Und siehe! Als er nach mehrmaligem Bittgang wieder einmal hinkam, lag unterm Kreuze ein wunderschönes Bild, für das er in der Stadt siebenhundert Gulden bekam. Das Geld schaffte ihm nicht nur seine Not vom Halse, sondern brachte ihm auch viel Segen in seine Werkstatt. Nach kurzer Zeit hatte er so viel Arbeit, daß Gesellen aufgenommen werden mußten. Glücklich lebte er dann weiter!

Ganz etwas Neues in diesem Ort war damals die Errichtung einer Schulbibliothek, deren Bücher aber denselben Inhalt hatten wie die angeführten Erzählungen. „Die Räuber in der Mühle", „Die Schmuggler", „Doktor Faust" hatte ich mir geborgt und gelesen. Daß ein Mensch wie der Faust den Degen seines Feindes in ein Strohseil verwandeln oder ihm Hörner anzaubern könne, hielt ich aber schon damals für unmöglich.

Einmal teilte uns der Lehrer mit, daß er in der deutschen Schrift, im Lesen, sowie in Musik Stunden geben wolle, was monatlich nur einen Gulden Honorar koste. Wer also Lust hätte, eins davon zu lernen, der solle sich melden. Ich war der erste mit und wählte den deutschen Unterricht. Freudenvoll lief ich nach Hause und teilte meiner Mutter meinen Entschluß mit. Aber da kam ich schön an. „Du brauchst in der Schule nicht Deutsch zu lernen. So viel du brauchen wirst, lernst du unter den Leuten, so wie ich es auch lernte. Und noch dazu dafür Geld zahlen, wo es nicht einmal zum Fressen langt? Nein, da gibt's nichts!"

So etwas hatte ich doch nicht erwartet. Ich versuchte durch Bitten die Mutter für mein Vorhaben zu gewinnen, aber vergebens! Mein Bemühen blieb erfolglos. Sie blieb bei ihrer Antwort:

 „Nicht ist's und gut!" Traurig, schweren Herzens, mußte ich dem Lehrer melden, daß ich nicht lernen dürfe.

Wie töricht kann so ein junger Kopf doch sein! Solche unbesonnenen Pläne! denke ich mir, wenn ich mich heute an diese Geschichte erinnere. Wo ich nicht einmal recht Tschechisch schreiben konnte, wollte ich schon wieder das Deutsche lernen. Vielleicht war die Mutter doch klüger wie ich. O, du Not, welchen Fluch hast du über die Familie gehen lassen, von der ich abstamme?

Noch seltner als in die Schule kam ich in die Kirche. Gewöhnlich hatte ich schlechte Stiefeln und der Gang dorthin war doch über eine halbe Stunde Weges lang, meistens sehr kotig. Und wenn's diese Not nicht gab, so hatte ja immer Sonntags die Mutter volle Hände Arbeit, so daß ich verschiedene Wege machen oder die kleinen Geschwister warten mußte. Schüler, die mit mir in die Schule eintraten, waren schon einigemal zur Beichte gewesen; ich aber kam nicht dazu. Deshalb verstand ich auch gar nichts von dem kirchlichen Kult. Diese Unwissenheit verschuldete es auch, daß ich mir in den Augen der Großmutter eine große Sünde zuzog, als ich bei ihr einmal auf Besuch war. Die Großmutter war nämlich sehr fromm und gottesfürchtig. Sie ging jeden Tag früh in die Kirche. Ich mußte natürlich, weil ich da war, mit. Sie setzte sich immer in eine Bank und ich stellte mich an das Geländer vor dem Altar. Einmal, als ich wieder so dastand und schon mehrere „Vaterunser" heruntergebetet hatte, kamen zwei junge Frauen und stellten sich neben mich hin, kurz darauf kamen noch drei Herren dazu, ich stand nun mitten unter ihnen. Dann trat vor uns der Geistliche, mit einem Gefäß in der Hand, aus dem er etwas herausnahm und jedem von uns Dastehenden in den Mund reichte, wobei er etwas mir Fremdes sprach. Als er zu mir kam, langte er mir auch so ein Ding her, ich machte auch den Mund auf und schon klebte es an der Zunge. Was das war, wußte ich nicht, das erfuhr ich erst von der Großmutter. Denn auf dem Heimwege erzählte ich ihr, wie und was ich von dem Geistlichen bekommen hätte. Plötzlich blieb sie stehen, sah mich erstaunt an und schlug dann die Hände zusammen. „Was? was? Du infamer Kerl!" schrie sie mich an. „Gott, verzeihe ihm die große Sünde! Kommuniziert hast du, ohne erst gebeichtet zu haben." Eilig griff sie in ihre Tasche und reichte mir

ein silbernes Sechserle: „Marsch, schau daß du nach Hause zu deiner Mutter kommst!“ Ich durfte nicht einmal mehr mit in ihre Wohnung. Verwundert horchte und sah ich ihr zu, wußte gar nicht in dem Augenblick, wie und warum mir so geschah. Und eine lange Weile hörte ich sie noch hinter mir herschimpfen. Diese große Sünde lastet heute noch auf mir, weil ich sie auch bei den folgenden zwei Beichten in meinem Leben / jedesmal, wenn ich heiratete, habe ich später noch „gebeichtet“ / dem Geistlichen nicht beichtete. Mit dieser Sünde hoffe ich auch von dieser Welt zu scheiden.

Das Frühjahr kam heran. Die Bausteine, die der Schuster Wendler den Winter über brach, standen schon auf der Baustelle aufgeschlichtet. Mein Vater begann dazu noch die ägyptischen Ziegel zu machen, und zwar von dem Lehme, der sich auf der Baustelle befand. Diese Ziegel / wir nannten sie Patzen / wurden auf dieselbe Art wie die Mauerziegel gemacht, nur daß sie im Maß länger, breiter und höher wie diese waren. Außerdem wurde noch in den Lehm kurzgehacktes Stroh gemengt. Gebrannt wurden sie nicht, nur getrocknet. Und so wurden sie auch vermauert.

Der Vater und ich, wir machten die Patzen miteinander, dazu hatten wir zwei Formen und einen Tisch, einen sogenannten Stock. Erst machte er den Lehm zurecht und dann füllte er die Formen, eine nach der andern. Immer, wenn eine Form gefüllt war, nahm ich sie und lief keuchend, gebeugt, von der Last fast zur Erde gezogen, nach dem Plan hin, wo ich den Patzen auskippte; schnell rannte ich wieder zurück, schob die leere Form in den neben dem Tische stehenden Waschtrog, der mit Wasser gefüllt war, nahm wieder die volle Form und so ging das bis spät abends. Wenn dann das Patzenmachen aufhörte, mußten noch die, die schon abgelüftet und härter geworden waren, aufgeräumt, in ein Bankel geschlichtet und mit Stroh gedeckt werden. Darüber war's dann gewöhnlich schon finster, bevor wir mit all dieser Arbeit fertig waren. Ach, war ich jedesmal müde! Und den nächsten Tag wußte ich nicht, wie ich vor Schmerzen in meinen Gliedern bei der neuen Arbeit zugreifen sollte. Klagen? nein, das nütze nichts! Es hieß nur: „Los, los, los!“ Trotzdem interessierte mich das Patzenmachen sehr, so daß ich immer, währenddem der Vater den Lehm zurecht machte, versuchte, selbst welche zu machen. Es ging mir schwer von der Hand und sehr

 langsam, aber meine Versuche gelangen doch, so daß die Patzen,
die ich gemacht hatte, brauchbar waren. Das brachte wohl den Vater zu dem Einfall, ob ich die noch fehlenden Patzen allein machen wollte, da er dann wieder seiner Arbeit in der Ziegelei nachgehen könnte. Die Beratung darüber war kurz und der Beschluß, das so zu halten, wurde sofort gefaßt. Mir war das ja lieber wie das Kinderwarten und ich war froh, daß ich diese Bürde auf meinen Bruder abwälzen konnte. Den Lehm brauchte ich natürlich nicht auch noch zurecht zu machen, das besorgte der Vater, wenn er abends aus der Arbeit kam und frühzeitig, bevor er wieder in die Arbeit ging. Meine Tagesleistung betrug 150 bis 200 Stück. War das eine schmutzige Arbeit! Meine Kleider waren den ganzen Tag durchnäßt, überall hing Lehm dran, ja, ich hatte ihn auch im Gesicht, Haaren und Ohren, weil, wenn ich den Lehm in die Form hineinhaute, er mit dem Wasser rings um mich herumspritzte. Zwei oder drei Wochen / bestimmt weiß ich es nicht mehr / war ich wohl so mit dem Patzenmachen beschäftigt. Dann blieb der Vater wieder aus der Arbeit zu Hause und der Bau begann.

Zwei Maurer übernahmen die Arbeit im Akkord für 68 Gulden. Wegen dieser Verabredung gerieten meine Eltern nachher noch in großen Streit. „Gut, für achtundsechzig Gulden wollen wir den Bau übernehmen, aber ohne Kalkputz der Zimmerwände", sagten die Maurer. „Nein, putzen nichts!" antwortete ihnen nachgebend mein Vater. Dabei blieb's auch. Als die beiden dann fort waren, ging der Zank und Streit zwischen den Eltern los. Die Mutter meinte, daß die Maurer für das Geld auch noch den Putz gemacht hätten, wenn der Vater nicht so willig nachgegeben hätte. Er hätte dumm gehandelt, nun könnte er ihnen diese Arbeit extra bezahlen. „Putzen nichts, putzen nichts!" rief sie ihm überall nach, wo sie ihn sah. Dies mußte er sich noch lange Zeit anhören.

Während des Baues war meine Beschäftigung, Wasser zu tragen, soviel immer den Tag über und während des ganzen Baues dazu gebraucht wurde. Damit ich die Wasserkannen nicht in den Händen tragen mußte / übrigens hätte ich das gar nicht gekonnt, weil ich noch zu klein war und die Kannen auf der Erde hingeschleift hätte / machte mir der Vater sogenannte „Trägerhäkchen". Das ist eine Holzstange, an deren Enden, links und rechts, ein Eisen-

haken durch einen Strick angebunden war; dies war das Werkzeug, das man dann mit den vollen oder leeren Kannen auf der rechten oder linken Schulter balancierte. Das Wasserloch befand sich unten am Berge. Der Weg war sehr steil und steinig, sehr mühsam nur kam man von unten hinauf. Ach! und wie oft bin ich da unter der Last der zwei vollen Wasserkannen ausgerutscht, wie oft goß sich das Wasser über mich, daß ich durch und durch naß war und die leeren Kannen rollten den Berg hinunter, von wo ich doch eben erst so mühsam heraufgekrochen kam. Wie viele Tränen vergoß ich auf diesem Fußsteig. Dabei rollte der Schweiß über mein Gesicht, die Knie schlotterten, ich schnappte nach Luft, wenn ich einmal den Weg zurückgelegt hatte und auf dem Berge oben war. Und doch mußten meine jungen, schwachen Glieder diesen Weg den Tag über oft machen. Sehr selten kam mir jemand von meinen Eltern zu Hilfe. Sie konnten sich ja keinen Arbeiter zu der Arbeit aufnehmen, es langte das Geld nicht dazu. Wir mußten also alles allein machen. Der Vater selbst machte den Mörtel / es wurde nur mit Lehm gemauert / und fuhr den Maurern die größeren Steine zu. Die Mutter brachte ihnen die Patzen herbei, und so hatten wir alle Hände voll Arbeit. Die inwendige Seite der Wände wurde von den Patzen gebaut und die äußere von Steinen. Gebrannte Mauerziegel wurden nur zu Sims und Fensterumrahmung verwendet. Endlich, in vierzehn Tagen, war der Bau so weit, daß die Zimmerleute, die das Holz aus dem gräflichen Walde gezimmert hatten, den Dachstuhl heben und stellen konnten. Sie bekamen für ihre Arbeit siebzehn Gulden. Und dann der Hebeschmaus! Die Mutter brachte eine Kanne mit Bier, Brot, Butter und Käse. Alle Mitarbeiter wurden eingeladen, an dem Tische, auf dem wir erst die Patzen gemacht hatten, Platz zu nehmen. Und dann ging's ans Essen und Trinken. Auch ich bekam eine Butterschnitte mit Käse und ein Gläschen Bier dazu. Wie lange schon hatte ich kein Butterbrot erhalten. Das gab's schon lange Zeit nicht mehr bei uns. Besonders vor und während des Baues, da ging's sehr sparsam zu. Brot gab's nur trocken und das wurde knapp abgeteilt. Hatte ich noch Hunger und verlangte noch mehr Brot, da sagte gewöhnlich die Mutter: „Der Vater borgt sich Geld zum Bau und euch gebe ich's zum Verfressen, ihr habt keinen Verstand!" Daß sie recht

hätte, ſah ich damals noch ein. Aber der Hunger tat weh. Dazu mußte ich noch ſchwer arbeiten.

Das Wohnhäuschen beſtand aus drei Wohnräumen. Das eine Zimmer war ungefähr fünf Meter lang, vier breit und drei Meter hoch. Das zweite Zimmer war um die Hälfte kleiner und das Kämmerchen wieder um die Hälfte kleiner wie das zweite. Einſtweilen ließ der Vater nur die beiden letztgenannten Wohnräume zum Wohnen herrichten. Das große Zimmer blieb derweil roh ſtehen, die Fenſter wurden mit Ziegelſtücken verſetzt. Erſt ſpäter ließ er auch dieſes vorrichten. Fußboden von Bretter gab's auch keinen. Der wurde nur von feuchtem, geſtampftem Lehm gemacht.

Die Türen waren nur aus einfachen Brettern zuſammengenagelt. Anſtatt eines Türdrückers brachte man auf der inwendigen Seite des Türſtockes eine Holzhaſpe, die etwa wie ein Haken ausſah, an, befeſtigte an der Türe durch einen Nagel ein Holzlättchen, band einen Bindfaden dran und zog es durch das gebohrte Löchel in der Türe auf die auswendige Seite. Wer herein wollte, der mußte an dieſem Bindfaden ziehen, das Lättchen ging dann in die Höhe und die Türe ging auf. So etwas Billiges, das doch auch ſeinen Dienſt tat, kennen die Stadtbewohner natürlich nicht. Zum Dachboden führte auch nur eine gewöhnliche Leiter, keine Treppe.

Das Häuschen wurde mit Dachziegel gedeckt. Ein Dachdecker war nicht nötig. Denn ſie hingen ohne Kalk auch. Daß die Sonnenſtrahlen oder die Regentropfen durch die Fugen drangen, oder im Winter der Schnee durchſtöberte, darüber mußte freilich das Auge zugedrückt werden.

Das Dachfußbodenlegen wurde auch auf ſpäter verſchoben. Man legte einſtweilen ein langes Brett über die Balken, das hin und her geſchoben werden mußte, je nachdem, wo und nach welcher Seite man gehen wollte.

Von außen gab's auch keinen Putz, geſchweige eine Faſſade. Auch das war zum Drinwohnen nicht nötig. Und das bißchen Hofraum konnte auch nicht umzäunt werden. Dazu mußte erſt wieder das nötige Holz aus dem Walde geſtohlen werden.

Der Bauplan, den ein Maurerpolier gemacht hatte, „das bißchen Geſchmiere", wie's die Mutter nannte, koſtete fünfzehn Gulden. Wieviel Mauer- und Dachziegel koſteten, erfuhr ich nicht; ſie waren

von dem Ziegeleibesitzer bezogen, bei dem der Vater arbeitete und die Schuld wurde wöchentlich vom Lohne abgezahlt. So stand das neueste Haus, Nummer 84, da, in das wir bald feierlich, voller Freuden, ein eigenes Heim zu besitzen, einzogen.

Ich? Ach! ich war nicht lustig bei dem Überräumen. Denn ich lag schwerkrank im Bett. Bei der letzten Maurerarbeit, am vorderen Giebelbau, kam ich zu einem Unfall. Als ich in der Backschüssel Steine trug, rutschte einer herunter und fuhr mir auf meinen rechten Fuß. Die Wunde schwoll an und entzündete sich immer mehr, bis ich liegen bleiben mußte. Bald trat noch eine andere Krankheit dazu. Was es für eine war, weiß ich bis heute nicht. Große Rücken- und Kopfschmerzen traten ein. Und am ganzen Körper eine Mattigkeit, daß ich mich kaum allein im Bett aufrichten konnte. Die Eltern hatten keine Zeit und wohl auch kein Geld, mir einen Arzt von Kolleschowitz zu holen. Ich ward der Gottesgnade empfohlen. Die Eltern hatten nicht einmal so viel Zeit, daß sie sich hätten mit mir abgeben oder mich pflegen können. Nur wenn der jüngere Bruder, der gewöhnlich mit den Geschwistern draußen spielte, hereingesprungen kam, konnte ich etwas verlangen, wenn er nicht gar ohne erst auf mich zu hören, gleich wieder davonlief. Die Mutter aber kam nur zur Mittagszeit oder abends zu mir herein. Das Heftpflaster, das sie mir auf die Wunde legte, half nicht viel. Es wurde im ganzen immer schlimmer mit mir. Als sich dann meine Krankheit allzu bedenklich zeigte, holte die Mutter die Kräuterfrau Walter. Das war der Ortsarzt für solche arme Leute, wie wir waren. Sie war selbst auch die Ärmste unter uns Armen und fristete ihr Leben eigentlich nur durch Betteln. In ihrer „freien Zeit" sammelte sie Kräuter, für die sie niemals etwas verlangte. „Zerstampfte Schafgarbe, kühl auflegen, das nimmt die Hitze", sagte sie, als sie gekommen war, und zwar Deutsch, denn sie konnte besser Deutsch wie Tschechisch. Dann untersuchte sie mich noch. „Hm, zu viel Hitze, Nervenfieber. Das ist von der Überanstrengung", meinte sie. Dann, nach längerer Zeit kam sie wieder, mit Kräuter, Hausbrot und Milch von Bauern. Nachdem sie der Mutter alles angegeben hatte, was und wie es mir zu verabreichen sei, streichelte sie mich noch einmal im Gesicht, tröstete mich mit freundlichen Worten von baldigem Gesund-

 werden und humpelte, sich an ihrem Stock stützend, zur Tür hinaus.
Sie besuchte mich ein- bis zweimal täglich. Ob ich wohl diesem armen Wesen mein weiteres Leben zu verdanken habe? Möglich, sogar sehr wahrscheinlich. Einst, als ich wieder einmal in Ohnmacht fiel, was damals oft vorkam, sah ich, wie ich wieder zur Besinnung kam, meine Eltern und andere Leute um mein Krankenlager herumstehen. Vater und Mutter weinten. Hinter meinem Kopf stand eine brennende Kerze. Ich verstand, was das alles bedeuten sollte. Man war überzeugt, daß das Ende meines Lebens nahe sei.

Endlich aber trat doch Genesung ein. Es ging freilich langsam. Aber nachdem ich mich noch mehrere Wochen ausgeruht hatte, und nachdem schließlich auch der Fuß ganz geheilt war, nahm mich mein Vater mit zum Ziegelwegtragen in die Ziegelei. Bei dem Ziegelmachen waren wir ihrer drei: Der Vater machte den Lehm, die Tochter des Ziegelmeisters machte die Ziegel und ich trug sie weg. Und zwar mußte ich einen nach dem andern hübsch in Reihen auf den geebneten Platz unter dem Schuppen setzen; keiner aber durfte schief stehen.

So ein Ziegel, von frischem, nassem Lehm gemacht, wog sicher fünf Kilogramm. Wenn ich eine neue Reihe anfangen mußte, hatte ich sehr weit zu laufen. Da hieß es dann schon rennen, wenn ich wieder zurück sein wollte, sowie der neue Ziegel fertig war. So viele Ziegel also fertig wurden im Tage, so vielemal mußte ich rennen, also tausend- bis elfhundertmal. Bei dieser Eile kam es vor, daß ich mit meinem Ziegel hinpurzelte, der dann weggeworfen werden mußte. Im Anfange blickte man über den Schaden weg. Später aber kam der Vater mit dem Fahrband und belehrte mich durch einige Hiebe, besser aufzupassen und geschickter zu sein. Oder wenn ich noch nicht zurück war, wenn der fertige Ziegel schon dastand und das Mädchen deswegen brummte, da erscholl Vaters Stimme: „Na, soll ich dir deine Faulheit heraustreiben?" Ich kannte meinen Vater bisher wenig, weil er sich nicht viel zu Hause aufhielt, und wenn er da war, so machte er sich mit uns Kindern wenig zu tun, verhielt sich vielmehr uns gegenüber gleichgültig. Nun aber gefiel er mir gar nicht. Lieber wäre ich nicht hingefallen, hätte immer zur Zeit zurück sein wollen, wenn ich nur anders gekonnt hätte.

Früh wenn die Arbeit begann, spürte ich schon Schmerz in allen Gliedern. In Beinen vom Laufen, in Händen und Rücken von dem Tragen. Den ersten Ziegel anzugreifen hat mir immer gegraut. Es half aber nichts; immer wieder mußte ich mich meinem Schicksal fügen. Es nötigte mich oft zum Weinen; ich mußte es aber unterdrücken. Denn erblickte mein Vater Tränen, sagte er gewöhnlich spöttisch: „Schäme dich, so ein junger Kerl soll gar nicht klagen, daß ihm etwas weh tut. Wie ich so alt war, mußte ich anders beim Bauer arbeiten und niemand bedauerte mich." Wenn ich zu Hause etwas sagte, tröstete mich die Mutter, daß das Ziegelbrennen nicht solange dauern würde. Der Vater könne sich nicht helfen, da er jetzt Geld brauche, deshalb müßte er sehen, daß ich etwas mit verdiene. Ich duldete also und zählte die Tage und Wochen bis das Ziegelmachen aufhöre. Dabei hoffte ich, daß ich wohl wieder in die Schule werde gehen können, um wenigstens dort nach den Anstrengungen auszuruhen.

Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Arbeit in den Hopfengärten, und dann auf den Zuckerrübenfeldern, folgte. Wir hatten eine Stunde Weges zu gehen. Früh nach vier Uhr hieß es schon ausrücken und erst abends im Finstern kamen wir wieder nach Hause. Diese Arbeit war für mich aber doch viel leichter wie die in der Ziegelei.

Der jüngere Bruder Albert mußte nun den Tag über die Hauswirtschaft führen und sich um die jüngeren Geschwister kümmern. Es waren auch die Hühner, Gänse und die Ziege zu füttern. Seitdem wir das eigene Haus besaßen, hielten wir diese Haustiere.

Ach, das war ein Klagen, ein Gejammer, wenn wir abends nach Hause kamen. Von weitem schon kamen uns die kleinen, wie Aschenbrödel aussehenden Geschwister entgegen, weinend hängten sie sich an Mutters Kleider. Klagten, der Albert hätte sie geprügelt. Er klagte, sie hätten nicht folgen wollen. Es nahm kein Ende! Gewöhnlich wurde der Bruder als der schuldigere verurteilt und mit dem Besenstiel oder was sonst der Mutter am nächsten lag, geschlagen. Die Mutter war in dieser Beziehung nicht wählerisch. „Ach, du armer Bruder!" dachte ich manchmal, „so ging's auch mir, wie ich deinen Posten versehen mußte." Überall, wohin sich die Mutter bewegte, liefen ihr abends die kleinen Wesen nach. Das kleinste war noch an der Brust. Den ganzen Tag hatten sie doch

 nicht ihre Mutter gesehen, und dann schrien sie immer nach Essen.
Aber bevor sie das Feuer angemacht und etwas zu essen gekocht hatte, waren die armen Teufel in irgendwelchem Winkel des Zimmers oder Hofes hungrig eingeschlafen.

Ich fütterte derweil die Gänse und die Ziege mit dem Grase, das wir vom Felde mitbrachten. Und wenn die Mutter noch keine Zeit hatte, mußte ich das Tier auch melken. Bei der Melkerei verdiente ich mir auch manche Portion Grobheiten. Das Vieh ließ sich wahrscheinlich nicht gern von mir melken, trampelte hin und her, bis der Topf umfiel und die Milch herauslief. Bevor wir mit der häuslichen Arbeit abends fertig wurden, war's elf bis zwölf Uhr nachts und um drei Uhr früh mußte wenigstens die Mutter wieder aufstehen. Gebenedeit seist du unter den Weibern, du Heldin! Schon nur deswegen verdienst du, geehrt zu werden.

Noch will ich etwas von der Ziege erzählen. Das dumme Vieh hätte mich einmal, als ich sie Hüten treiben mußte, bald totgeschleppt. Sie war nämlich an meine Mutter so gewöhnt, daß, wenn sie irgendwo eine Frau zu sehen bekam, sie ihr gleich nachrannte. Als ich sie wieder einmal in das sogenannte Lettental auf die rechte Böschung geführt hatte, wo recht viel Dornensträucher waren, rupfte sie hübsch die Blättchen ab. Um sie recht fest zu haben, drehte ich mir den Strick, an dem ich sie führte, um die rechte Hand. Plötzlich hob sie ihren Kopf, auf der andern Seite erblickte sie, eher wie ich, eine Frau. „Meee, meee!" hupf, hupf, und schon ging es über die Böschung hinunter, mich durch die Sträucher schleppend. Hände und Füße waren beschunden, die Kleider zerrissen. Wie ich das der Mutter erzählte, freute sie sich, daß ihr das Tier so zugetan war. Und meinte, ich wäre dümmer wie das Vieh, sonst hätte ich mir nicht den Strick um die Hand gewickelt. Na, ein anderes Mal war ich auch gescheiter.

Auch die Feldarbeit ging schließlich zu Ende. Der Bau war auch fertig. Es schien mir nun, als wenn ich jetzt nicht mehr so sehr wie bisher brauchte mit arbeiten zu müssen, und daß deshalb mir wieder mehr Zeit zum Schulbesuch bliebe. Aber nun zeigte sich ein neues Hindernis, und zwar dort, wo ich es gar nicht geahnt hatte. Nämlich in meiner allerdings bescheidenen Kunst, die Ziehharmonika zu spielen. Ein Sohn unsres Nachbars Kochlöffel spielte

wunderschön auf seiner zweireihigen Harmonika. Die Töne, die er aus diesem Instrument herausbrachte, entzückten mich. Ich sah in Albert einen Künstler. „O, könnte ich auch so spielen!" waren meine Gedanken und mein Wunsch. Ich beneidete ihn. Diese Eigenschaft haftete schon damals an mir. Jeden beneidete ich, der mehr wie ich konnte. Obwohl ich mich durchaus nicht als seinen Feind fühlte. Warum war's mir nicht gegönnt, auch etwas Rechtes zu lernen?

Nach längerem Bitten entschloß sich die Mutter doch, mir auch eine Harmonika zu kaufen. Welch eine Freude! Es war ein Gelegenheitskauf. Acht Tasten und zwei Bässe hatte sie und kostete nur achtzig Kreuzer. Das war gewiß billig. Einige Wochen vergingen, ehe ich etwas zusammenbrachte, das natürlich noch lange nicht so klang, wie das Spiel Alberts. „Der kleine Fischer" war mein erstes Lied, das ich auf dieser Harmonika lernte, dann folgten andere. Meine Freude war grenzenlos. Aber meine Liebe zu dieser Kunst wäre wohl nicht so leidenschaftlich emporgeflammt, meine Freude an dem Gelingen des ersten Stückes wäre nicht so groß gewesen, wenn ich hätte ahnen können, welche Strapazen, welches leidvolle Leben mir das Erlernen des Spieles noch bereiten sollte. Daß ich mich in der Kälte, im Regen und in Schneestürmen würde von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf herumtreiben und mir und den Meinigen so das Brot verdienen müssen. Die Feder fängt an zu zittern, wenn sie davon schreiben soll. Aber ich wußte ja damals, wie ich die Harmonika das erstemal in die Hand nahm, nicht, daß ich mich damit zu einem richtigen, wenn auch noch sehr jungen Bettelmusikanten einzuüben anfing.

Die Not erreichte wieder mal bei uns die höchste Stufe. Der Vater arbeitete zwar, gab aber sehr wenig Geld her zum Leben. „Gehet zum Vater, daß er mehr zum Leben hergibt, dann geb ich euch mehr zum Fressen", lautete immer Mutters Antwort, wenn wir noch Hunger hatten und mehr Brot verlangten. Als wieder einmal die Mutter das Essen dem Vater in die Fabrik trug und wieder heimkehrte, lamentierte sie, weinte und schimpfte auf den Vater. Mir ging das sehr nahe, ich begriff ihr Leiden. Da fuhr mir die Tischlersgeschichte in den Kopf. Wir lebten ja auch in der Not wie der, als er sich zum Gott wandte. Vielleicht gelingt es

mir auch. Und dann hörte ich immer im Geiste das Sprichwort: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Kurz entschlossen und ohne jemandem mein Vorhaben zu verraten, ging ich abends zu der mitten im Dorfe stehenden Kapelle, betete und flehte Gott um Hilfe an. Im Geiste machte ich mir Pläne, wie ich die Mutter überraschen würde, wenn ich Geld brächte. Ich wiederholte meinen Bittgang pünktlich jeden Abend, acht- oder zehnmal, aber vergebens. Niemals fand ich das, was ich mir wünschte und hoffte. Schließlich gab ich alle Hoffnung auf. „Vielleicht bin ich auch ein großer Sünder, daß ich die Gottesgnade nicht verdiene", entschuldigte ich meinen Mißerfolg. Noch nie habe ich bis heute jemandem von dieser Geschichte erzählt, um nicht ausgelacht zu werden, daß mich der Lehrer so derb auf den Besen gebunden hatte.

Die Not blieb also weiter unser unvermeidlicher häuslicher Gast, da der Vater hart blieb und nicht mehr hergab. Wir wollten aber essen. In ihrer Bedrängnis blieb der Mutter nur noch der Rat übrig, es zu versuchen, ob uns der Bauer Jansa, der einen Kaufladen hatte, etwas borgte. Das war ein Versuch, den sie schon öfters vergebens vorher machte. Ich natürlich kam dabei am schlechtsten weg, weil ich als der Vorgeschickte mir immer das Geschimpfe der Frau Jansa anhören mußte. „Ach was!" hieß es immer, „da könnten wir viel Ware haben, wenn wir jedem, der nichts hat, borgen wollten." Dabei machte sie ein sehr böses Gesicht, fuchtelte mit den Händen und sparte nicht mit ihrer Stimme. Und weil sie mir jedesmal so die Lust abkaufte, hatte ich auch dieses Mal keine große hinzugehen und zu borgen. Diesmal kam ich aber besser an und bekam alles, was ich bringen sollte. Das Schuldenmachen hatte die Mutter sehr ungern, weil sie von ihrem Verdienst die Schuld niemals bezahlen konnte. Und wenn es dann der Vater erfuhr, da gab's einen Teufelstanz zu Hause, weil er zum Schluß doch bezahlen mußte. Heute noch höre ich die Worte des jüngsten Bruders Gottlieb, der damals erst zu reden anfing: „Vater dumm, gibt kein Geld. Kein Ne-ne zu essen", mit den letzten Worten meinte er Brot. Wir mußten trotz unsrer Verzweiflung dazu lachen. Sogar die Mutter, die ihm durch ihr Lamentieren und Geschimpfe über den Vater Anlaß dazu gegeben, lachte mit.

Als ich wieder einmal mit der Mutter in den Wald ging, kritisierte sie wieder das Verhalten des Vaters, meinte, er spare nur für die Bude und kümmere sich nicht darum, ob sie mit uns etwas zu essen habe oder nicht. Sie wüßte nun keinen anderen Ausweg, wie den, daß ich auch wie die Jungen Babyk und Peschek, mit der Harmonika in die umliegenden Dörfer spielen gehe. Sie brächten Geld, Brot und Kuchen nach Hause. So könnten wir uns helfen. Lange redete sie mir so zu, ohne von mir eine Antwort zu hören. Zum Schluß meinte sie: „Na, das ist doch keine Schande. Dir geht es durch, weil du noch nicht so alt und groß bist, daß die Leute auf dich zeigen könnten, daß du arbeiten könntest und nicht betteln gehen brauchtest." Starr sah ich vor mich hin und fühlte, wie mir mein Gesicht glühte. Mein Mund, der wie eingefroren war, antwortete nicht auf Mutters Vorschlag. Ich wußte gar nicht, wie mir in diesem Augenblick zumute war. Es war mir, als hätte mich jemand mit kochendem Wasser beschüttet. Hundert Gedanken kreuzten sich in meinem Gehirn. Mir schien, als wenn sich alles um mich herum drehe. „Betteljunge!" werden mich meine Schulkollegen rufen, wenn sie mich werden mit Harmonika und Handkorb kommen sehen. Diese und ähnliche Gedanken wirrten in meinem Kopfe. Daß die Mutter recht hatte, sah ich wohl ein. Aber ich konnte mich doch nicht zu einer bestimmten Antwort entschließen. Dann, am Abend, als wir schon im Bett lagen, erneuerte sie ihren Vorschlag. Sie erhielt aber wieder keine Antwort von mir. Früh, nach dem Essen, versuchte sie dann abermals mich zum Spielengehen zu bewegen. „Nun, Wenzel gehst du oder nicht?" Wieder keine Antwort. „Wenn nicht, dann habt ihr heute nichts mehr zu essen." Traurig, niedergeschlagen, den Kopf hängend, holte ich da die Harmonika aus dem Kleiderschranke. Es war das schon die zweite, mit zehn Tasten. Mutter band sie in ein Kopftuch, ich nahm sie dann untern Arm, ergriff den schon vor mir stehenden Handkorb und schritt langsam, ganz stumm zur Türe hinaus. Hinter der Haustüre blieb ich noch eine Weile stehen, nach allen Seiten guckend, ob sich niemand von Nachbarn draußen befände, der mich sehen könnte, wohin ich wohl gehe. Niemand. Wie ein Fuchs schlich ich nun um das Haus rechts herum, auf das da hinter liegende Feld, über das ich die Richtung nach dem Feldweg zu nahm,

um den Nachbarhäusern auszuweichen. Es ging schnell vorwärts, als hätte ich etwas gestohlen. Erst als ich das Dorf hinter mir hatte, mäßigte ich meine Schritte.

Der erste Ort, in dem ich mein Bettelmusikantenglück zu versuchen beschloß, war Knezowes. Das war das größte Dorf der Umgebung Mit einem Kirchspiel. Je näher ich kam, desto langsamer wurde mein Gang. Als die ersten Häuser ziemlich erreicht waren, setzte ich mich erst in den Straßengraben und hielt noch einmal Rat mit mir selbst, ob ich das Dorf betreten solle. Mehr Lust hatte ich natürlich zum Umkehren. Nach längerem Überlegen raffte ich mich aber auf und ging in ein großes Bauernhaus hinein. Ich spielte im Vorhause zuerst den „Kleinen Fischer", dann noch ein paar andere Lieder. Die Bäuerin brachte mir ein hübsches Stückchen Brot heraus. Der Versuch im ersten Hause war geglückt. Nun ging's frischern Mutes weiter und weiter, ohne Zwischenfall. Nur dort durfte ich nicht spielen, wo die Kinder schliefen. Wo anders wieder, wo sie unruhig waren und schrien, waren die Mütter oder die Kindermädchen froh, daß ich kam. Nachmittags, die Sonne stand noch hoch, war ich das Dorf durch. Der Handkorb war voll Brot und Kuchen. An Gelde hatte ich, meist von den Geschäftsleuten, zwanzig bis fünfundzwanzig Kreuzer zusammen. Ich war mit diesem Erfolg zufrieden. Trotzdem erwachte aber immer noch keine Liebe in mir zu diesem Handwerk. Doch im Geiste freute ich mich, stellte mir vor, wie sie sich zu Hause freuen, mir entgegenspringen und über den Inhalt des Korbes herfallen würden. Und das war noch das einzige, das mich über diesen Erwerb ein wenig tröstete. Wieder, wie am Morgen, schlich ich wie ein Spitzbube mit seiner Beute ins Haus herein. Der Auftritt, den ich ahnte, erfüllte sich, als ich die Stube betrat. Alles, was laufen konnte, sprang mir entgegen. Händeklatschen erscholl, als ich den Korb hinstellte und öffnete.

„Brot, Kuchen! O, o, o!" riefen freudevoll die Geschwister. Die Mutter zwang sich auch zum Lachen, ich sah aber, wie ihr die Tränen in den Augen standen. In dem Augenblick vergaß ich meine Leiden, die ich beim Spielen ausgestanden. Sah ein, wie viel Gutes meine doch noch so bescheidene Kunst hatte, daß mein Instrument, das mein Belustigungsgegenstand in den freien Stunden sein sollte, nun unser Retter in der Not geworden war.

Von jetzt an ging ich öfters spielen, aber immer in ein anderes Dorf. Willig, aus eigenem Trieb, ging ich jedoch niemals. Wenn ich gehen sollte, mußte mir die Mutter immer erst ihre Lage auseinandersetzen und mich mit guten Worten dazu bewegen. Die Gendarmen, vor denen ich anfangs viel Angst hatte, schauten mich gar nicht an und die Dorfpolizisten erst recht nicht. In den meisten Dörfern gab's überhaupt keine. Meine Verschämtheit ließ nach und auch die Schüchternheit. Ich wurde schließlich so gleichgültig und kaltblütig, daß ich offen mit Harmonika und Handkorb hin und her ging, ohne mich mehr um die Nachbarsleute oder Schulkollegen zu kümmern.

Am schwersten war ich zum Spielen dorthin zu bringen, wo Juden ansässig waren. Und das war in dem Städtchen Kolleschowitz und auch in der Bezirksstadt Rakonitz. Vor den Juden hatte ich nämlich eine große Furcht. Ich hatte von der Mutter und auch andern Leuten erzählen hören, daß sich die Juden, um ihren abscheulichen Rassengeruch vom Leibe loszuwerden, in Christenblut waschen müßten. Das nötige Blut dazu täten sie sich so verschaffen, daß sie Christen unter verschiedenen Vorwänden in ihre Häuser und dort auf eine Falltür lockten, durch die sie dann in einen unterirdischen Raum stürzten und sich auf die unten aufgestellten Messer spießten. Das Blut liefe dann in Fässer. Kein Wunder also, wenn ich die Juden nach diesen schreckenvollen Erzählungen im Magen hatte. Die zwei genannten Orte besuchte ich deshalb nur dann, wenn ich schon in allen Dörfern der Umgebung herum war. Aber allein ging ich nie, da mußte jedesmal mein Bruder mit, den ich dabei auch über die Juden aufklärte. Und ihm einschärfte, nicht weit in das Haus hineinzugehen und immer vorn bei der Haustüre stehen zu bleiben, wenn wir zu einem Juden kämen. Auch die Bewegung eines jeden, der aus- und eingeht, solle er beobachten und sich ja nicht in das Innere des Hauses locken lassen. War das immer ein Beraten schon unterwegs. Und Angstgefühl bedrückte unsre Herzen schon, bevor wir noch die ersten Häuser erreichten.

Ich glaube zwar heute an keinen rituellen Mord mehr, trotzdem muß ich hier aber von einem Fall erzählen, der mir bis heute unaufgeklärt blieb. Als ich wieder einmal, aber allein, in Rakonitz gespielt und in allen Gassen schon herum gewesen war, ging ich

 noch am Marktplatz von Haus zu Haus. Und als ich in der Durchfahrt eines Hauses links vor der Türe spielte, kam ein Bürschchen zu mir gesprungen, schloß die Türe auf und hieß mich hereinkommen. Ich ging und er schloß hinter mir zu. In dem Zimmer, in das ich nun eintrat, standen noch ein Herr und eine junge Frau, hübsch gekleidet. Sie sprachen vertraulich untereinander, wohl Jüdisch, denn Tschechisch oder Deutsch hätte ich verstanden. Nach längerer Weile bekam ich einen Kreuzer, das Bürschchen schloß die Türe wieder auf und ich konnte wieder gehen. Wie mir war, als das Bürschchen nach meinem Eintritt die Türe verschloß, und die beiden, bei ihrem Gespräch mich anguckten und betrachteten, kann ich heute gar nicht mehr ausführlich genug ausführen. Aber wenn es nur noch einen Augenblick länger gedauert hätte, so hätte ich wohl um Hilfe gerufen. Das Blut stieg mir schon zum Gehirn, mein Gesicht glühte, ich zitterte am ganzen Körper vor Angst. Ich sah im Geiste die blutigen Fässer und die Messer im Kellerraum. Bänglich dachte ich an die Mutter und die Geschwister. An dem Tage war's mit dem Spielen alle. Wie ein Kranker schleppte ich mich die anderthalb Stunden Wegs nach Hause. Es dauerte einige Tage, bevor der Schreck aus meinen Gliedern verschwand.

Einmal ging ich auch in das Dorf Oleschna, um die Leute zu belustigen. Dort war ich da das erste- und auch das letztemal. Denn die Frauen dieses Ortes belohnten mich für meine Mühe mit Kartoffeln und nur mit Kartoffeln! Drei, vier Häuser und mein Handkorb war voll. Ich bat eine Frau, mir die Kartoffeln derweil da zu behalten und ging mit dem leeren Korb weiter, aber mit demselben Glück. Ich trug sie wieder zu der Frau und so ging das fort. Zwei Stückchen Brot und ein Kreuzer aus der Spiritusbrennerei war alles, was ich nebst den Kartoffeln erhielt. Nächsten Tag holte die Mutter mein Honorar mit dem Tragkorb. Sie zeigte aber keine große Freude, als sie heimkehrte. War es doch auch eine volle Stunde Wegs zu gehen.

In diesem unsern Erwerbe übten wir uns, ich und mein Bruder, allmählich immer besser ein. Wir wurden nach und nach immer praktischer. Wenn Kirchweihfest oder Jahrmarkt war, da wagten wir es auch schon, in die Gasthäuser spielen zu gehen. Denn das trug mehr ein, als von Haus zu Haus zu gehen. Drei Stücke

spielen, bei zehn oder zwanzig Gästen, brachte mindestens ebenso-
viel Kreuzer ein wie aus allen Häusern zusammen. Natürlich nahmen wir aber auch zu solchen Zeiten noch die Privathäuser mit.

Einmal als in Kolleschowitz Jahrmarkt war, machten wir es eben wieder so. Nachdem wir alles abgeklopft hatten, begaben wir uns unter die Verkaufsbuden und schauten uns alles an, was da zum Verkauf ausgelegt war. Schließlich gelangten wir auch zu einer Schaubude, einem / Panorama! Ein Fräulein rekommandierte: „Nur hereinspazieren, meine Herrschaften! Es kostet nur zwanzig Kreuzer Entree!" Erzählte, was alles drin zu sehen war, was noch zu dem Entree jeder Besucher als Prämie erhalte, wenn er aus dem Innern zurückkehre. Dabei hielt sie in den Händen eine Uhr in fein geschnitztem Gehäuse, hob sie immer wieder hoch, um sie uns vor der Bude zu zeigen. Das lockte! „Für zwanzig Kreuzer so eine Uhr bekommen zu können," dachte ich und wohl auch mein Bruder. Wir sahen einander immer wieder an, mit fragenden Blicken. Wir beide hätten gern wollen hineingehen, aber vierzig Kreuzer war zu viel Geld. Das was ich in der Tasche hatte, es waren gegen zwei Gulden, brauchte die Mutter zu Hause, sie wartete ja schon darauf. Eine lange Weile stand ich nun da, horchte und sah dem Fräulein zu, ohne mich entschließen zu können, das Geld herauszurücken, damit wenigstens einer von uns hineingehen könne. Aber schließlich, nach längerem Zureden des Bruders, ließ ich mich doch bewegen, ihm zwanzig Kreuzer zu geben. Er brachte aber keine Uhr / o, schade! mit heraus, sondern nur einen ganz kleinen Wandspiegel. Nun versuchte ich auch mein Glück: „Maximilians Rücktransport von Mexiko nach Wien im Nachtzuge", „Eine Löwenjagd" sah ich mir an, und dann fix wieder hinaus. Mit zitternder Hand reichte ich meine Losnummer hin. „Drei Blechlöffel!" Mit traurigen Gesichtern standen wir noch eine lange Weile da, sehnsüchtig nach der Uhr blickend, denn das, was wir erhalten hatten, hatte in unsern Augen nur einen geringen Wert. Und immer wieder rief das Fräulein: „Nur hereinspazieren, meine Herrschaften!" Ach hätte doch der Budenbesitzer gewußt, wie wir barfüßigen, armgekleideten Herrschaften mühsam zu dem Gelde kamen, das er uns an der Kasse abnahm! Vielleicht hätte er es nicht übers Herz gebracht und uns unser Geld zurückgegeben!

 Auf solche Weise ernährte ich einige Jahre, hauptsächlich im Winter, die ganze Familie. Denn auch der Vater kam schon im Januar oder Februar nach Hause arbeitslos, weil die Kampagne in der Zuckerfabrik infolge technischer Erfindungen immer kürzer wurden. In die Fremde zu gehen, war's aber noch zu früh und im Orte gab's keine Arbeit. In diesen Wochen reichten aber die nächst umliegenden Orte nicht mehr zu, weil ich nicht zu oft hintereinander hinkommen durfte, damit die Leute darüber nicht ungehalten werden sollten. Deshalb hieß es nun, weitere Touren zu machen, von wo man nicht am selben Tag zurückkehren konnte, sondern erst in drei oder vier Tagen. Einmal ging's in die Petersburger Gegend. Dort bekam man weniger Geld, dafür aber meistens Mehl und Brot. In der Postelberger Gegend gab's wieder kein Mehl, sondern nur Brot, Kuchen und Geld. Dem war auch in der Saazer Gegend so. Die tschechischen Gegenden besuchten wir selten, weil dort die Leute nicht sehr freigebig waren.

Auf diese Touren mußte immer noch jemand mit als Träger. Dazu war der Bruder noch zu schwach, daß er, besonders am letzten Tage, bis dreißig Pfund hätte tragen können. Denn dann waren es ja vier bis fünf Stunden zu gehen. Etlichemal im Anfang ging die Mutter mit, während der Vater das Häusliche besorgte. Mehrere Male war auch ein gewisser Dominik mit. Na, der Dominik! War das ein Geschöpf. Eine wirkliche Gottesgabe, leere Kleie, wie der Lehrer immer zu uns gesagt hatte. Er war gerade nicht verrückt, hatte aber auch nicht alle Sinne beisammen. Konnte weder Lesen noch Schreiben. Auch pflegte er sich nur sehr ungern zu waschen und sah deshalb aus wie ein Zigeuner. Sein Alter betrug ungefähr zwanzig Jahre; er hatte langes, blondes Haar. Seine Hände aber waren voll Hautausschlag / es soll die Krätze gewesen sein. Im Sommer beschäftigten ihn die Bauern als Gänsehirten. Im Winter ging er mit seiner Mutter auf die Dörfer, den Leierkasten zu spielen, was er aber auch sehr ungern machte. Um das Leierkastenspielengehen loszuwerden, schraubte und stimmte er so lange am Kasten herum, bis er verdorben war. Seine alte, arbeitsunfähige Mutter, die selbst eine Almosenfrau war, mußte dann den Kerl noch füttern. So bat sie denn meine Mutter / sie wohnten bei uns in der kleinen Kammer / daß ich ihn mitnehmen

solle. Wenn wir von der Tour heimkehrten, wurde dann das Geld geteilt. Der größere Teil war immer meiner. Dann ruhten wir einen Tag aus und dann ging's wieder in eine andere Gegend. Länger blieben wir zu Hause nur dann, wenn die Witterung zu ungünstig war und wir genug zu essen hatten. Übernachtet haben wir gewöhnlich im Kuhstall eines Meierhofes, weil es dort unentgeltlich war. Dazu bekamen wir meistens die Milch, von der wir uns abends und früh Suppe in der Gesindestube kochen durften, auch umsonst. Sehr selten übernachteten wir in einem Gasthause.

Einmal, als wir spät nachmittags in Petersburg waren und wegen schlechten Wetters nicht weiter konnten, kehrten wir in das herrschaftliche Gasthaus ein, um dort zu übernachten. Hinter uns kamen noch drei Frauen und zwei Männer, auch Bettelmusikanten, sie hatten aber Geigen und Harfen. Am Abend versammelten sich dann die gräflichen Beamten, wohl aus der Dampfmühle, Brauhaus und Schloß in dem Zimmer neben der Gaststube, wo wir saßen. Die fünf spielten auf ihren Instrumenten und kassierten ein. War das eine schöne, hinreißende Musik! Und meine mit der Harmonika? Ein Gedudle dagegen. Ein Beamter kam zu mir, wohl in gut meinender Absicht, und forderte mich auf, auch einige Stücke zu spielen, um mir auch etwas zu verdienen. So etwas hätte ich nicht erwartet. Ich wollte nicht. Vor diesen Herren mich mit meiner bescheidenen Kunst zu produzieren, hatte ich keine Lust. Ich schämte mich und richtete verlegen meine Blicke nach dem Fußboden. „Nun Kleiner, schäme dich nicht und spiele, mag es klingen wie es will!" sagte noch ein Herr, der auch zu mir herangetreten war. Auch einer von den Musikanten kam dazu, um mich zum Spielen zu bewegen. Langsam griff ich nach meiner auf dem Tisch liegenden Harmonika und spielte. Aber kein Händeklatschen, kein Bravorufen erscholl am Ende des Stückes, wie vorher bei den anderen Musikanten. Beim Einkassieren frug mich dann ein Herr, wie alt ich wäre und ob ich noch Eltern und Geschwister hätte. „Elf Jahre. Vater und Mutter haben keine Arbeit. Geschwister habe ich noch vier," antwortete ich schüchtern. Die Mutter sah ich gar nicht gern mitgehen. Denn sie machte mir vor den Leuten zu viel Lamentationen. „Ach Gott! Muß sich der arme Junge wegen seines schlechten Augenlichts so elend in der Welt durchschlagen," so barmte

 sie jedesmal, wenn uns die Leute frugen, wo wir her wären. Das war eine Lüge! Davon war ich überzeugt. Ich ging doch nicht meinetwegen betteln, sondern wegen uns allen. Einer unsrer Nachbarn verfertigte von Holz Quirle, Rührlöffel, Wandkörbchen und Spielmöbel für die Kinder. Ich guckte mir das von ihm ab und machte es ihm, wenn ich Zeit hatte, nach. Das wurde dann auf der Tour auch noch gegen Mehl umgesetzt.

Im Dorfe Nesuchin, wo nur das Tschechische Umgangssprache war, übernachteten wir auch einmal in einem Gasthause. Bauern kamen zum Biere, zwei von ihnen setzten sich unweit von uns an einen Tisch allein, sie mochten wohl etwas Geheimes untereinander zu reden haben, denn sie hießen mich ununterbrochen spielen. Kaum hatte ich aufgehört, hieß es schon wieder: „Jen dál! Nur weiter!" Ums Essen und Trinken war keine Not; wir konnten gar nicht wegbringen, was sie bestellten. Auch gezahlt haben sie gut. Ein Zwanziger nach dem andern verschwand in meiner Tasche. Spät nachts gingen die beiden erst auseinander. Darauf brachte uns der Wirt zwei Schütten Stroh herein, die wir ausbreiteten. Dann steckten wir oben, damit es unterm Kopf höher wurde, Stuhllehnen drunter, legten uns drauf, deckten uns mit einer Pferdedecke zu und schliefen wie die Fürsten. An dem Abend hatten wir reich verdient. Wenn aber die Mutter nicht dabei gewesen wäre, hätte es vielleicht nicht so viel ausgemacht. Sie nötigte mich, öfters das Spielen zu unterbrechen, als sie sah, daß nach jedem Unterbrechen ein Zwanziger auf dem Tische klang.

Einen Lachabend genossen wir, als wir einmal in einem deutschen Ort Tschernutz, in der Saazer Gegend, übernachteten. Auf dem Stroh im Pferdestall eines Gasthauses lagen wir, um unsre müden Knochen auszuruhn. Der Stall war voll lauter Übernächtler, von denen nun jeder abwechselnd etwas, entweder Trauriges oder Lustiges, erzählte. Es war gerade Fasching. Oben auf dem Saale spielte die Musik. Lustig ging's dort zu, während wir uns auf dem Stroh herumwälzten. Am meisten unterhielten uns da ein alter Kartenschläger, dessen Mund wie eine Osterratsche ging, und dann ein / wie er uns sagte / Lackierer, der aber, wie's schien, vielmehr die Menschen, als sonst etwas anderes lackierte. Unter andern erzählte er, daß er auch in der Türkei gewesen wäre. Daß dort

die Haustüren nicht so wie bei uns mit Schlössern verschlossen wären, sondern daß nur seidene Schnüre übers Kreuz von einem Türwinkel zum andern gezogen würden, über die niemand das Haus zu betreten wage. Täte er's, so hätte er zu erwarten, daß er nach der dortigen Sitte erschossen würde. Der Kartenschläger, der während des Erzählens immer wieder laut lachte, entgegnete darauf höhnisch, mit gezogener Stimme: „Aber geheee doch! Du, und in der Türkei? Und dann die Türe. Ha, ha, ha! Ich bin ein Kartenschläger. Gescheiter wie du. Mich? nein, mich kannst du nicht lackieren, da mußt du zu jemandem andern gehen, mein Lieber!" Weiter erzählte er noch, wie die Türken und Türkinnen, als er auch einmal in einer dortigen Schenke übernachtete, nach Pfeifen und Tamburinen tanzten, und sich am Schluß noch mit Handscharen rauften. „Ach, war das eine Metzelei!" meinte er. Der Alte unterbrach ihn wieder und lachte noch mehr wie erst. Auch die übrigen Schlafgenossen lachten stürmisch, dem Alten zustimmend. Plötzlich wurde diese Unterhaltung durch ein Geschrei, Fluchen und Schimpfen vom Hofe her unterbrochen. „Laßt mich los, ich schlage ihn tot!" hörte man unter vielen Männern und Frauen eine Stimme schreien. Alle, auch meine Mutter, sprangen von ihrem Strohlager auf, und wollten hinaus, zu sehen, was los sei. Aber die Türe war verschlossen. Der Lärm ließ bald nach und wir schliefen alle sanft ein. Ach! Welcher Unterschied war da zwischen unserm Leben und dem von Tieren im Stalle?

„Wenzel!" sprach einmal meine Mutter zu mir. „Wenn du nach Stohetitz kommst, so kannst du bei der Gelegenheit dort deinen Paten aufsuchen. Da bekommst wohl hübsches Nachtquartier und auch zu essen umsonst. Frage nach dem Schindelorsch, er hat ein eigenes Haus und ist als Straßenräumer angestellt." Der Vorschlag gefiel mir, aber mich dem Paten als ein Bettelmusikant vorzustellen, das paßte mir nicht. Nach vielem Zureden entschloß ich mich doch, dies zu tun, als wir unsere Marschroute wieder einmal dorthin richteten. Es war spät nachmittags, als wir den Ort erreichten. Kalter Wind trieb uns den Regen ins Gesicht, wir waren durchnäßt. Nach langem Fragen und Suchen gelang es uns doch, das Häuschen, das meinem Paten gehören sollte, zu finden. Die Haustüre war aber verschlossen, als wir nach dem Türdrücker griffen. Es war

 also niemand zu Hause. Wir warteten im Hofe. Nach längerer Zeit, als es schon sehr dunkel geworden, kam schließlich ein langer, starker Mann mit einer Frau auf das Haus zu. Ich trat vor, schickte meine Zunge zu einem recht freundlichen Gruß zu, ehe ich aber dazu kam, erscholl schon die mächtige, donnernde Stimme des Mannes: „Schau, ist nicht wieder so eine Spitzbubenbagage da? Man darf nicht den Rücken wenden," und so ging's weiter. Als er sich doch ein bißchen beruhigte, stotterte ich ängstlich: „Bitte, Sie sollen mein Pate sein. Meine Mutter hat's gesagt, ich heiße Holek." „Was / ich dein Pate? Eines solchen Herumziehers? Marsch!" und schon fühlte ich seine Hand an meinem Kragen und flog aus dem Hofe auf die Straße. Und dasselbe Schicksal traf auch den Dominik. Eine hübsche Portion Grobheiten folgten noch nach. Hätte ich mich doch von der Mutter dazu nicht überreden lassen! bereute ich nachher. Ein schöner Pate! Aber ich, der sich in so einer Lebensstellung befand, hätte eigentlich nichts anderes erwarten können.

Aus all dem ist leicht zu ersehen, daß ich unter solchen Verhältnissen nicht mehr in die Schule kam. Niemand dachte mehr an sie, auch ich selbst nicht. Die frühere Lust und Liebe zum Lernen war nun in mir ganz unterdrückt und vernichtet. Stumpfsinnig und gleichgültig unterwarf ich mich meinem Schicksal. „Schreiben / aber halt wie? / und Lesen kann er, und mehr braucht er doch nicht", hieß es. Aber ein Lob holte ich mir vom Lehrer doch noch. Nicht freilich, weil ich etwas gekonnt hätte, nein! Aber deshalb, weil ich mich bei einer Gelegenheit recht ehrerbietig zeigte. Ich stand nämlich einmal mit einigen Schülern auf dem Dorfplatze. „Der Lehrer kommt!" fisperten da die andern und liefen davon. Ich aber blieb stehen, bis er an mich herankam, nahm meine Mütze ab, grüßte und küßte ihm die Hand. So verlangte er es. In der Schule stellte er mich dann, als ich wieder einmal einige Tage dort erschienen war, den anderen Schülern als Beispiel vor und lobte mich für mein Betragen. Und das ist das letzte Kapitel aus meinem Schulbesuche.

Nach dem, was ich hier nun alles von der Schule erzählt habe, könnte jemand einwenden, daß das alles in einem Lande, in dem das Schulgesetz seit 1871 einen achtjährigen Schulbesuch und für solche, die nicht genügend in dieser Zeit lernen, sogar einen neun=

jährigen Schulbesuch vorschreibt, ja gar nicht möglich ist und deshalb unwahr sein muß. Viele Leute, mit denen ich über diese Sache schon gesprochen, schüttelten darüber ihren Kopf. Und doch ist es eine Tatsache! Der Schlendrian ging nämlich so zu: Die Bauern, aus denen sich der Ortsschulrat zusammensetzte, kannten sehr gut die Lage der armen Teufel ihres Ortes; sie waren deshalb sehr nachsichtig und machten niemals Anzeige bei der höheren Schulbehörde. Diese Behörde erfuhr also ganz einfach nichts davon, wie es in der Schule dieses Ortes zuging. Ja, wie ich schon einmal sagte, behielten die Bauern in gewissen Jahreszeiten ihre Kinder auch selbst zur Arbeit zu Hause. Der Lehrer aber paßte sich eben den Verhältnissen an und sagte auch nichts. So aber war es nicht nur in unserem Orte, sondern auch in anderen. Denn so fand ich es noch in vielen Gegenden Böhmens, überall, wo die Arbeiterklasse auf dem Lande in besonders schwerer materieller Not schmachtete, der dann also auch die geistige Not folgte. Ja, sogar heutzutage gibt es noch Gegenden in Böhmen, wo so etwas, wenn auch nicht in dem Umfange wie damals, noch vorgeht.

In der Ziegelei und Zuckerfabrik

Während ich immer noch die Bewohner der umliegenden Dörfer mit meiner „Kunst" belustigte oder auch belästigte, arbeitete der Vater wieder in der Ziegelei. Eines Abends, als er von der Arbeit nach Hause kam, kündigte er mir an, daß ich am andern Tage früh mitgehen müsse, um wieder Ziegel wegzutragen. Darüber freute ich mich mehr als ich traurig war, denn ich wurde dadurch wenigstens von der Bettelei und dem Spielen mit der Harmonika befreit. Auch fühlte ich mich jetzt um vieles kräftiger, als im Jahre vorher, trotz der vielen Strapazen, die ich diesen Winter hatte durchmachen müssen, denn auf meinen Betteltouren konnte ich mich wenigstens satt essen, etwas, was mir zu Hause sehr selten

passiert war. Und dann bekam ich auch noch extra manches Gute, vom Mittagtisch Übriggebliebene, wie wir es zu Hause nicht hatten. Ich legte also meine Ziehharmonika in den Kleiderschrank, suchte mir einen Sack, machte mir eine Schürze daraus und war nun für den nächsten Tag gerüstet.

Ich hatte es denn auch in diesem Jahre wirklich etwas leichter. Das Mädchen, das im vorigen Jahre die Ziegel gemacht hatte, war im Winter an den Folgen ihrer Überanstrengung erkrankt und starb. Mein Vater mußte deshalb den Lehm und auch die Ziegel selbst machen. Allein konnte er aber natürlich nicht so viel fertigstellen wie einst die beiden zusammen und ich brauchte also auch nicht so zu laufen und zu tragen. Feierabend gab's aber deswegen auch nicht früher wie einst. Denn wenn der Lehm aufgearbeitet war, so mußte frischer von der Lehmwand losgehackt und eingewässert werden. Das Loch, in dem letzteres geschah, wurde Sumpf genannt und war von der Lehmgrube etwa fünfzig Schritte entfernt. Ich mußte dann dem Vater immer helfen, den Lehm in die Karre laden. Erst wenn wir mit dieser letzten Arbeit fertig waren, konnten wir nach Hause gehen. Dann war es aber schon recht dunkel geworden.

Früh, wenn ich zur Arbeit ging, mußte ich für den Vater den Kaffee und ein Stück trockenes Brot zum Frühstück mitnehmen, denn er pflegte noch viel früher aufzustehen und mit der Arbeit zu beginnen. Wenn ich in die Ziegelei kam, was immer so gegen sechs Uhr geschah, hatte er schon einen großen Haufen Lehm fertig und zum Ziegelmachen vorbereitet. Die Mittagspause dauerte auch nicht länger als eben das Essen dauerte. Das Mittagessen brachte uns die Mutter oder der Bruder. Fleisch gab's die ganze Woche nicht. Nur Sonntags, wenn wir mal ein Kaninchen schlachten konnten, hatten wir welches, und da kam auf keinen von uns viel.

Einmal, als wir wieder gegen Abend den Lehm in das Sumpfloch karrten, hörte mein Vater plötzlich mit dem Schaufeln auf und setzte sich auf die Karre. Er zitterte am ganzen Körper und stöhnte: „Ach Gott, ich kann nicht weiter."

Ich war mächtig erschrocken, lief aber sofort nach dem Ziegelmeister. Dieser kam auch sofort und gab dem Vater Schnaps zu trinken. Er erholte sich denn auch nach einiger Zeit und befahl mir, für ihn einen Liter Bier zu holen. Es geschah, und dann ging die Arbeit weiter.

Dieser Ziegelmeister war ein gelernter Uhrmacher. Er war von sehr starkem Körperbau und ein Deutscher. Tschechisch konnte er nur sehr wenig sprechen. Im vorigen Jahre hatte er noch sehr wenig Schnaps getrunken. Und früher soll er, wie mir mein Vater erzählte, überhaupt keinen getrunken haben. Jetzt aber mußte ich ihm morgens und nachmittags einen viertel Liter Korn mit Rum holen. Meinen Vater hörte ich oft sagen, daß der alte Seemann dem Meister das Schnapstrinken gelernt hätte. Der Seemann arbeitete auch in der Ziegelei. Er fuhr die trockenen Ziegel in den Brennofen, die dann der Meister hineinsetzte. War der Ofen voll, dann half er dem Meister beim Brennen. Waren sie auch damit fertig, so machte der Meister Dachziegel und der Seemann den Lehm dazu. Der Seemann selbst war kein übermäßiger, aber ein regelmäßiger Trinker, täglich am Morgen für fünf Kreuzer und außerdem noch ein Fläschchen voll, das er sich von zu Hause mitbrachte. Er ließ den Meister immer mittrinken, bis schließlich der Meister anfing, sich selbst welchen zu kaufen. Der aber blieb nicht bei dem bescheidenen Quantum wie der alte Seemann, sondern trank immer mehr. Früher war er weiß und rot im Gesicht und sah recht gesund aus. Jetzt war sein Gesicht rot und blau, er taumelte hin und her und blieb nicht selten auf dem Dachziegelboden oder im Brennhaus liegen. Der alte Seemann pflegte dann lachend zu sagen: „Der hat wieder einmal genug."

Mein Vater trank keinen Schnaps. Als wir einige Wochen in der Ziegelei gearbeitet hatten, erlaubten mir meine Eltern, meine alte Harmonika gegen eine neue einzutauschen und zahlten zur alten noch etwas auf. Die neue Harmonika spielte denn auch viel schöner als die alte, ließ sich aber auch viel schwerer ziehen, weil ihr Blasebalg noch neu und stramm war. Mir taten infolgedessen, nachdem ich einige Stücke gespielt hatte, der Rücken und die Hände weh.

Im Frühjahr ließ mein Vater die große Stube herrichten und wir zogen aus der kleinen aus. In der großen Stube gab es aber auch keinen Fußboden von Brettern. Dieser bestand ebenfalls aus festgestampftem Lehm, der vorher angefeuchtet wurde. In der kleinen Kammer wohnte der Dominik mit seiner Mutter. Und in die Stube, in der wir erst wohnten, zogen Leute ein, die auch arm waren. Sie hatten vier Kinder und einen Leierkasten und hießen Ferda.

In der Ziegelei und Zuckerfabrik

75 Einmal, es war in der Mitte des Sommers, sagte die Frau Ferda zu mir, sie ginge am nächsten Sonntag nach Tschernitz, einem Nachbarort, spielen. Es wäre da ein Fest und ich solle mit ihr gehen. Dazu hatte ich nach meiner wöchentlichen Plackerei keine große Lust. Aber die Mutter redete mir auch zu, ich solle doch mitgehen, ich bekäme dort, weil es festlich herginge, auch gut zu essen, besser als sie es mir zu Hause geben könne. Daß die Mutter damit recht hatte, wußte ich recht gut. Und so sagte ich denn auch schließlich zu, mitzugehn. Als der Sonntag kam, machte ich mich frühzeitig mit der Frau Ferda auf den Weg. Und, so wie es an jedem Feste zu sein pflegt, war es auch hier. Die Leute sind an solchen Tagen immer besserer Laune als sonst und man bekommt infolgedessen auch mehr. Ich bekam gut zu essen, Fleisch, und zwar recht viel, Klöße, Kuchen, Geld und auch Bier zu trinken. Natürlich mußte ich aber dafür auch mehr wie sonst musizieren. Mit meiner schwergehenden Harmonika war das durchaus kein Vergnügen. Müde, als hätte ich den ganzen Tag Holz gehackt und gesägt, kamen wir am Abend nach Hause. Es war schon recht dunkel als wir ankamen. Ich brachte meinen Korb voll Kuchen und außerdem noch achtzig Kreuzer an Geld mit heim.

Am andern Morgen ging's wieder in die Ziegelei. Aber diesmal fiel mir die Arbeit recht schwer. Kopf und Rücken schmerzten heftig, die Beine wurden matt. Zwei Tage schleppte ich mich so mühsam arbeitend fort, bis ich am dritten Tage liegen blieb. Ich bekam Fieber, aß nichts und wurde so matt, daß ich mich im Bett nicht selbst aufrichten konnte, um mir etwas herbeizureichen. Der Bruder reichte mir dann hin, was ich verlangte. Das heißt, wenn er eben da war oder wollte. Die Mutter war in der Arbeit, der Vater auch, und wenn sie nach Hause kamen, war es schon recht spät, und sie hatten dann weder Zeit noch Lust, sich viel um mich zu kümmern. Es war also wieder genau so, wie bei meiner ersten Krankheit. Auch die Frau Walter kam wieder, nachdem sie von meiner Krankheit erfahren hatte, auf ihren Stock gestützt, zu mir gehumpelt. Sie brachte mir wieder Kräuter, Milch, Bauernbrot, Pflaumen und anderes. So lag ich acht Wochen lang im Bett. Aber nachdem ich endlich aufstehen konnte, ging ich doch noch vier Wochen lang herum, ohne arbeiten zu können, bis das Rübenernten anfing. Wäh-

rend meiner Krankheit wurde die Arbeit in der Ziegelei eingestellt, weil genug Ziegel vorrätig waren. Mein Vater mußte sich nach andrer Arbeit umsehen und ging mit der Mutter nach Horosedlitz, Hopfen pflücken. Inzwischen begann der Betrieb in der Rakonitzer Zuckerfabrik und mein Vater begann wieder dort zu arbeiten, während ich mit der Mutter nach dem Koleschowitzer Rittergut zur Rübenernte zog. In diese Zeit fallen auch die meisten Kirchweihfeste der umliegenden Dörfer. Und da bewog mich die Mutter von neuem, mit der Harmonika auszugehen und die guten Tage nicht ungenützt vorüber zu lassen.

Als ich eines Tages in dem Dorfe Chrastan spielte, kam ich zu einem Bauer. Es war, wie die schwarze Tafel an der Vorderseite seines Hauses verkündete, der Vorsteher dieses Ortes. Nachdem ich einige Stücke gespielt hatte, kam der Bauer heraus und reichte mir ein Stück Kuchen hin mit den Worten: „Willst du bei mir dienen?" Ich bejahte dies. „Ich brauche nämlich einen Jungen zum Kühehüten und da könntest du bei mir antreten," meinte der Bauer. Ich willigte ein und erzählte es, als ich zu Hause ankam, der Mutter. Die wollte aber von der Sache nichts wissen. Mir hingegen war wieder alles lieber als das Bettelmusikantentum und mir graute schon vor dem kommenden Winter, der mir wohl dieselben Leiden bringen würde wie der vergangene. Ich beschloß deshalb, auch gegen den Willen der Mutter, am nächsten Tage den Dienst bei dem Bauer anzutreten. Am andern Tag wartete ich auf eine passende Gelegenheit, um aus dem Haus zu kommen. Diese bot sich denn auch bald, denn die Mutter ging irgendwohin, Wäsche waschen. Ohne mir erst meine Sachen mitzunehmen, machte ich mich auf den Weg, um meinen Dienst anzutreten. Gegen Mittag kam ich bei dem Bauer an. Er empfing mich freundlich und hieß mich am Tische Platz nehmen. Es wurde bald gegessen. Nach einer Weile brachte die Bäuerin das Essen. Hefenklöße mit Milch und gebräunter Butter. Das schmeckte ausgezeichnet und man konnte essen, so viel man wollte.

„Wie heißt du denn?" frug mich der Bauer.

„Wenzel," gab ich mit vollen Backen zur Antwort.

„Nun, Wenzel, nimm dir nur so viel du willst und iß dich richtig satt. Zu schämen brauchst du dich nicht."

Wir aßen alle, die Knechte und Mägde, der Bauer mit Frau und Kindern, alle an einem Tisch und aus einer Schüssel. Nach dem Essen meinte der Bauer zu mir, heute brauche ich noch keine Kühe zu hüten. Das machten diesmal seine Jungen. Ich sollte aber dort unter dem Schuppen Holz klein hacken. Ich tat es und machte mir dabei hoffnungsvolle Pläne für die Zukunft. Ich war so froh, das Betteln los zu sein, und dann hatte ich es hier viel besser als daheim. Aber meine Freude dauerte nicht lang. Während des Nachmittags kam der Bauer und frug mich, ob ich auch pflügen könne. Ich verneinte dies und ohne etwas zu sagen, ging er wieder fort. Nach einiger Zeit kam er wieder, brachte ein großes Stück Brot, gab mir noch ein Zehnkreuzerstück und sagte, ich könne wieder nach Hause gehen. Ich erschrak, aber es half nichts, ich mußte nach Hause. Meine Pläne und Freude waren zerstört. So trat ich betrübt meinen Heimweg an. Zu einem Bauer kam ich seitdem nicht wieder „dienen".

Der nahende Winter und das mit diesem zusammenhängende, mir so sehr peinliche Betteln und Harmonikaspielen beunruhigten mich immer mehr. Ich sann hin und her, wie ich am besten mich von diesem unangenehmen Handwerk befreien könnte. In unserem Nachbarhause wohnte einer meiner Schulkollegen. Er war um zwei Jahre älter als ich, und ging nach Koleschowitz in die Zuckerfabrik. Er hieß Franz Brettschneider. Diesen frug ich, ob ich vielleicht in der Fabrik, in der er sei, auch Arbeit bekommen könnte. Er sagte mir, daß zu der Arbeit, die er verrichten müsse, ich noch viel zu schwach wäre. In anderen Abteilungen aber, wo die Arbeit nicht so anstrengend sei, könnte ich vielleicht ankommen. Ich verabredete mit ihm, ihn am nächsten Morgen, wenn er zur Arbeit ginge, zu erwarten und dann mit ihm in die Fabrik zu gehen, um nach Arbeit zu fragen. Die Mutter wußte von meinem Entschluß nichts und sollte auch nichts erfahren, denn ich befürchtete, daß sie mit meinem Plan nicht einverstanden sein könnte. Als ich schon im Bett lag und noch einmal darüber nachdachte, sah ich ein, daß sich die Sache doch nicht so leicht ohne Mitwissen der Mutter durchführen lassen werde, wenigstens wenn ich mit Franz gehen wollte. Denn dann mußte ich morgens um 5 Uhr schon marschfertig sein, was sicher der Mutter verdächtig vorgekommen wäre. Ich ging also

nicht mit Franz, sondern wartete einen günstigen Augenblick ab, nahm ein Stück Brot mit und schlich mich vorsichtig aus dem Hause. Es mochte etwa sechs Uhr gewesen sein. Im Laufschritt ging's nun nach Koleschowitz. In der Zuckerfabrik suchte ich Franz auf. Er arbeitete im „Spodium" bei den Zylindern.. Er führte mich sofort zum Adjunkten, der die Leute einstellt. Wir gingen dabei durch das Maschinenhaus und die Schaumpressenabteilung in das Rübenmagazin.

„Dort, das ist der Herr Adjunkt," sagte der Franz und wies mit der Hand auf einen Herrn im grauen Anzug, der nicht weit von uns stand. Nun fing mir aber mein Mut an zu sinken. Aber ich bezwang mich, ging zu ihm heran und sprach ihn wegen Arbeit an. Wie ich das herausbrachte, wußte ich selbst nicht. Er sah mich an, von oben bis herunter, lächelte und sagte: „Nun, komm!" Er drehte sich auf dem Absatz um und schritt nach der Fabrik. Ich hinter ihm her. Dann ging's über eine Treppe, durch den Reibsaal, dann wieder eine Treppe hinauf zu den Rübenschnitzelpressen. Hier angekommen, zeigte er mir, wie ich die großen wagerechten Zahnräder, die die Wellen der Pressen drehen, rein halten solle, damit kein Zahn ausbricht. Dann ging er mit mir noch eine Treppe höher zum Elevator, der die Schnitzel aus einem Kanal nach oben beförderte, und zeigte mir, wie ich die Schnitzel mit der Schaufel in die Presse stopfen solle. Nachdem er mir alles erklärt hatte, ging er fort und ließ mich bei den Pressen.

Diese Arbeit war nun leichter, als die in der Ziegelei. Schwerer wurde sie nur dann, wenn viel Schnitzel auf einmal kamen und die Pressen sie nicht bewältigen konnten. Da mußte ich in einem fort stopfen, der Haufen über den Pressen wurde dann immer größer und größer, die Schnitzel rollten auf die Zahnräder herab, und ich wußte nicht, was ich zuerst tun sollte, ob stopfen oder Räder putzen. Wie oft habe ich, wenn ich die Hände so voll Arbeit hatte, geweint! Zu Hause aber sagte ich nichts davon.

Die nächste Woche hatte ich Nachtschicht. Sonntags wurde die Wechselschicht gemacht; sie währte achtzehn Stunden. Sie begann Sonntags mittag um zwölf Uhr und dauerte bis Montag morgen um sechs Uhr. Unsere Ablöser, die vordem Nachtschicht hatten, begannen ihre Wechselschicht Sonnabend abends sechs Uhr bis

 Sonntag mittag, und fingen dann am Montag früh die Tagschicht an. Nachtschicht ist stets schlechter als Tagschicht. Zumal in einer solchen Fabrik, wo die Maschinen stampfen, die Räder sausen, Treibriemen klatschten; das klingt so wirr und dumpf durch die feuchtwarme, dicke und süße Luft und man schläft dabei sehr leicht ein. Wurde man aber von den Beamten schlafend angetroffen, dann setzte es eine Menge Grobheiten, auch Geldstrafen oder gar Entlassung.

Doch waren die Beamten in ihrer Art verschieden. Der eine, der Zuckermeister, hatte von zwölf Uhr mittags bis zwölf Uhr nachts Dienst; er war sehr strenge und recht grob, während der andre, der nach ihm Dienst hatte, besser war. Wenn der jemand schlafend antraf, so hielt er ihm ein kleines Fläschchen unter die Nase, und sofort sprang der Schläfer auf, als hätte ihn jemand gestochen. Der Beamte lachte dann und wünschte dem Betreffenden einen „guten Morgen" oder „guten Abend", je nach der Tageszeit. Ich bekam auch einmal sein Fläschchen zu riechen.

Der Lohn, den ich für meine Arbeit bekam, waren fünfunddreißig Kreuzer täglich. In der langen Woche, die siebeneinhalb Schichten zählte, erhielt ich zwei Gulden und zweiundsechzig Kreuzer; in der kurzen Woche, die nur sechseinhalb Schichten hatte, betrug mein Wochenlohn zwei Gulden, siebenundzwanzig Kreuzer.

Gleich während der zweiten Nachtschicht passierte mir ein Unglück, das mir das Leben hätte kosten können. Ich war eben zur Arbeit gekommen, zog mir die Kleider aus und hängte sie an den Nagel, den ich oben in einen Balken geschlagen hatte. Auf diesem und dem nächsten Balken hinter den Pressen lag die Transmission mit ihren Treibrädern, auf denen die Treibriemen liefen. Ich befand mich neben einem dieser Riemen. Auf einmal ein Ruck / und schon flog ich über die Transmission und wurde an die Mauer geschleudert. Zum Glück fiel ich auf einen breiten Balken, auf dem ich liegen blieb.

Sehr leicht hätte es aber geschehen können, daß ich in die erste Presse fiel, die oben offen und nur von den großen Zahnscheiben halb verdeckt wurde. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ich mich von meinem Schreck erholte und unter der Welle hervor nach meinem Arbeitsplatz kriechen konnte. Mir war als wären alle meine

Glieder gebrochen; überall spürte ich Schmerzen. Gut war noch, daß die Pressen halb leer gingen, denn ich konnte wegen der Schmerzen lange Zeit die Holzschaufel nicht handhaben.

Bei Treibriemen und Rädern waren in der ganzen Fabrik keine Schutzvorrichtungen angebracht. So kam es, daß, während ich mich neben dem offnen Treibriemen auskleidete, meine Sackschürze von dem durch das drehende Rad erzeugten Luftzug hin und her geweht wurde, bis sie von ihm erfaßt wurde und ich auf diese Weise durch die Luft fuhr, und an der Mauer niederfiel. Daß mir so etwas widerfahren konnte, rechnete ich freilich damals meiner Unvorsichtigkeit und meiner Ungeschicklichkeit zu und sagte keinem Menschen etwas davon.

Mit meiner Stellung in der Fabrik war ich viel zufriedener, als wenn ich hätte spielen gehen müssen, wie im verflossenen Winter. Und daß ich keine so gute Kost hatte, wie ich sie unter den Landleuten haben konnte, daraus machte ich mir nicht viel. Ich steckte doch im Warmen und war nicht dem Unwetter ausgesetzt. Und dann hatte ich eine Beschäftigung, mit der ich mich eher sehen lassen konnte und brauchte mich nicht einen Bettelmusikanten schelten zu lassen.

In einer Hinsicht hatte ich es sogar besser als alle die andern, die mit mir in der Fabrik arbeiteten. Mein Ablöser, der um etwa ein Jahr älter war als ich, wohnte in Schanov, außer ihm noch viele andere. Sie hatten bei gutem Weg und Wetter über anderthalb Stunden des Morgens zur Arbeit und des Abends nach Hause zu gehen. Sie taten mir leid, wenn ich daran dachte, daß sie erst um acht Uhr abends nach Hause kamen und morgens schon wieder um halb vier Uhr aus den Federn mußten. Und das für einen Lohn von 35, 40 bis höchstens 55 Kreuzer. Da hatte ich es doch entschieden besser. Ich brauchte nur eine halbe Stunde für meinen Heimweg und war dann zu Hause. Meiner Mutter war es freilich nicht recht, daß ich so eigenmächtig mich in die Fabrik verdingt hatte. Sie nannte es eine Dummheit. Als ich am ersten Abend von der Arbeit nach Hause kam, machte sie zwar nicht viel her, sondern warf mir nur vor, daß ich ihr von meinem Vorhaben nichts gesagt hätte; wozu wäre sie denn die Mutter. Später, als sie einsah, daß mein Spielen doch mehr eingetragen hatte als meine jetzige

Arbeit, riet sie mir eindringlich von der „ungesunden Bude" ab. Aber ich blieb standhaft und ließ mich nicht zum Bettelngehen bewegen. Als aber kurz vor Weihnachten der Betrieb wegen der kommenden Feiertage und großen Reinigens eingestellt wurde, blieb mir doch nichts übrig, als meine Harmonika wieder umzuhängen, solange bis es in der Fabrik wieder los ging.

In der Abteilung, in der ich arbeitete, waren außer mir noch zwei Jungen beschäftigt. Einer bei der Rübenschneidmaschine, der andere beim Kalkbottich. Jeder von uns mußte den Fußboden seiner Arbeitsstelle kehren und wenn es nötig war, auch scheuern. Die Bürste und den Scheuerlappen, den man dazu brauchte, mußte man sich aus dem Magazin, das sich über dem Rübenmagazin gleich neben dem Laboratorium befand, holen. Die Sachen wurden immer von dem Beamten, der eben Dienst hatte, ausgegeben und mußten an diesen wieder abgeführt werden. Bei mir war nun auch das Scheuern wieder einmal nötig und so gab ich denn acht, bis der Adjunkt nach dem Laboratorium ging, um mir von ihm Bürste und Lappen geben zu lassen. Den Dienst hatte eben jener mit dem Riechfläschchen. Endlich sah ich ihn vorüberkommen, konnte ihm aber nicht sofort nachgehen, da ich erst die Zahnräder reinigen mußte, damit nichts passiere. Als ich dies besorgt hatte, lief ich nach dem Laboratorium. Aber hier war der Beamte nicht mehr. Ich vermutete ihn im Magazin und lenkte meine Schritte dorthin. Die Tür war nicht zugeschlossen wie sonst, sondern nur angelehnt. Ich öffnete sie und trat ein. Aber das Bild, das sich mir hier bot, hatte ich nicht vermutet! Ich hatte den Beamten mit der schönen Marie von Nouzov in einer sehr verfänglichen Situation überrascht. Der Adjunkt sprang auf, und schrie vor Wut ganz rot im Gesicht: „Was willst du? Marsch hinaus, du Saujunge!" Schneller als herein bin ich hinausgekommen. Ohne nach links oder rechts zu sehen, rannte ich durch den Reibsaal, die Treppe hinauf zu meinem Arbeitsplatze. Dort angekommen, setzte ich mich auf den unteren Balken der Transmission und barg mein Gesicht in den Händen; das Blut stieg mir zu Kopf, mir war, als müßte ich ersticken. Ich schämte mich vor mir selbst. Und dann sagte ich mir, daß sich der Beamte an mir rächen und mich bei der geringsten Gelegenheit entlassen werde. Aus dem Scheuern wurde am Vormittag nichts;

ich verschob es auf den Nachmittag bis der andere Beamte Dienst hatte. Aber auch die andere Arbeit freute mich nicht mehr, und ich fürchtete mich vor der nächsten Begegnung mit dem Adjunkten. Ich hatte nun große Angst vor ihm. Und dann sah ich immer noch im Geiste, wie die schöne Marie auf dem Haufen leerer Säcke lag, halb entblößt, und wie sie rasch aufsprang, als ich erschien. Also die! Sie wohnte in Nouzov und mußte durch unser Dorf gehen, wenn sie nach Hause oder zur Arbeit ging. Wenn ihr unterwegs oder in der Fabrik die Erwachsenen ein zweideutiges Wort sagten, so tat sie sehr verschämt und unschuldsvoll. Sie wurde deshalb von den Burschen die Heilige genannt. Und diese „Heilige" hatte sich im Magazin mit dem Adjunkt vergangen.

Mir wurde nun auf einmal klar, warum die Beamten sich so ausnahmsweise freundlich benehmen konnten. Wir, die männlichen Arbeiter, wurden bei weitem nicht so zuvorkommend behandelt wie die Mädchen. Ich begriff nun, warum die Beamten die Mädchen im Vorübergehen anlachten, kitzelten, kniffen, und ich erinnerte mich auch einmal, als ich Trinkwasser holen ging, wie einer von den Herren die große, dicke Pepi von Schanov in der Ecke hinter dem Robertusapparate streichelte und in die Wangen kniff. Und ein anderer das Mädchen, das das Essen für die Beamten aus dem Wirtshaus brachte, mit du anredete. Mir tat es in der Seele weh, daß es gerade Marie war, die ich im Magazin antraf. Sie war sonst so still, gar nicht so ausgelassen wie die andern. Auch hörte man nicht solche rohe und zweideutige Reden und Ausdrücke von ihr, wie man sie sonst von den jungen Arbeiterinnen zu hören bekam. Sie zog sich von allem zurück und ließ sich lieber von den anderen eine Heilige spotten. Und doch war sie es nicht! Sonst plauderte sie immer gern mit mir, wenn wir uns auf dem Wege zur Fabrik oder nach Hause begegneten. Seit jenem Tage aber wich sie mir aus, so oft sie an mir vorbeigehen sollte, und wenn sie mir in der Fabrik oder auf dem Heimwege nicht ausweichen konnte, so sprach sie nicht mehr mit mir, sondern senkte den Blick zur Erde, um mir nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Sie schämte sich. Mir aber tat sie leid. Als ich später einmal nach langer Zeit dem Franz Brettschneider erzählte, was ich gesehen und ihn bat, es nicht weiter zu sagen, da gab er mir gelassen zur Antwort: „Ach, so etwas

 ist nichts Neues. Und weißt du, warum das so eine macht? Sie kann dann in der Fabrik machen, was sie will, wird von den Herren nicht sekkiert, beschimpft, bestraft und steht sich gut. Solche Mädchen bekommen auch mehr Lohn als die andern, die so etwas nicht mitmachen. Schließlich geben ihnen die Herren auch noch schönes Geld. Woher hätte denn so manche ihre schönen Kleider?" Darauf sagte ich nichts; daran hatte ich nie gedacht.

In der zweiten Hälfte des Februars nahte die Kampagne ihrem Ende. Eines Morgens, wir hatten eben Nachtschicht, da hieß es: Die Rüben werden noch bis zur nächsten Nacht reichen. Die Burschen und Mädchen, die wußten, daß ich Harmonika spielen konnte, redeten mir zu, diese zur nächsten Schicht mitzubringen. Sie wollten das Ende der Zuckerkampagne festlich mit Musik und Tanz abschließen. Ich tat es denn auch und etwa eine Stunde vor dem Schluß wurde ich von allen aufgefordert, zu spielen. Ich begann und bald drehten sich alle nach meinen Klängen. Die Schlosser, die Diffuseurenten, die aus der Saturation, kurz alles tanzte im Reibsaale. Der Adjunkt lachte dazu und ein Mädchen holte sich ihn sogar zum Tanz. Und als dieser wirklich mittanzte, da ging der Jubel und der Lärm erst recht los. Ich aber mußte wieder spielen und konnte nicht an dem Vergnügen teilnehmen.

Als dann der letzte Schienenwagen voll Rübenschnitzel von der Schneidemaschine geholt wurde, bekränzten ihn die Arbeiter mit Reisern. Dann wurde er langsam zum Diffuseur geschoben. Arbeiter und Mädchen sangen dabei. Ich ging mit meiner Harmonika hinterdrein und begleitete den Gesang mit meiner Musik. Als dann der Wagen ausgeleert war, begann das Tanzen von neuem und dauerte bis Mitternacht. Dann kam der andere Beamte. Ich saß immer noch auf der Treppe und spielte, während die übrigen tanzten. Da kam jener quer über den Saal, schritt durch die Tanzenden hindurch zu mir und riß mir meine Harmonika aus den Händen. Dann verschwand er mit ihr im Laboratorium. Und das alles ohne ein Wort zu sagen. Wir waren über die unerwartete Wendung ganz verblüfft, sahen traurig und enttäuscht dem Beamten nach. Mit dem Vergnügen war es nun vorbei. Ein jeder verkroch sich in irgendeinen Winkel, um die übrigen Stunden zu verschlafen, und am Morgen, wenn es Tag geworden, nach Hause zu gehen. Nur

ich schlief nicht, sondern saß hinter dem Saturationskessel und dachte darüber nach, was jener wohl mit meiner Harmonika anfangen wolle. Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als ich ihn aus dem Laboratorium meinen Namen rufen hörte. Ich lief hin; er gab mir mein Instrument wieder zurück und verlangte, ich solle ihm ein Stück vorspielen. Ich wollte es auch recht gern tun. Aber wie? Zwei Tasten waren abgebrochen und ohne diese ging es nicht. Er besah sich den Schaden, den er angerichtet hatte, und sagte: „Na, das ist nicht schlimm. Die kannst du dir morgen wieder ankleben." Währenddem gab er mir einen Zwanziger. Ich legte mich dann auch hin und schlief bis zum Morgen. Am zweitnächsten Tag sollten wir uns den letzten Lohn, den wir noch zu bekommen hatten, holen. Einer nach dem andern kam an, um sich seine paar Kreuzer geben zu lassen und jeder frug da den andern: „Was machst du nun?" oder „Was wollen wir nun anfangen?" und jeder erhielt als Antwort nur ein Achselzucken. Das war ein trauriger Tag. Denn in der ganzen Umgebung gab es keinen Schlag Arbeit mehr zu tun. „Wovon sollen wir jetzt leben?" hörte ich von denen, die verheiratet waren, mit sorgenvollen Gesichtern fragen. „Es war nicht viel, was man hier verdiente, aber es war doch besser als gar nichts," klagte ein anderer. Und so ging es fort, bis endlich der Kassierer kam, und das Auszahlen begann. Auf allen Gesichtern war Kummer und Sorge zu lesen. Sie alle fürchteten die unsichere, verdienstlose Zeit. Ich hatte zwar keine Sorge und Angst, daß ich etwa nichts zu tun oder zu essen haben würde. Ich wußte ganz bestimmt, daß ich wieder mit der Ziehharmonika von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf ziehen mußte, um mir mein Brot zu verdienen. Da ich aber zu diesem Bettelhandwerk noch immer keine Lust hatte, so wäre es mir ebenfalls recht lieb gewesen, wenn die Arbeit in der Fabrik noch länger gedauert hätte.

Und so wie ich vorausgesehen, kam es. Denn in der Rakonitzer Zuckerfabrik, in der mein Vater arbeitete, war auch alles zu Ende. Der Vater kam also heim und war nun auch arbeitslos. Doch hielt er sich nicht lange zu Hause auf. Bald ging er mit noch mehreren Männern fort, nach Sachsen, um dort Arbeit zu suchen. Als er ging, sagte er zur Mutter, daß er, falls er für mich Verwendung finden sollte, schreiben würde. Ich könnte dann mit jemandem,

der auch nach Sachsen ginge, mitreisen. Ich aber nahm wieder meine Harmonika und verdiente mit ihr soviel wie wir alle zum Leben brauchten. So mußte ich die Stelle des Vaters als Ernährer der Familie vertreten. Ich machte zwar keine lange Touren mehr, mußte aber einen Tag wie den andern spielen gehen. Dabei tröstete mich immer ein Gedanke: ich hatte Aussicht, dieses Geschäft bald wieder los zu werden, sobald der Vater Arbeit für mich finden würde. Aber schon hatte der Vater zwei Briefe geschickt; jedoch noch kein Geld, und auch keine Erwähnung, ob ich nachkommen sollte. So begann meine Hoffnung allmählich zu sinken.

Die erste Reise nach Sachsen

Die Osterfeiertage waren nun da. Aber der Vater hatte noch immer nicht geschrieben, ob ich kommen sollte. Am ersten Feiertag kam ein Bekannter des Vaters, der Mazak aus Senomat, zur Mutter und frug, wo der Vater wäre und ob er Arbeit habe. Er wolle am Dienstag nach den Feiertagen mit noch einem Kollegen auch nach Sachsen und dort Arbeit suchen. Die Mutter gab ihm den Brief vom Vater zu lesen, in dem stand, daß er in Freiberg an der Eisenbahn arbeitete. Diese Gelegenheit hielt ich für passend, und gab der Mutter keine Ruhe mit meinen Bitten, bis sie schließlich nach längerem Beraten einwilligte und mich mitgehen ließ. Der Mazak möge mich, wenn er am Dienstag fortgehe, mitnehmen. Meine Freude war grenzenlos. Denn ich wurde nun wieder das Betteln los und dann sollte ich ja bald fremdes Land und Volk sehen.

Die Vorbereitungen zur Reise waren nicht sehr groß. Am Dienstag morgens kam der Mazak mit seinem Kollegen Burda, einem großen und starken Mann mit finsterem Blick. Ich war schon reisefertig, als sie ankamen und hatte mit Ungeduld ihre Ankunft erwartet. Mein Reiseanzug und Gepäck war: eine Hose, zwei dünne Röcke, eine Weste und Mütze. Außerdem noch zwei Hemden. Das

alles trug ich auf meinem Leibe. Nur das eine Hemd packte mir die Mutter in ein Tuch, legte ein halbes Brot dazu und machte mir mein Bündel zurecht. Ich warf das Bündel über die Schulter und war bereit. Stiefel brauchte ich keine. Denn erstens war es schon warm und zweitens waren die, welche ich besaß, das Mitnehmen gar nicht mehr wert. Geld bekam ich auch keins auf den Weg. Die Mutter hatte mit dem Mazak abgemacht, daß er das Nötige für mich auslegen solle, um sich das Geld, wenn wir in Freiberg beim Vater ankämen, von dem wiedergeben zu lassen. Nachdem ich von der Mutter und den Geschwistern Abschied genommen, trat ich meine Reise mit den beiden Männern an. Als wir das Dorf hinter uns hatten, wurde die Richtung, in der wir gehen wollten, bestimmt. Sie schlugen den Weg über Saaz und Görkan ein. Die Männer gingen nicht gar zu schnell, und ich trollte hinter ihnen drein. Ihre Bündel waren bedeutend größer als das meine. Es waren kurze Säcke, in deren Zipfeln Kartoffeln staken, und über denen der Strick, der als Tragband diente, zusammengebunden war. So ging es langsam vorwärts. Dörfer tauchten vor uns auf und verschwanden. Sie waren mir bis jetzt noch alle bekannt. Ich erinnerte mich an verschiedenes, was ich in diesem oder jenem Dorfe als Bettelmusikant erlebt hatte. Dann traten wir hinter dem Orte Kounov in den Wald, durch den man zwei Stunden lang zu gehen hat und von dem ich schon so manche schreckliche Geschichte hatte erzählen hören. Hinter dem Walde lag das Dorf Holletitz, das letzte vor Saaz. Dort erinnerte ich mich, wie ich einst, in dem Bauernhause, das gleich zuerst an der rechten Seite steht, mit der Mutter im Kuhstall übernachtet war und am andern Tage / es war gerade Sonntag / in einem andern, gegenüberliegenden Hause viele gute Klöße mit Fleisch und Krensauce bekommen hatte. Wie lobte ich nun, daß wir uns da einmal hatten sattessen können. Dann kamen wir der Stadt Saaz immer näher. Die Gegend wurde mir unbekannt, keine Erinnerungen aus meinem Bettlerleben störten mich mehr. Ich war recht neugierig auf die Stadt Saaz, von deren Hopfen- und Gurkenbau und ihrem Handel ich zu Hause soviel erzählen hörte. Endlich kamen wir gegen Mittag dort an. Unterhalb des Marktplatzes kehrten wir in ein links an der Straße stehendes Gasthaus ein. Die Männer bestellten etwas zu

 essen. Ein Mädchen brachte einem jeden von uns einen vollen Teller mit Fleisch. Die Männer sagten, das wären „Kuttelflecke". Doch es mochte heißen wie es wollte; es schmeckte uns vortrefflich, denn wir hatten Hunger. Der Mazak ließ mir noch einen halben Liter Bier dazu geben. Nachdem wir gegessen hatten, ging unsere Reise weiter. Nach etwa zweistündigem Marsch begann ich aber recht müde zu werden. Meine Reiselust war verschwunden. Um so mehr schmerzten meine Füße. Aber das half nun nichts. Umkehren, das ging nicht, und so setzte ich mechanisch einen Fuß vor den andern, ohne den beiden Männern etwas von meiner Müdigkeit zu sagen. Ich sollte ja auch bald andere Leute und anderes Land sehen. Und im Geiste malte ich mir aus, wie es in Sachsen aussehen müsse, und dachte an die Erzählungen unseres ersten Lehrers. So vergaß ich immer wieder meine Müdigkeit. „Dort kommt Görkau", meinte der eine der beiden Männer, die bis dahin schweigend nebeneinander gegangen waren. Ich erwachte aus meinen Träumereien und sah vorn einen Kirchturm ragen und Fabrikessen qualmen. In der Stadt angekommen, hieß es: „Hier können wir nicht übernachten, da ist es zu teuer." Wir gingen also noch weiter. Die Sonne war schon untergegangen, nur das Abendrot erstrahlte noch über den Bergen des Erzgebirges, und Kirchenglocken verkündeten den Feierabend. Kühl strich die Luft um meine bloßen Füße. Mir wurde so bange, ich fühlte mich einsam und verlassen. Denn die Männer sprachen nur wenig untereinander und mit mir gar nicht. Etwa eine halbe Stunde hinter Görkau erreichten wir ein Dorf. Rechts an der Straße stand ein Gasthaus, in das wir hineingingen. Der Mazak frug gleich nach dem Eintritt, ob wir hier übernachten dürften. „Ja," lautete die Antwort der Wirtin, einer älteren, sehr dicken Frau. Wir setzten uns an den Tisch, der rechts in der Ecke stand. Oh! war ich froh, daß ich mich endlich ausruhen konnte. Meine Beine taten mir weh und noch mehr meine Füße, die ich mir auf der harten Landstraße wund gelaufen hatte. Ich hatte nun schon das Wandern satt, sah aber ein, daß es nicht anders gehe, und ich nun weiter mit müsse. Ich bereute schon im stillen, mit nach Sachsen gegangen zu sein. Aber ich getraute mich nicht, meinen Gefährten etwas davon zu sagen. Zumal vor dem Burda hatte ich eine große Angst. Und das nicht bloß wegen seiner

finsteren Blicke, sondern weil er mich schon unterwegs einmal sehr grob angefahren hatte. Die Wirtin brachte uns jedem eine Portion Blutwurst und ein Glas Bier dazu. Ich nahm mir mit dem Essen recht viel Zeit und schnitt sehr kleine Stückchen von der Wurst ab. Denn so etwas hatte ich noch sehr selten gegessen, kurz, ich aß so, als täte es mir um die Wurst recht leid. Meine Führer waren mit ihren Portionen schon lange fertig, als ich von der meinen immer noch ein schönes Stück hatte. „Na, wirst du denn gar nicht fertig?“ ließ sich da der Burda hören, „da muß ich dir einmal helfen.“ Damit griff er nach meiner Wurst und steckte sie in seinen Mund. Ich erlaubte mir nicht, etwas dagegen einzuwenden, nahm mir aber vor, künftig mit dem Essen nicht so lange zu machen, damit es mir nicht wieder so gehe.

Den nächsten Morgen, nachdem wir gefrühstückt hatten, ging es weiter. Aber da war mir viel schlechter zumute, als am Abend vorher. Die Beine schmerzten noch heftiger. Doch sagte ich nichts zu meinen Führern, sondern biß die Zähne zusammen und schlich den Männern schweigend nach. Der Weg führte jetzt immer durch Wald und ging bergauf. „Um zehn Uhr herum können wir in Kalk sein,“ meinte der Mazak, der diese Tour schon früher einmal gemacht haben mußte, denn wir trafen gegen zehn Uhr vormittags wirklich dort ein. Der Ort liegt schon an der Grenze und die Häuser stehen zerstreut umher, was mir ganz fremd und eigenartig vorkam. Ich hatte bis dahin noch keine solchen Dörfer gesehen, weil bei uns in Böhmen nur Runddörfer sind, deren Häuser sich rund um den Dorfplatz aneinander anschließen. Und dann waren die Häuser beinahe alle um ein Stockwerk höher als bei uns daheim. Dazu die Reinlichkeit, die hier auf den Straßen und um die Häuser herum herrschte, die Höflichkeit der Leute, von denen keiner an uns vorüberging, ohne zu grüßen, das alles machte auf mich einen großen Eindruck. Ich merkte den Unterschied zwischen uns und hier, konnte mir ihn nur nicht genügend erklären. Sogar an der Landstraße merkte ich, daß ich in ein ander Land gekommen war. Denn hier gab es keine Schottersteinhaufen, die halbzerstreut und in den Boden getreten herumlagen. Auch sah ich keine von Lastwagen ausgefahrenen Geleise auf diesen Straßen. Hier schien eine ganz andere Ordnung zu herrschen. Am Nachmittag fing's an zu regnen

und meine Führer lobten sich's, daß ihre Stiefel nicht kotig wurden, wie es auf den böhmischen Straßen in diesem Falle unvermeidlich geschah. Meine Stiefel wurden erst recht nicht schmutzig. Ich lief ja barfuß. Dafür aber preßte sich der Kot auch nicht zwischen den Zehen hindurch, wie bei uns, wenn es regnete.

In Kalk kehrten wir ein, um etwas zu essen; dann wollten die beiden ihr Geld wechseln. Es wurde Kaffee mit Semmeln bestellt, der uns in einer feinen Kanne aufgetragen wurde. Auch bekam jeder von uns eine Tasse vorgesetzt. Mir wurde dabei beinahe unbehaglich. Denn wir machten das zu Hause viel einfacher. Da goß die Mutter den Kaffee, wenn es welchen gab, heißt es, jedem in seinen Topf, wir brockten uns Brot hinein und löffelten ihn dann aus. Mutter machte den Kaffee auch süß, während hier der sächsische bitter war. Er schmeckte mir deshalb auch nicht. Nun war ich auch auf das fremde Geld sehr neugierig, aber meine Neugierde wurde schlecht befriedigt. Ich konnte es mir nur von weitem betrachten, als es der Wirt auf den Tisch zählte. Zu fragen, was diese oder jene Münze gelte oder gar das Geld in die Hand zu nehmen, getraute ich mich nicht. Denn ich war mir nicht sicher, wie ich da ankäme.

Auf unserem weiteren Wege fiel mir ein, daß ich hier noch keine Bettelleute gesehen, und ebenso noch keinen Leierkasten zu hören bekommen hatte; ich war von meiner Heimat aus daran so gewöhnt, daß ich es jetzt sofort vermißte. Einen jeden Menschen, ob groß oder klein, betrachtete ich mir genau, wenn er an uns vorüberging, und fand, daß auch die Tracht dieser Menschen etwas von der meiner Landsleute abweiche. Auch sah ich keinen barfuß gehen wie mich, wie es bei uns meist vorkam. Und so wanderte ich seit zehn Uhr vormittags durch Sachsen bis es Abend wurde, die Sonne unterging und wir in ein Gasthaus, das rechts an der Straße stand, einkehrten. Meine Führer frugen das Mädchen, das in der Gaststube war, ob wir übernachten könnten. Es entgegnete, es müsse erst fragen, und verschwand in der Tür neben der Bierausgabe. Sie kam aber bald wieder und sagte, wir könnten bleiben. Die Männer bestellten darauf etwas zu essen und nachdem wir damit fertig waren, gingen wir gleich schlafen. Wir schliefen im Pferdestall auf Stroh. Ich war bald eingeschlafen, denn ich war müde genug, obwohl ich mich den ganzen Weg mit niemandem unterhielt und ganz

auf mich selbst angewiesen war. Am andern Tag war die Sonne schon ziemlich hoch, als wir aufstanden. Mazak bestellte wieder den bitteren Kaffee, der mir gar nicht schmecken wollte. Dann ging's wieder weiter. Der Mazak sagte, als wir auf die Straße traten, bis Mittag könnten wir in Freiberg sein. Ich freute mich sehr, aus vielerlei Gründen. Meine Glieder taten mir weher als je; dann kam ich auch von den beiden Männern fort und ich malte mir schon im Geiste aus, wie freudig der Vater wohl überrascht sein werde, wenn ich vor ihm so unverhofft auftauchen würde.

Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde weit von dem Gasthaus, in dem wir über Nacht geblieben, entfernt waren, fiel mir ein, daß ich meinen Rock dort im Pferdestalle liegen gelassen. Ich sagte das, wenn auch recht ungern den Männern.

„Ja, da mußt du halt umkehren und ihn holen," sagte der Mazak und lachte. Und der grobe Burda meinte: „Bist du ein Rindvieh, Junge! Hast so wenig zu tragen und vergißt auch das noch."

Ich lief schnell zurück, aber der Rock war nicht mehr zu finden. Es blieb mir nichts übrig, als leer abzurücken. Es war das gerade kein großer Schaden; immerhin, für mich war er groß genug. Es fing auch wieder an zu regnen und regnete, bis wir gegen Mittag uns Freiberg näherten. Als ich den hohen Kirchturm der Stadt erblickte und die Eisenbahn fahren sah, war ich voll Freude, bald meinen Vater zu sehen. Die Unannehmlichkeiten, die mir diese Reise bereitet, waren vergessen. Meine Gedanken waren nur noch, wo und wie bald ich den Vater finden würde. Sonst interessierte mich weiter nichts mehr, was immer auch um mich herum vorgehen mochte. Ich war ja damals auch erst zwölf Jahre alt. Wir näherten uns nun schnell der Stadt und erreichten einen Eisenbahndamm, auf dem mehrere Arbeiter beschäftigt waren. Da blieb der Mazak plötzlich stehen und schaute forschend nach der arbeitenden Gruppe hinüber. Ich sah gespannt nach seinem Gesicht und versuchte, aus seinen Zügen herauszulesen, ob er vielleicht meinen Vater gefunden. Denn ich selbst konnte wegen meiner Kurzsichtigkeit die Leute aus dieser Entfernung nicht voneinander unterscheiden. „Ei, dort ist ja der Seemann Wenzel, der in der grauen Mütze und blauen Schürze dort," sagte er dann zum Burda und frug ihn, ob er ihn auch sehe. Ich war enttäuscht, verdrießlich, daß mein Vater nicht unter ihnen

sei, und wandte mich ab. Der Mazak spähte dann noch eine Weile auch nach meinem Vater aus, bis er sich zu mir umdrehte und nachdenklich sagte: „Den Holek aber sehe ich nicht." Nun beschlossen die beiden zu warten, bis es Mittag sei und die Arbeiter zum Essen gingen. Sie wollten dann den Seemann herbeirufen und ihn nach meinem Vater fragen. Es dauerte auch nicht mehr lange, und der Pfiff des Vorarbeiters entließ die Leute von ihrer Arbeit. Mazak rief den Seemann herbei, der erstaunt war, uns hier zu sehen. Als er nach meinem Vater befragt wurde, meinte er: „Wo der ist, kann ich bestimmt nicht sagen. Vielleicht in Riesa oder in Mulda. Hier in Freiberg ist er nicht." Das war für mich eine traurige Nachricht, bei der mir aller Mut sank. Dazu war ich vom Regen ganz durchnäßt, so daß mich die Kälte schüttelte. Bange sah ich von einem zum andern. Was nun?

Der Mazak und Burda schienen sich diese Frage auch zu überlegen. Sie sahen einander verlegen an und richteten dann ihre Blicke auf mich. Sie frugen dann noch den Seemann, wie es hier mit der Arbeit bestellt wäre und wie hoch der Verdienst sei. Dieser, er war der Sohn des alten Seemann, der in der Ziegelei mit uns gearbeitet und dem Meister das Schnapstrinken beigebracht hatte, meinte achselzuckend, die Löhne wären nicht sehr hoch, nur 25 bis 30 Pfennig für die Stunde, und dann ginge die Arbeit auf der Bahn auch zu Ende. Sie berieten, was nun anzufangen sei und waren alle drei der Meinung, daß es eine große Dummheit von ihnen gewesen, mich mitzunehmen. Schließlich entschloß sich der Mazak, nach Mulda zu gehen, wo er meinen Vater zu finden hoffte. Der Burda ging auch mit. Der Seemann Wenzel meinte, wir hätten bis dorthin drei Stunden zu gehen, und bezeichnete den Weg, den wir zu nehmen hatten. Wir verabschiedeten uns von ihm, und als ich meine Hand reichte, sah er mich mitleidig vom Kopf bis zu meinen bloßen Füßen an. Denn er kannte mich recht gut. Ich senkte den Kopf, wollte etwas sagen, doch konnte ich es nicht, weil meine Augen voll Tränen waren, und ich sonst in Schluchzen ausgebrochen wäre. Langsam zog ich meine Hand aus der seinen zurück, drehte mich, meine Tränen abtrocknend, um und holte zum Gehen aus.

„Hier hast du einen Groschen," rief er mir da nach und langte mir ihn, als ich mich umwandte, entgegen. Nun eilte ich aber den beiden,

 die unterdessen schon ein ziemliches Stück entfernt waren, nach. In
der Stadt kaufte ich mir dann für den Groschen, den ich aber erst vorher von allen Seiten gründlich besah, beim Bäcker ein „Zöpfchen", das gerade einen Groschen kostete. Nachdem wir die Stadt im Rücken hatten, verzehrte ich die Semmel langsam, beinah andächtig. So eine große Semmel hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, geschweige gegessen.

Als wir hinaus auf die freie Straße gelangten, fingen die beiden nun an zu beraten, was sie mit mir anfangen sollten, falls mein Vater auch in Mulda nicht zu finden sei. Beide bereuten, mich mitgenommen und sich so eine Last auf den Hals gebunden zu haben. Ich zottelte hinter ihnen drein und hörte wenig erfreut, aber gespannt, ihrem Gespräch zu. Der Burda drehte sich schließlich um und rief mir zornig zu: „Na, mit dir Kerl haben wir uns ein schönes Kreuz auf den Hals gebunden," und machte dem Mazak weiter Vorwürfe, warum er es meiner Mutter nicht ausgeredet hätte, mich mitzuschicken. So eine Frau verstände von solchen Sachen gar nichts und handele ganz ohne Überlegung. Der Mazak, der den Fehler, den er begangen hatte, sehr wohl einsah, versuchte sich zu rechtfertigen. So kamen wir bis Lichtenberg, dem letzten Ort vor Mulda. Nun begann Burda von neuem zu fragen, was dann geschehen solle, wenn mein Vater auch in Mulda nicht anzutreffen sei. Verlegen gab ihm Mazak zur Antwort: „Ich weiß es nicht." „Weißt du was," meinte dann Burda, „wenn wir den Holek auch hier nicht finden, so bleiben wir in Mulda über Nacht und gehen dann morgen auf die Post; dort lassen wir eine Marschroute schreiben, nach der sich dann der Knirps wieder nach Hause trollen kann." Dabei gestikulierte er mit beiden Händen, gleichsam als wollte er seinen Worten mehr Nachdruck verleihen. Der andere nickte mit dem Kopfe und meinte, das wäre ein guter Einfall und wohl auch das beste, was sich machen ließe. Sie könnten mich ja nicht mit sich in der Welt herumschleppen und meinetwegen nach Hause umkehren schon gar nicht. Arbeit müßten sie suchen und finden; wenn hier nicht, dann wo anders. Das also, was morgen mit mir geschehen solle, war beschlossen, und ich hatte keinen Grund, anzunehmen, daß es nur ein Scherz wäre. Wie mir aber dabei zumute war, als sich die beiden so über mich berieten, das läßt sich

gar nicht mehr schildern. Schon den ganzen Weg von Freiberg her hatte ich geweint. Die Ungewißheit, ob ich meinen Vater in Mulda finden würde, machte mir den Kopf ganz wirr. Je mehr ich dann über das nachdachte, was mit mir dann geschehen solle, wenn mein Vater nicht dort war, desto größer wurde meine Angst und Verzweiflung. Ich stellte mir den langen Weg durch die Lichtenberger Wälder vor, den ich allein machen sollte. Ich fürchtete mich allein in diesen Wäldern, glaubte auch den rechten Weg, auf dem wir gekommen, nicht wieder zu finden und mich zu verirren. Hundert solcher Gedanken peinigten mich. Mein Kopf tat mir wehe und glühte vom Weinen und vielem Nachdenken. Ich fühlte mich schwach und abgehärmt und wußte gar nicht mehr recht, wo ich ging. Und dazu noch das Schimpfen und Fluchen und die zornigen Worte, mit denen mich die beiden immer mehr anbrüllten. Wie habe ich es damals bereut, mit nach Sachsen gegangen zu sein! Von all den Leiden, die ich Knirps doch schon zu ertragen gehabt, schien mir keines so groß wie das jetzige. Noch nie hatte ich mich so unglücklich und trostlos gefühlt wie damals.

So gelangten wir endlich nach Mulda. Es kann etwa um vier Uhr nachmittags gewesen sein. Von weitem schon sahen wir auf dem Bahnkörper in der Nähe des Bahnhofs Arbeiter und Arbeiterinnen schaufeln und hacken. Doch die beiden, Mazak und Burda, getrauten sich nicht zu den Leuten hinzugehen und wollten so lange warten, bis jemand von diesen Leuten an uns vorübergehen werde, oder bis es Feierabend sein würde. So saßen wir ungefähr eine Stunde, während welcher beraten wurde, welcher Weg für mich nach Böhmen der beste und kürzeste wäre. Ich saß während der ganzen Zeit wie auf Kohlen, zitternd vor Aufregung, bis endlich eine Frau von der arbeitenden Schar an uns vorüberging. Sie blieb vor uns stehen, sah uns forschend an und frug in tschechischer Sprache: „Češi?" (Tschechen?) Wie aus einem Munde klang das „Ja" meiner beiden Gefährten als Antwort. Der Mazak frug gleich weiter, ob sie unter den Arbeitern einen Holek kenne. Gespannt wartete ich auf die Antwort der Frau. „Nein," sagte sie, „den Namen habe ich noch nicht gehört. Es ist aber möglich, daß doch vielleicht einer so heißt, den ich mit dem Namen nicht kenne." Der Mazak fing nun an, der Frau das Aussehen meines Vaters zu be-

schreiben. Er wäre mittlerer Statur und trüge einen schwarzen Vollbart. „So einen Mann haben wir dort unter uns," entgegnete darauf die Frau und setzte hinzu, ich könnte ja nachher, wenn sie wieder zurückgehen werde, mit ihr gehen. Sie käme bald zurück. Meine Hoffnung erwachte aufs neue und es wurde mir wieder leichter. Bald kam auch die Frau wieder zurück und ich ging mit ihr zum Bahnhof. Mein einziger Wunsch und Gedanke war, den Vater hier zu finden. Als wir zu den Arbeitern kamen, zeigte die Frau auf einen von ihnen, der gebückt, mit der Schaufel einen Haufen Steine zwischen den Eisenbahnschienen auseinander warf und meinte: „Ist das vielleicht dein Vater?" Ich konnte ihn aber auf diese Entfernung wegen meiner Kurzsichtigkeit noch nicht erkennen und ging noch näher, bis auf etwa drei Schritte, heran. Da richtete er sich auf. Und ja! Er war es! Wie gefesselt stand ich da, keines Wortes mächtig und sah ihn starr an. Der Vater aber schaute mich an, als glaube er nicht, daß ich es war, der vor ihm stand. Er sah ja niemanden als mich allein. Wie sollte ich denn allein hierhergekommen sein. „Ach Gott! Wenzel, bist du es denn wirklich?" rief er endlich mit zitternder Stimme. „Ja, Vater", gab ich zur Antwort, brachte aber weiter kein Wort mehr heraus und warf mich in seine Arme, umschlang mit meinen Armen seinen Hals und fing bitterlich zu weinen an. „Ja, sage mir, Junge, wie kommst du denn hierher?" frug mich der Vater nach einer Weile und sah mir forschend ins Gesicht. Dabei machte er sich sachte von mir los und gab mir damit zu verstehen, daß er jetzt nicht viel Zeit für mich übrig habe. Ich sagte ihm nun ganz kurz, daß ich mit dem Mazak aus Senomat gekommen wäre und daß er mit noch einem Mann dort vor dem Bahnhof sitze. Darauf sagte er, ich solle wieder zu ihnen hingehen und dort warten bis zum Feierabend, was ich auch tat. Als ich zu den beiden Männern zurückkam, sagte ich ihnen nur kurz, daß ich meinen Vater gefunden hätte und nichts mehr. Ich setzte mich dann etwas abseits von ihnen, denn ich wollte mit ihnen nun nichts mehr zu tun haben. Als es Feierabend war, führte uns der Vater in das Haus, in dem er logierte. Dort war aber für die beiden Männer kein Platz mehr, und sie gingen bald fort, um in einem Gasthaus zu übernachten. Ich habe sie nie wieder zu sehen bekommen, hatte auch nie Verlangen danach. Mein

Vater ließ mir Kaffee und Semmeln bringen und nachdem ich gegessen hatte, führte er mich auf den Dachboden hinauf zum Schlafen. Dort stand ein altes Bett, in das ich mich hineinlegte. Mein Vater deckte eine Ziegenhaut über mich, da keine Decke mehr zu haben war und so schlief ich ein. Den folgenden Tag ging ich mit den Kindern unserer Wirtin in den Wald, Holz zu holen. So vergingen drei Tage, bis mir der Vater auch Arbeit an der Bahn verschafft hatte. Ich klopfte nun Steine, eine Arbeit, die noch einige Jungen in meinem Alter aus Mulda verrichteten. Jeder aber klopfte für sich, da es Akkordarbeit war.

Mit diesen Jungen habe ich mich aber sehr gut vertragen. Sie waren sehr neugierig zu erfahren, wie das und jenes in Böhmen sei, und stellten viele Fragen, die ich so gut ich es eben mit meinem bißchen Deutsch vermochte, beantwortete. Aber die Jungen verstanden mich doch, und beschenkten mich sogar manchmal. Die Arbeit und die neue Bekanntschaft gefielen mir also recht gut; nur schade, daß beides nicht lange dauerte. Als ich zwei Kubikmeter Steine geklopft hatte, kamen Beamte, die unsere Steine vermaßen, dann durften wir nicht weiter arbeiten. Am andern Tage holten wir uns unseren Lohn. Die andern Jungen, die schon Bescheid wußten, holten mich ab. Es war an einem Nachmittag. Nach etwa einstündigem Wege erreichten wir den Ort, wo ausgezahlt wurde. Rechts an der Eisenbahn standen einige Reihen Bretterbuden, in deren Mitte sich die Kantine befand. Hier war ein lustiges Leben! Gesang, Musik, Tabaksqualm und Getränke gab es hier. Der Raum war mit Menschen gefüllt. Meine Landsleute, die Tschechen, erkannte ich an der Sprache und ihrem Gesang. Sie bildeten die Mehrzahl hier. Dann gab es noch Italiener, aber nur wenige Einheimische. Alle saßen an Tischen, Schnaps- oder Biergläser vor sich, oder standen in kleinen und größeren Gruppen umher, erzählten, lärmten und tranken einander zu. Einige von ihnen waren in so gehobener Stimmung, daß sie sich einander die Arme um den Hals schlangen und sich Brüder nannten, während in der andern Ecke sich zwei prügeln wollten. Es waren Landsleute von mir. Einer hatte ein Glas in der Hand und holte damit zum Schlage aus, wurde aber von den andern noch zurückgehalten. Von den beiden schimpfte und fluchte der eine immer mehr als der andere.

Die Vernünftigeren versuchten zu vermitteln und redeten den Streitenden zu, es wäre doch eine Schande, wenn Landsleute einander schlügen. Der mit dem Glas in der Hand aber brüllte immerfort: „Ich bin drei Jahre beim Militär gewesen und habe mich vor dem Hauptmann nicht gefürchtet, viel weniger vor so einem Krüppel." An einem Tisch saß einer und spielte Ziehharmonika. Neben ihm saßen noch zwei. Der eine hielt ein Bierglas in der Hand, in welchem zwei Löffel waren und stieß mit dem Ellbogen an die Bretterwand, daß die Löffel im Glase klirrten. Der andere hatte einen großen Blechtopf auf seinem Schoß, in der einen Hand eine Stürze, in der andern ein abgebrochenes Stück von einem Schaufelstiel und schlug abwechselnd einmal mit der Stürze dann wieder mit dem Schaufelstiel auf den Topf. Es war eine schneidige Musik. Vor der Kantine standen Frauen, die auf ihre Männer warteten und auch schimpften. Eine zog ihren Mann am Ärmel heraus und warf ihm dabei vor, daß er zu viel Geld versaufe. Eine andere versuchte mit Bitten und Schmeicheln, ihren Mann zum Heimgehen zu bewegen. Die Kollegen redeten wieder auf die Weiber ein, die Männer müßten sich ja die ganze Woche schinden und plagen, und wenn sie heute etwas vertäten, so sei das kein Unglück. Die aber zeigten wenig Glauben. Eine vor allem sparte ihre Worte nicht. Sie schimpfte auf ihren Mann, er habe schon die Woche hindurch genug durchgebracht; wenn er jetzt auch die letzten Pfennige hierlasse, sehe sie nicht ein, wozu sie sich in der Fremde wie ein Zigeunerweib herumschlagen solle. „Ah, du willst mir wohl vor den Leuten Schande bereiten, du verfluchte Sau!" knirschte der Mann vor Wut mit den Zähnen, und fügte hinzu: „Na, warte nur, das wollen wir wo anders miteinander ausmachen." Das waren ebenfalls Landsleute von mir. Mir war das alles nichts Neues. Aber meine Kollegen, die die Sprache nicht verstanden und nur aus dem, was sie sahen, schließen konnten, daß hier etwas Ungebührliches vorging, gaben mir unterwegs keine Ruhe und baten, ihnen doch alles zu erklären. Ich tat es, und das war das letztemal, daß ich mich mit den braven Kerlen unterhalten habe.

Die Arbeit an der Bahn war bis auf einige Kleinigkeiten fertig und die Strecke dem Betrieb übergeben. Der Vater suchte deshalb neue Arbeit, und zwar solche, wo auch ich mit beschäftigt werden könnte.

Die erste Reise nach Sachsen

Wieviel ich aber für das Steineklopfen bekam, kann ich nicht mehr sagen, denn ich kannte ja das fremde Geld damals noch nicht. Nur so viel weiß ich noch, daß ein Taler dabei war. Der Vater hatte denn auch bald in einer Ziegelei in Radeck unweit Mulda Arbeit gefunden, und gleich zogen wir hin. Mit uns zog aber auch eine Gattung Tierchen, die sich noch den ganzen, nun folgenden Sommer von uns nährten, die wir durchaus nicht los werden konnten, und sogar mit nach Hause brachten, nach Böhmen. Nämlich Läuse. Wohl hatte ich einmal von einem echten Eisenbahner gehört, daß die Läuse ein Gottessegen wären; für mich aber waren sie eine Qual. Sie hatten in den Ziegenhäuten gesessen, mit denen ich mich die Nächte über zugedeckt hatte. Eine stattliche Zahl dieser „Gottessegen" hat damals ihr Leben unter meinen Fingernägeln lassen müssen. Aber nie wurde ich mit dem Totmachen fertig. Immer wieder fand ich welche. Meinem Vater ist es nicht besser ergangen. Und so brachten wir im Herbst der Mutter welche mit nach Hause. Die aber hatte auch keine besondere Freude an diesem sonderbaren Gottessegen und Reisegeschenk.

Die Ziegelei, in der wir nun zu arbeiten anfingen, stand am Bahndamm, am Flüßchen Mulda, und zwar links, wenn man von Mulda kommt. Das Wohnhaus war sehr alt und lag so dicht am Rande des Waldes, daß die Zweige der Bäume bis an die Fenster reichten. Der Ziegelschuppen war erst neugebaut, die Dachdecker nagelten sogar noch die Dachpappe auf. Holz- und Ziegelstückchen lagen noch überall auf der Erde herum. Die Lehmwand hing tief unterhalb der Wiese, neben dem Walde. Der Ziegelmeister war ein kleiner schwacher Mann mit einem Vollbart und sehr freundlichem Gesicht. Seine alte Mutter führte ihm die Wirtschaft, da er noch ledig war. Die anderen Arbeiter und auch ich nannten sie Großmutter, denn sie war gut und freundlich mit uns. Ich holte ihr immer abends nach der Arbeit Brot und Semmeln aus der Mühle oder andere Waren aus dem Kaufladen, wofür sie mir stets etwas Geld oder Eßbares zusteckte.

Neben der Ziegelei stand ein Bahnwärterhäuschen. Der Bahnwärter und seine Frau waren ebenfalls recht nette Leute; nur konnten sie sich nicht mit dem Ziegelmeister vertragen. Warum, weiß ich nicht. Ich sah nur, daß sie nie miteinander sprachen. Bevor wir

mit dem Ziegelmachen begannen, mußten wir noch im und um den Schuppen herum aufräumen. Wir machten diese Arbeit nicht im Akkord, sondern im Stundenlohn. Wir hatten den ganzen Tag damit zu tun. Früh etwa um neun Uhr herum kam die Großmutter aus dem Hause heraus und rief: „Wenzel, kommt frühstücken!" Mein Vater hieß nämlich auch Wenzel. Als wir in die Stube kamen und uns hinter den Tisch gesetzt hatten, brachte die Großmutter eine große Schüssel voll Fleisch. Dazu noch Brot und ein Fläschchen Schnaps. „So, essen Sie erst tüchtig, dann wird das Arbeiten auch besser gehen," meinte sie lächelnd, nachdem sie alles auf den Tisch gestellt hatte, und fügte hinzu: „Das kostet euch nichts." Ich war erstaunt über die große Portion Fleisch. Doch schmeckte es mir sehr gut und war so weich, daß es an der Gabel zerfiel. Ich hatte in meiner Heimat gehört, daß Fleisch vom Truthahn sehr gut schmecke und auch recht weich sei, weshalb ich gegen meinen Vater meinte, das Fleisch müsse wohl von einem Truthahn sein. Er sagte aber nichts, lächelte nur und aß weiter. Als wir aber mit dem Essen fertig und aus der Haustür getreten waren, wandte sich mein Vater nach der linken Seite und griff in eine an der Mauer stehende Kiste hinein. Er brachte einen Knochen von einem Pferdefuß heraus, hielt mir denselben vor die Nase und meinte lachend: „Hier, schau, von so einem Truthahn war das Fleisch." Ich wandte mich ganz betroffen ab. Na, schließlich war es auch einerlei, wenn ich auch Pferdefleisch gegessen hatte. Gut hatte es mir doch geschmeckt, und die Hauptsache war, daß die Portion recht groß gewesen. Als wir mittags zum Essen kamen, stand schon die Schüssel wieder voll Fleisch auf dem Tisch. Ich griff tüchtig zu und lobte es mir. Denn so viel Fleisch wie ich hier täglich zu essen bekam, hatten wir zu Hause alle zusammen nicht einmal zum Kirchweihfest zu essen. Später erfuhr ich dann gelegentlich, daß sich beim Eisenbahnbau ein Pferd ein Bein gebrochen hatte, was der Ziegelmeister für vierzehn Taler gekauft hatte. Er ließ es schlachten und verkaufte dann das Fleisch größtenteils wieder pfundweise an die Eisenbahnarbeiter; was übrig blieb, pökelte er ein.

Als nun alles in Ordnung gebracht war, begann das Ziegelmachen. Es fehlte uns aber noch ein Ziegelstreicher, und da nicht

99 gleich einer zu kriegen war, so machte der Vater einstweilen Lehm und die Ziegel zugleich. Ich trug letztere ab. Nach etwa acht Tagen kam endlich ein Ziegelstreicher. Es war noch ein junger, aber sehr herabgekommener Mensch. Er hieß Wilhelm. Schon einige Wochen danach zog er wieder ab. Aber es war schnell Ersatz da. Das war ein Mann aus unserem Dorfe in Böhmen, der nun nachgekommen war. Er hieß Havel. Dieser machte nun den Lehm zurecht und mein Vater strich Ziegel. Unsere Schlafstelle war auf dem Dachziegelboden, wo der Vater und Havel von Brettern und Latten ein Lager zusammen genagelt hatten, in das sie Stroh legten und darüber alte Säcke breiteten. Vom Ziegeleibesitzer bekamen wir dann noch ein paar alte Pferdedecken, mit denen wir uns zudeckten. Unsere Kost war früh Kaffee, Brot und Butter, mit der aber sehr gespart wurde. Zum zweiten Frühstück gab's Brot, Butter und für sechs Pfennige Schnaps. Zu Mittag Brot, Butter, Kaffe. Die Vesper bestand auch wieder aus Butterbrot und Schnaps, und wenn uns dann am Abend der Kaffee nicht mehr schmecken wollte, dann kochte uns die Großmutter einen Topf voll Wasser, in das mein Vater dann etwas Butter und Salz tat und Brot hineinbrockte, damit es wieder einmal nach etwas anderem wenigstens roch. So ging das eine Woche wie die andere, den ganzen Sommer hindurch. Ehe so viel Ziegel fertig und trocken waren, daß sie in den Brennofen eingefahren und gebrannt werden konnten, verstrichen allein mehrere Wochen. Als dann der Meister mit dieser Arbeit anfing, nahm er noch einen Arbeiter auf, damit ihm dieser die Ziegel in den Ofen fahren und brennen helfe. Es war ein schon älterer, langer, starker Mann mit einem spitzen Kinnbart. Sein Gesicht war blau und rot und aufgedunsen. Er sagte, er sei ein Ungar, sprach aber sehr gut Deutsch. Seine Kleider waren auch nicht im besten Zustande. Einige Tage arbeitete er flott, fing aber dann an, Schnaps zu trinken, und zwar einen Tag mehr als den andern, bis er mit der Schubkarre nicht mehr fahren konnte und mit ihr auf dem Wege zum Ofen umkippte und selbst mit hinfiel. Er schimpfte dann über den schlechten Weg und über die Karre, die nicht recht gebaut wäre und nach einer Seite stauche. Wir wußten aber besser, woran es lag. Der Meister war ärgerlich, daß die Arbeit nicht von der Stelle ging

und durch das öftere Umkippen gar noch Ziegel zerbrochen wurden. Er getraute sich aber nicht, dem Ungar etwas zu sagen, weil dieser sehr unhöflich war. Schließlich wurde es ihm doch zu bunt und er entließ ihn. Der Mann packte dann sein Bündel und ging fluchend fort, kam aber abends, als wir schon schlafen gegangen waren, zurück, noch mehr betrunken als am Tage. Er machte fürchterlichen Lärm, schlug mit den Fäusten gegen die Haustüre und schrie: „Komm herunter, du sächsischer Krüppel, ich will deine Knochen sortieren. Bringe aber gleich einen Sack und ein Schaff mit, für deine Knochen und dein Blut.“ Es dauerte ziemlich lange, ehe er sich so ausgetobt hatte. Am andern Morgen fanden wir ihn auf der Bank vorm Hause schlafen. Er wollte wieder weiter arbeiten, aber der Meister ließ ihn nicht wieder anfangen. Uns hatte der Ungar manchmal, wenn er nur ein wenig angeheitert war, unterhalten. Der Meister hatte eine Ziehharmonika, auf der ich gewöhnlich während der Mittagspause und am Abend nach der Arbeit spielte. Der Ungar bestellte dann ein schnelles Stück und tanzte dann den „Tschardasch“. Er machte dabei die sonderbarsten Bewegungen mit den Händen und Füßen. Das machte allen großen Spaß, und wir hielten uns vor Lachen oft die Bäuche.

Nach dem Ungarn kam bald ein anderer. Er hieß Vetter und trank jedenfalls noch lieber als der Ungar. Anfangs arbeitete er gut und fing erst nach einigen Tagen mit dem Trinken an. Er machte aber keinen Lärm, wenn er betrunken war und das Fahren nicht mehr gehen wollte, sondern legte sich dann ruhig irgendwohin und schlief seinen Rausch aus. Und dann ging's wieder weiter. Schimpfte der Meister darüber einmal, so machte er sich nicht viel daraus, senkte nur den Kopf und gab keine Antwort. Sonntags ließ er sich's aber besonders gut gehen; da trank er gewöhnlich fünf bis sechs Seidel Schnaps. Nachmittags war er dann so betrunken, daß er nicht mehr stehen konnte. Er lag dann im Brennhause auf dem Kohlenhaufen, wo er bis Montag morgens blieb und dann aussah wie ein Essenkehrer. Nachdem er etwa drei Wochen bei uns gewesen, brachte er eines Tages ein paar Bekannte mit in die Ziegelei, einen Mann und eine Frau. Sie sollten an dem Reservetisch Ziegel machen und wenn es nötig sein sollte, mit beim Brennofen helfen. Der Mann war lang und hager, mit

schmalem Gesicht und unfreundlichem Blick. Die Frau mittelgroß, untersetzt, mit rundem Gesicht und stechendem Blick. Sie brachten nichts mit; nur jedes ein kleines Bündel, in dem sich wohl die nötigsten Kleidungsstücke befanden. Von der Großmutter hörte ich, daß die beiden noch ledig wären. Sie waren, ebenso wie der Vetter, beim Meister in Kost. Auch sie tranken beide gern. Doch muß der neue Mann viel mehr haben vertragen können, denn man merkte es ihm kaum je an. Sie lebten auch in der Kost viel besser als wir. Mein Vater aber sagte, daß wenn sie Sonntags mit dem Meister abrechneten, sie nur wenig oder gar kein Geld herausbekämen, und meinte, das könnte dem schon passen. Es dauerte auch nicht lange, fing der Vater und Havel zu murren an, daß der Meister ihnen gegenüber nicht mehr so freundlich sei wie früher. Während der lange Mann und die Frau Händel suchten, sprachen der Vater und Havel immer weniger. Trotzdem kam immer öfter Streit auf, oft wegen der geringsten Ursachen, die der Rede gar nicht wert waren. Sie nannten uns böhmische Hunde und anderes mehr. Der Vater und Havel hielten sich dabei immer zurück, denn sie wollten es wenigstens bis Ende August durchhalten. Denn dann konnten sie auch zu Hause wieder Arbeit finden. Jetzt aber gab's daheim noch keine. Der Meister aber hielt sich immer mehr zurück von uns.

Die andern drei schliefen auch auf dem Dachziegelboden. Der Meister hatte für sie aber Heu hinaufbringen lassen. Hier in diesem Heu entwickelte sich nach und nach noch ein anderer „Gottessegen", nämlich Flöhe. Nun plagten mich Läuse und Flöhe um die Wette. Ich hatte bisher einen gesunden Schlaf gehabt, jetzt aber war es mir fast nicht mehr möglich, einzuschlafen.

Eines Vormittags, als der Streit gar nicht mehr auszuhalten war, rechneten Havel und der Vater doch mit dem Meister ab. Sie übergaben ihm alles Werkzeug, und nach dem Essen traten wir unseren Heimweg nach Böhmen an. Nun aber ging ich schon besser ausgerüstet zurück, als ich im Frühjahr hergekommen war. Denn der Vater hatte mir bei einem Altwarenhändler in Lichtenberg ein Paar getragene Lederpantoffeln, sowie eine neue graue Mütze, eine Hose und auch ein Jackett gekauft. Nun war ich schon zwölfundeinhalb Jahre alt geworden und marschierte nun mit ganz andrer Stimmung den Weg zurück.

Auf dem Abraum in Dux

Als wir zu Hause ankamen, war die Ernte schon ziemlich vorbei. Wir hielten uns deshalb nur etwa drei Tage lang zu Hause auf. Denn, da keine Arbeit zu finden war, beschloß der Vater und Havel, nochmals auswärts Arbeit zu suchen. Wir zogen über Postelberg nach Brüx zu. Den ersten Tag blieben wir hinter Postelberg in einem Gasthof über Nacht. Am zweiten Tage gelangten wir spät abends nach Oberleutensdorf. Es war ein warmer Abend. Rechts von der Straße befand sich, nur ein Paar Schritte entfernt, ein Obstgarten und ein Dörrhäuschen. Vater und Havel wollten nicht mehr weiter gehen, sondern im Freien übernachten. Wir legten uns hinter dem Häuschen auf die Wiese; ein jeder wie es ihm am besten paßte.

Unter den Kopf legten wir jeder sein Bündel, zum Zudecken war nichts da. Es war so schön still und ruhig, das Geräusch der Fuhrwerke hörte auf, ein schwaches Lüftchen wehte über uns weg. Man hörte nur noch ein leises Geräusch des Wassers im Bach, der die Wiese entlang floß, und die Grasmücken: srk/srk/srk! Doch das hat uns, wenigstens mich, nicht gestört, es war vielmehr wie zum Einschläfern geschaffen. Ich schlief bald. In der Nacht wachte ich auf, der Havel war auch schon munter und ging hin und her und klagte, daß ihm kalt wäre. Auch mich hatte die Kälte aufgeweckt und schüttelte mich noch. Meinem Vater ging es wohl nicht besser, denn auch er war aufgestanden. „Es ist erst zwei Uhr, was nun?" sagte Havel, zu meinem Vater gewandt.

„Vielleicht können wir in das Häuschen hinein, ich habe ja andere auch hineingehen sehen," lautete die Antwort.

Der Havel trat in die offene Tür hinein, zündete ein Zündhölzchen an, mit dem er herumleuchtete. Die untere Türe war verschlossen, eine Leiter stand da. Er stieg hinauf auf den Dachboden und leuchtete von neuem. Auf einmal erscholl eine Stimme: „Kruzifix alle-

 luja, hat man nicht einmal hier in der Nacht Ruhe? Welcher Teufel drängt sich herein!?" Da kam er so schnell wie möglich die Leiter wieder herunter, winkte mit der Hand hinaus zur Türe und sagte draußen leise: „Ach, wenigstens acht Mann sind da oben, wie die Heringe zusammengepreßt, und wohl lauter Landstreicher, nein, da ist nichts für uns!" Wir marschierten noch eine Zeitlang auf der Wiese hin und her, hängten dann aber unsere Bündel um und schritten langsam gegen Oberleutensdorf zu; die Sonne ging gerade auf, als wir dort ankamen. Dort begegneten wir einem Mann, der wohl ein Bergmann sein mochte. Den frug der Havel nach dem Weg nach Dux und ließ sich dabei noch in weiteren Diskurs mit ihm ein, namentlich, ob wir dort Arbeit finden könnten, und wie hoch die Löhne wären. Er antwortete, daß wir in Dux zu jeder Zeit auf dem „Abraum" Arbeit bekämen. Die Löhne wären dort ein Gulden zehn Kreuzer; im Akkord könnte man vielleicht noch etwas mehr verdienen. Nun wurde beschlossen, daß, wenn es dort sicher Arbeit gäbe, wir uns nicht erst wo anders um Arbeit umsähen, sondern direkt nach Dux gingen, was denn auch geschah. Je näher wir der Stadt kamen, desto deutlicher sahen wir den Qualm und die Rauchwolken aus den Abraumlöchern und aus den Feueressen der umliegenden Schächte, wie sie sich zusammenzogen, verdichteten und eine trübe Decke über der Stadt bildeten. Ich vernahm, daß auch die Luft hier nicht so rein sei wie bei uns auf dem Lande, daß sie einen fast sauren Geruch hätte.

Auf dem Ab-
raum in Du

Unterwegs frugen wir noch den oder jenen über die Verhältnisse auf dem „Abraum". Lobenswertes bekamen wir aber nirgends zu hören. Einer sagte: „Wenn ihr halbwegs was anderes finden könnt, so fangt lieber dort an zu arbeiten, aber nur nicht auf dem Abraum!" Ein anderer sagte wieder: „Dort in der Totengrube wollt ihr arbeiten, wie ich sehe, paßt ihr nicht hin, denn dort arbeiten meist ganz verkommene Menschen!" Das war ein schlechter Trost. Mein Vater und der Havel sagten sich aber: „Na, wegen drei oder vier Wochen werden wir nicht umkommen, nach Hause gehen können wir auch nicht, mag es nun werden, wie es will."

Schließlich gelangten wir nach langem Gehen und Herumfragen bis zu der umfangreichen Abraumhalde, die an vielen Stellen brannte. Ihre Kohlengase vergifteten die Luft. Mir kam es vor,

als könnte ich plötzlich viel schlechter atmen wie wo anders. Immer so dreißig Schritte auseinander, standen um die Halde herum Holzstangen, auf denen eine Tafel mit einem Totenkopf angebracht war. Als wir frugen, was die Totenköpfe zu bedeuten hätten, hörten wir, daß man nur auf den ausgesteckten Wegen über die Halde gehen dürfe. Wenn jemand wo anders geht, kann es ihm geschehen, daß er einbricht, verbrennt und erstickt, weil die Halde auf vielen Stellen durchgebrannt und hohl ist. Die Totenköpfe auf den Tafeln jagten mir eine große Angst ein, und meine Blicke wollten sich von ihnen gar nicht abwenden. Nach diesen Anzeichen stellte ich mir vor, daß die Arbeit hier gefahrvoll sei. Es dauerte hübsch lange, bevor wir zu der Kantine kamen, wo der Partieführer zu finden sein sollte. Sie stand rechts, nur von Brettern niedrig gebaut. Links stand eine Reihe Baracken, deren Türen meist offen waren, so daß man leicht das Innere besichtigen konnte. Jede hatte Abteilungen, die immer für zwei Mann zum Liegen eingerichtet waren; an der Seite war noch ein Sitzbrett angemacht und oben steckten in der Bretterwand einige Nägel, wohl zum Kleideraufhängen. Hier und da sah man auch etwas Ähnliches, wie Kleidungsstücke hängen, konnte es aber nicht gut erkennen, weil alles sehr schmutzig und zerlumpt aussah.

„Siehe, die Wanzen, die an den Wänden dort herumkriechen," sagte da der Havel zu mir, der sich auch einen Augenblick von meinem Vater getrennt hatte und zu mir hingetreten war, um sich auch die Baracken zu betrachten. „Hier mußt du vorsichtig sein; wenn die Lumpen sehen, daß jemand, der erst herkommt, noch keine Läuse hat, dem blasen sie welche auf die Kleider," warnte er mich. In und um den Baracken lag der Schmutz haufenweise. Vor jeder Türe sah man Reste von Speisen, Heringsköpfen, Kartoffelschalen, in jedem Winkel halbverfaulte Lumpen, aus denen Uringestank aufstieg, wenn man näher kam. Von den Abraumbrüdern, die in ihren Abteilungen hockten oder in der Kantine aus und ein gingen, hatte keiner ein ordentliches Kleidungsstück auf dem Leibe. Barfuß, die Füße schwarz wie Braunkohle, mit zerrissenem Hemd oder gar ganz ohne Hemd, weil das einzige soeben gewaschen wurde: also sah man sie herumlaufen. Und es war doch Sonntag früh. Diese Kerle sahen noch viel schlechter aus wie die auf der Eisenbahn in Seltsch

und Kaznov. Ich trat nun an die Kantinentüre, um mir auch hier das Innere zu betrachten und meine Neugierde zu stillen. Wohl war mir eine solche Kantine nichts Neues mehr, aber hier schien mir das Bild viel gräßlicher als alles, was ich bis jetzt gesehen hatte. Da kam aber auch schon der Partieführer. Mein Vater und der Havel gingen sofort auf ihn zu. Und da eilte ich von der Türe ihnen nach, denn ich wollte Zeuge von dem sein, was da gesprochen wurde. Auch war ich neugierig, was wir eigentlich hier würden machen sollen.

Als wir zu dem Partieführer hingingen, kam auch noch ein Abraumbruder von der andern Seite, mit unsicherem Schritt, demütig den Hut unter den Arm drückend, mit bittender Miene zu ihm und stieß mit zitternder Stimme aus sich heraus: „Ich / bitte, untertänigst, lieber Herr Partieführer / um einen Gulden Blech." Dabei machte er ein so tiefes Kompliment, daß wir uns wunderten, daß er nicht gleich auf die Knie gefallen war. Der Partieführer, ein noch jüngerer Mann, sah den Bittenden scharf und verächtlich an und entgegnete: „Sie, Wondratschek, ich sage es Ihnen heute noch einmal, daß Sie sich einschränken müssen. Gestern war Auszahlung und Sie sind noch in Rest geblieben, und nun verlangen Sie schon wieder einen Gulden Blech, wo soll das hinführen?" „Aber gnädiger Herr, sind Sie nicht so hartherzig, was soll ich heute essen?" erneute er seine Bitte in noch demütigerer Stellung. „Na, ich will Ihnen den Gulden geben, kaufen Sie sich aber mehr zum Essen, wie Schnaps, hören Sie?" entschied der Partieführer und gab dem Wondratschek, wie er ihn nannte, den Gulden Blech. „He / he / he, gnädiger Herr, das ist doch uns guten Seelen der einzige Lebenstrost. Sie sind doch gut!" sagte der schwarze Kerl, machte noch ein tiefes Kompliment, drehte sich lachend und schnell um, und stürzte in eiligen Sätzen nach der Kantine. Seine Kollegen, die dem Auftritt von weitem zugesehen hatten, brachen in stürmisches Lachen aus; wohl darüber, daß er seine Sache so gut vertreten hatte und nun wie ein Hirsch gesprungen kam. Wir lachten auch, und auch der Partieführer lachte ein wenig.

Wir wurden nun angenommen und an den Figuranten Láska gewiesen, bei dem wir uns Montag früh melden sollten; dort sollten wir alles Weitere erfahren. Nun handelte es sich für uns noch

 um ein Logis. Als wir uns deshalb in die Stadt wenden wollten, kam drüben über die Abraumhalde ein langer Mann in weißer Hose und rot verbrämter Bluse. An den Füßen hatte er Lederpantoffel und seinen Kopf bedeckte eine Mütze mit einer Rosette. Nach dieser Kleidung hätte man fast vermutet, daß er ein pensionierter Polizist war, kein Arbeiter, der er doch wie wir war. Wie er von der Halde herunterkam, ging ihm schon so ein Abraumbruder entgegen: „Ei, ei, guten Morgen, Herr Wachmann, auch schon ausgeschlafen!" rief er ihm zu und nahm die Stellung eines Militärs ein, salutierte und machte ein sehr höhnisches Gesicht dabei. Der Ankommende tat so, als ginge ihn das nichts an und schritt direkt auf uns zu. „Tschechen, Tschechen?" frug er tschechisch. „Ja!" bekam er von meinem Vater und Havel die Antwort.

„Na, das freut mich," fuhr er weiter, „daß ich wieder einmal ein paar anständige Menschen hier zu sehen bekomme, mit denen man wenigstens vernünftig sprechen kann!" Er frug uns weiter, wo wir herkämen, ob wir hier auf dem Abraum zu arbeiten gedächten, besprach die Arbeits-, Lebens- und Wohnungsverhältnisse, bis er auch auf die Lebensweise der Abraumaken, wie er sie nannte, kam. Wie verkommen, liederlich und unsittlich sie wären. So etwas hätte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Dann erzählte er noch, daß er in Prag als Polizist angestellt gewesen und wegen eines kleinen Versehens abgesetzt worden war. In Prag wollte er, weil er sich darüber schämte, keine Arbeit annehmen und ging deshalb außerhalb Prags Arbeit suchen, fand aber nichts; erst hier in Dux auf dem Abraum. Seine Frau kam dann mit den nötigsten Möbeln und zwei Kindern nach. Sie hätten gehofft, daß von dem Verdienst etwas übrigblieb, um sich die Wohnung wieder richtig auszustatten. Aber ihre Hoffnung hätte sich nicht erfüllt. Einen Zahltag langte es immer weniger wie den andern; ein Stück nach dem andern mußte verkauft und das gelöste Geld dafür zum Leben zugesetzt werden. „Und nun stehe ich da, wie Sie mich sehen, das was ich anhabe, ist mein Bestes und die Stube ist leer!" sagte er zum Schluß und machte ein sehr trauriges Gesicht. Die Tränen standen ihm in den Augen. In seinem weiteren Erzählen wurde er von dem Manne ohne Hemd unterbrochen, der mit einer Flasche in der Hand von der Kantine herüberkam, ein paar Schritte vor uns stehen blieb

und dem ehemaligen Polizisten zurief: „Prost, Herr Wachmann!" Er hob die Flasche in die Höhe und setzte dann zum Trinken an.

Währenddem kamen noch mehr Abraumer heran. „Na, Herr Wachmann!" fuhr der Hemdenlose weiter: „Nicht wahr, in Prag war es besser wie hier, was? Ja, ja, Bettler arretieren ist nicht so schwer, wie hier die Karre ziehen! Ich möchte nur gerne wissen, warum sie dich nicht mehr brauchen konnten. Gewiß hast du dich auch bestechen lassen oder taugte deine Alte nichts für die Vorgesetzten?"

„Bravo, bravo!" riefen die andern und klatschten mit den Händen.

„Na, in Prag da hättest du nicht so frech mit ihm reden dürfen, da hätte er dir deine Brotkäue verflucht herumgedreht," fügte ein zweiter hinzu.

Und der dritte: „Wegen so einem Lumpen bekam ich zwei Monate aufgebrannt; die habe ich seit der Zeit im Magen."

So ging das weiter, bis mein Vater einen Schritt zu ihnen vortrat und ihnen zurief: „Laßt doch den Menschen gehen, er tut euch ja nichts!"

„I, du Bauerntölpel, du willst noch so einen Lumpen, wegen dem vielleicht viele Menschen unschuldig eingesperrt wurden, verteidigen. Uns brauchst du nicht zu belehren, dazu bist du zu albern!" schrie der ohne Hemd aus voller Kehle und rückte immer näher zu uns.

„Haue ihm ein paar herunter, dem Dorftappsch!" brüllte ein anderer hinter ihm her.

Jetzt fing es an kritisch zu werden. Aus der Kantine kamen auch noch die übrigen Abraumaken heran, die ja sicher auch nicht höflicher waren und ihren Kollegen wohl zu helfen bereit waren.

Mich erfaßte eine Todesangst und ich war sehr froh, wie der Mann in der Bluse sich umdrehte und zum Fortgehen winkte. Er nahm die Richtung, wo wir hergekommen waren, sonst hätten wir an den Krawallierenden vorbeigehen müssen. Wir waren schon ein hübsches Stück Weges fort, aber hörten immer noch das Geschimpfe der schwarzen, zerlumpten und längst nicht mehr nüchternen Kerle.

Auf dem weiteren Wege, bevor wir noch in die Stadt gekommen waren, beschlossen der Polizist, der Wanek hieß, mit Havel und dem Vater, daß wir bei ihm logieren sollten. Er sagte aber gleich

 offen, daß wir uns um die Strohsäcke zum Schlafen und um Kost selbst kümmern müßten, und daß er nur eine Vergütung zu der Miete haben wolle, die alle vierzehn Tage vom Lohn abgezogen werden sollte. So geschah es auch. Wir gingen mit, fort durch die Stadt, bis auf eine Straße, von der der Mann sagte, daß sie nach Osseg führe. Auf der gingen wir eine längere Weile. Links an der Straße erschienen uns dann sechs sehr lange, niedrige Häuser. „Dort wohne ich, in der zweiten Reihe!" sagte der Mann und wies mit der Hand hin. Wir kamen bis an die Häuser heran, aber da zeigte sich gleich draußen, vor den Fenstern und Türen, die größte Unordnung; Schmutz lag überall wo man hinschaute. Die ersten Reihen an der Straße waren für die Leute, die auf dem Abraum arbeiteten.

Eine jede Reihe zählte zwölf nicht gar große, viereckige Stuben, mit einem Fenster nach der Haustürenseite zu. Zu je zwei Stuben führte eine Haustüre. Vor einer jeden lagen Haufen von Asche und Ruß, zerschlagene Topfscherben, Kartoffelschalen und anderes bunt herum. Zwischen den Häusern war immer ein ziemlich geräumiger Platz, auf dem allerhand Unkraut wuchs. Die Kinder, die hin und her liefen, waren ebenfalls schmutzig, barfuß und sehr dürftig gekleidet; so auch die Frauen und Männer. Als wir in die Wohnung des ehemaligen Prager Polizisten traten, bot diese ein trauriges Bild der Not und des Elends. Da sah man keinen Stuhl, Tisch oder sonstige Möbel. Ein kleines Fußbänkel stand vor dem Kochofen, links an der Wand ein großer Stein, weiter von ihm mehrere aufgeschichtete Ziegelstücken, auf denen ein altes Stück Brett lag und als Sitzbank diente, dann noch einige Töpfe und Töpfchen / und das war die ganze Einrichtung dieser Wohnung. In der rechten Zimmerecke nach dem Fenster zu, lag ein breiter, aber sehr dünner und schmutziger Strohsack, auf dem bei unserm Eintritt sich ein kleines ungefähr drei Jahre altes Mädchen mit ihrem etwa acht Jahre alten Bruder herumwälzten, der, wie er uns erblickte, aufsprang und uns sehr artig grüßte. Die Frau war mittelgroß, korpulent, mit freundlichem Blick und schwarzem Haar. Kinder und Frau waren sehr einfach, ja dürftig gekleidet. Sie nahm uns aber liebenswürdig auf. Ihr Mann sagte nun: „Hier, Anna, bringe ich ein paar Landsleute, die auch arm sind und denen es

109 nicht besser geht wie uns, ins Logis." „Gott, mit Freuden, aber wo sollen sie sich hinlegen, wenn / wenn wir selbst nur das hier haben?" antwortete sie verlegen und zeigte verschämt auf den Strohsack in der Ecke hin.

Auf dem Ab-
raum in Dur

„Beruhige dich, arme Leute wissen, was Not ist; sie werden sich selbst ein Lager besorgen." Dabei wandte er sich nach links, zeigte mit der Hand nach der linken Ecke des Zimmers und fuhr weiter: „Wenn Sie also wollen, hier haben Sie Platz genug!"

Der Havel und mein Vater nahmen ihre Bündel von der Achsel, lehnten sie an die Wand und setzten sich darauf, um nach dem langen Gehen auszuruhen. Ich setzte mich auf den Fußboden. Nach einer Weile ließ sich die Frau in einen Diskurs ein, frug, wo wir her kämen und her wären und ob wir auch auf dem Abraum arbeiten wollten. Als wir ihre Fragen beantwortet, fuhr sie sich mit der Hand über ihr Gesicht und meinte mit einem tiefen Seufzer: „Ach Gott! Das ist das letzte hier!" Und dann erzählte sie von ihrer Zeit in Prag. Welche gute Küche sie geführt, die ihr sogar die Vorgesetzten lobten, wenn sie einmal von dem Essen kosteten, das sie ihrem Mann gewöhnlich brachte. Da hätten sie mehrere schöne Kleider zum Wechseln gehabt. Vieles kostete gar nichts, denn die Leute brachten es ihnen bis ins Haus. „Und die schön eingerichtete Wohnung!" bemerkte sie mit lauter Stimme, faltete die Hände und richtete ihren Blick nach der Zimmerdecke zu. Dann fuhr sie in klagendem Ton weiter: „Aber hier? Ach, hier kann man sich nicht einmal richtig satt essen, und alles, was wir noch hatten, mußten wir für ein paar Kreuzer verkaufen. Zum Anziehen haben wir auch nichts mehr. Was aus uns noch werden wird, weiß ich nicht. Wohl auch solche verkommene Menschen, wie dort auf dem Abraum sind." So jammerte sie noch eine lange Weile, bis sie von ihrem Manne unterbrochen wurde. Er hatte sich jetzt erst erinnert, daß er aus der Kantine Brot mitbringen sollte. Weil er aber uns traf, und die Lumpen ihm wieder keine Ruhe gaben, hatte er es dann vergessen. Er meinte, daß es der Adolf, sein Junge, noch holen könnte. Mein Vater sagte ihm darauf, daß er nicht gut täte, wenn er überhaupt solchen Leuten, die ja nichts anderes wie Landstreicher wären, sein Schicksal und seine Vergangenheit erzähle. Denn diese Sorte von Menschen

hätten mit Polizisten und Gerichten viel zu tun und wenn sie dann einmal jemanden von daher unter sich bekämen, an dem ließen sie dann ihre Wut aus. Die Kerle wären ja immer unschuldig. Würden sie eingesperrt, so wären nur die Wachleute daran schuld; wenn die nicht wären, würde ihnen nichts geschehen. Dann wandte sich der Vater zu mir und sagte, daß ich gleich mitgehen könnte, um Brot, Salz und für zwanzig Kreuzer Fett mitzubringen und gab mir einen Gulden. Der Adolf stand auch schon mit ausgestreckter Hand vor seinem Vater, der in die Hosentasche langte und mehrere Blechmarken herausbrachte. „Abraumgeld!" sagte er lächelnd zu meinem Vater, gab dem Jungen einige dieser Marken und wir rückten ab. Ich ging mit Adolf bis in die Kantine. Dort ging es eben sehr lustig zu. Der Gesang, den man da hörte, war freilich nur ein heiseres Gebrüll, wie in einer Menagerie. Einige „Brüder" lagen seitwärts der Kantine auf dem Rasen und schliefen; einer von ihnen hatte sich erbrochen und wälzte sich in dem Unrat herum. Wir ließen uns das Brot geben und rückten sofort wieder ab. Denn die Kerle hatten mir schon vormittags gehörige Angst eingetrieben. Auf dem Rückwege kaufte ich in der Stadt das, was ich bringen sollte. Unterwegs erzählte mir der Junge, wie schön es in Prag gewesen wäre, und wie er dort auch zur Schule gegangen wäre. Er sprach auch besser nach der Schrift wie ich. Ich frug ihn, warum sie nicht in Prag geblieben wären, und warum sein Vater die Polizistenstelle aufgegeben. Das wußte er aber nicht und konnte mir deswegen meine Neugierde nicht befriedigen. Und das war doch gerade das, was ich hätte gerne hören wollen. Sein Vater und seine Mutter hatten uns erzählt, daß sie es dorten so gut hatten, hatten aber nichts davon gesagt, warum sie es aufgaben und hierher, wo es schlecht war, kamen. All das wollte mir gar nicht in den Kopf. Und ich bin bis heute darüber im Unklaren geblieben.

Als wir mit unseren Einkäufen nach Hause kamen, frug ich nach dem Havel, der nach längerer Weile nicht zu sehen war. Der Vater gab mir zur Antwort, daß er nach Dux gegangen wäre, um ein paar Reissäcke zu kaufen, damit wir etwas hätten, wo wir uns darauf legen könnten. Weiter sagte er, daß, wenn ich gegessen hätte, ich auf das Stoppelfeld gehen sollte, das hinter den

Häusern läge, wo er sich schon umgesehen hätte. Stroh hätte er keins gesehen, ich müßte deshalb die Stoppeln herausreißen, die Erde abschütteln und hereinbringen. Nach dem Essen ging ich also auf das Stoppelfeld, rupfte die Stoppeln heraus, schüttelte die Erde ab und warf sie auf einen Haufen. Der Adolf war mitgegangen und half mir bei dieser Arbeit. Es dauerte auch gar nicht lange, so brachten wir so viel zusammen, daß ich glaubte, es werde nun zureichen. Diese Arbeit freute mich aber nicht besonders und den Adolf auch nicht. Unsere Hände waren so zerkratzt und zerstochen, daß sie bluteten. Ich schickte nun den Adolf nach Hause, um auszurichten, was wir mit den Stoppeln machen sollten. Er brachte nach einer Weile einen breiten Sack und teilte mir mit, daß wir sie darin nach Hause bringen sollten. Ich mußte viermal gehen, ehe der Haufen weg war; den Sack leerte ich immer in der linken Ecke des Zimmers aus. Der Havel machte die Stoppeln dann breit, schnitt die Säcke, die er aus der Stadt brachte, auf, deckte sie darüber und das Nachtlager war fertig. Wie ich mit dieser Arbeit fertig war, ging ich hinaus, mir die Umgebung zu besichtigen, und nahm den Adolf mit.

Wir wohnten in der zweiten Reihe, Zimmer zwei. Von da gingen wir nach dem Ende des langen Hauses, bogen dann um die Ecke des ersten Hauses und gingen an dessen Fensterseite zurück, wobei ich immer durch das Fenster jedes Zimmers blickte. Aber ich sah in den meisten keine Möbel. Nur in drei Zimmern war etwas davon zu sehen, aber auch nur sehr wenig. Ich frug den Adolf, ob alle Leute hier so arm wären wie seine Eltern. Worauf er mir antwortete, daß er acht Wochen hier wäre und in vielen Wohnungen mit Kindern gespielt, aber nirgends viel, oft gar nichts von Möbeln gesehen hätte. Wir gingen dann rechts bei unserer Wohnung vorbei, nach der vierten, fünften und sechsten Reihe zu, die schon ganz nahe an dem niedrigen Gebüsch standen. In diesen drei letzten Reihen bot sich mir ein anderes Bild. Nach den Mützen, die die Männer auf den Köpfen trugen, urteilte ich, daß sie Bergleute waren.

Und alle diese Leute liefen nicht barfuß herum, sahen nicht so schmutzig, zerlumpt und verwildert aus, wie die in den ersten drei Reihen an der Straße. Alle, die da vor ihren Wohnungen auf

den Bänken saßen oder herumgingen, ob Männer oder Frauen und auch Kinder, waren anständig gekleidet, sonntagsmäßig. Vor jedem Hause war ein hübsch eingerichtetes Gärtchen mit schönen Blumen. In vielen stand auch eine Gartenlaube. Einige hatten vor ihren Wohnungen keinen Garten, sondern einen kleinen Stall von Brettern, wo sich eine Ziege oder Schwein befand. Fast an allen Fenstern der Wohnungen hingen Gardinen; danach urteilte ich, daß diese Leute auch die nötigen Möbel hatten. Überall war mehr Reinlichkeit zu sehen. Ich frug einen Jungen, der sich uns anschloß und ungefähr so alt wie ich war, wie das käme, daß es in den ersten Häusern so schlecht aussehe, und es hier die Leute so schön hätten. Er konnte mir aber keine andere Auskunft geben wie die, daß diese Häuser einer andern Gesellschaft gehörten, und die ersten drei für die Abraumleute wären. Näheres erfuhr ich nicht.

Es war noch Tag, als wir schon unser neues Nachtlager aufsuchten; und es wurde, bevor wir einschliefen, noch verschiedenes besprochen. Mein Vater frug den Wanek, ob man auch anderswo als in der Kantine kaufen könne, wenn man bares Geld hätte. Aber Wanek sagte, das ginge nicht; da verdiente man gar nichts und würde schließlich entlassen. Auch von den Stangen mit den Totenköpfen um die Halde herum wurde noch geredet. Wanek erzählte, daß, wenn sich die Abraumbrüder abends nach der Arbeit in der Kantine vollgesoffen haben, sie sich in die Baracken verkriechen. Aber dort wird ihnen, weil sie nichts zum Zudecken haben, in der Nacht oft kalt. Dann rennen sie hinauf auf die Halde, suchen die brennenden Stellen, legen sich unweit des Feuers hin und schlafen ein. Ist ihnen von hinten noch kalt, so schieben sie sich immer näher zum Feuer, atmen dann die Kohlengase ein, und früh findet man dann öfter solch einen Kerl tot auf. Was sie sich noch weiter erzählt haben, weiß ich aber nicht; denn ich war bald eingeschlafen. Früh, als wir aufstanden, taten mir sehr die Hüften weh, weil sich die Stoppeln auseinander geschoben hatten und ich auf den Dielen gelegen hatte. Auch der Vater und Havel klagten auf dem Wege zur Arbeitsstätte, daß sie schlecht ausgeruht hätten.

Als wir uns dem Abraum näherten, hörten wir jemanden schimpfen. Als wir an den Rand kamen, stand der Mann da, den mein Vater gestern um Arbeit gefragt, schrie und schimpfte: „Ihr

113 Gesindel, ich werde euch lehren, zu spät in die Arbeit zu kommen. Strafen werde ich euch! Dort kommt noch so ein Tier, langsam wie ein Bär gekrochen.“ Wir schlüpften schnell einer nach dem andern über die Stufen in der Lehmwand hinunter in die Tiefe und fragten dort nach dem Figuranten Láska. Den Mann oben aber, der der Partieführer sein sollte, hörte man noch lange schimpfen. Aber niemand gab ihm Antwort und jeder tat so, als wenn er es nicht hörte. Der Láska schrieb, nachdem wir uns ihm vorgestellt hatten, unsere Namen in sein Buch, führte uns zu einer zweiräderigen Karre mit einer Deichsel, an der vorn ein rundes Querholz zum bessern Ziehen angebracht war. Auf der Achse befand sich ein größerer Kasten mit einer ausziehbaren Schütze. Dann brachte er zwei Zugbänder, die Leute da nannten sie Kummet, gab meinem Vater und Havel jedem eins davon, mit dem Bemerken, daß sie ihm dafür haften müßten. Die hängten nun die Kummete an die Haken, die sich vorne neben der Deichsel an den Kasten links und rechts befanden, warfen sie sich über die Achseln, zogen an, ich schob nach und fort ging es mit der vollen Karre auf die „Planie“, die sich dort befand, wo die Kohlen schon herausgefördert waren und wohin es schon ein hübsches Stück Wegs war. Der Weg machte einen Bogen um eine Tiefe herum, in der die abgedeckten Kohlen losgemacht, in Hunde geladen und weiter gefördert wurden. Ich beobachtete, daß die Männer unten mit den Hunden immer in einen Tunnel hineinfuhren. Auf der Planie angekommen, wurde von uns umgelenkt, ich zog die Schütze heraus, die Deichsel wurde losgelassen, die Karre kippte, man zog sie ein bißchen vor, und stellte sie nun geleert wieder aufrecht. Die Schütze wurde dann wieder hereingesteckt und schon ging es zurück in schnellem Schritt. Zurückgekehrt in die „Figur“, stand schon wieder eine andere vollgeladene Karre da, denn das Laden verrichteten wieder andre Männer und Frauen. So wie wir es bei der ersten Karre gemacht hatten, so machten wir es bei der zweiten, dritten, den ganzen Tag über, bis abends sechs Uhr. Von unsrer „Figur“ fuhren fünf Partien aus. Hinter den anderen Karren aber haben Frauen und Mädchen geschoben.

Auf dem Abraum in Dur

Auf unserm Wege fuhren auch noch die Partien aus den Nebenfiguren links und rechts von uns; überall war tiefer Staub, so daß,

 wenn wir Schieber und Fahrer einen Schritt machten, sich eine
Wolke in die Höhe hob; auch von den Rädern der Karren wurden solche Staubwolken aufgewühlt. Und darum sah es auf diesem Wege den ganzen Tag aus, als läge über ihm ein dichter Nebel. Wenn man einen Tag lang in diesem Qualm gearbeitet hatte, da fühlte man es abends auf der Brust brennen, und spuckte den Staub stückweise heraus. In den Füßen aber zuckte es, weil die Haut von dem heißen Staub förmlich verbrannt war. Die Glieder taten alle weh, denn das Fahren ging den ganzen Tag im Trab.

Die Karren sausten hin und her, dabei wurde geflucht, geschimpft und auch mit den Fäusten gedroht. Die vorderen Fahrer fuhren den hinteren zu langsam, diese fingen an, gegen sie los zu brüllen und anzutreiben: „Hei / vorwärts / schneller, ihr faulen Hunde! Na, die Kerle sind faul wie die Schweine, die sollten in unserer Figur sein, denen wollten wir arbeiten lehren!" brüllte einer mit spöttischem Lachen und zog neben seinen Fahrkollegen keuchend die Karre, wobei er sich krampfhaft mit den Beinen stemmte und den Oberkörper über das Querholz der Deichsel mühevoll bog. „Die Kerle werden faul wie die Hunde, wenn die Sonne scheint! Ihr solltet nur bei unserem Figuranten sein, der würde euch schon dort hintreiben, wo ihr hergekommen seid!" schrie ein anderer gegen uns und so ging das fort.

Die mit dem leeren Karren zurückfuhren, wichen dem oder jenem manchmal zu wenig aus, und da gab es gleich wieder Wortwechsel: „Na, du blindes Vieh, siehst du nicht, wo du fährst, soll ich dir deine Blinzer mit der Faust auswischen?" „Das kannst du versuchen, du Rindvieh, aber da bringe dir erst einen Sack für deine Knochen mit. Du hättest am längsten gelebt, wenn du mich anrührst!" Den ganzen Tag hörte man nichts anderes wie Gefluche, gröbste Beleidigungen, gemeinste und ekelhafteste Ausdrücke, nur kein ruhiges und vernünftiges Wort. Dabei schindet sich einer mehr wie der andere, sein Schweiß regnet förmlich von der Stirn, läuft den Körper herunter und durchnäßt Hemd und Hose.

Ich war ja schon an ähnliches gewöhnt, es überraschte mich also nicht zu sehr, was ich da hörte und sah. Aber manches war mir doch zu viel. Denn so tief mitten drin in solchem Getriebe war ich ja doch noch nicht gewesen. Namentlich über geschlechtliche

 Dinge flogen die ekelhaftesten Ausdrücke hin und her. Die halbnackten, schmutzigen, schwarzen, struppig und versoffen aussehenden Kerle wühlten richtig darinnen herum; je gemeiner und ekelhafter es zuging, desto besser war es, desto mehr gab es ihnen Spaß. Was nur das Gehirn eines jeden ersinnen konnte, das wurde zum besten gegeben während der Arbeit wie während der Pausen. Ich will nur einiges in glätterer Form davon hier zum besten geben: „Anna, war gestern der Kater in der Röhre, / wie vielmal hast du gestern . . . . . .?" rief einer einem vorbeifahrenden, etwa zwanzigjährigen Mädchen, einer Schieberin, zu. „Na, das mag gestern zugegangen sein in dem Gebüsch, da hätte ich nicht dabei sein sollen, schlecht wäre mir wohl geworden," rief ein zweiter und die andern lachten. Und ein dritter fügte noch hinzu: „Na, das mag an dem . . . . . . gelaufen sein, zeige uns dein Hemde!" „Was geht euch das an, ihr Schweine. Ihr dummen Luder, ich kann doch machen, was ich will," antwortete diese. „Anna, Sonntag gehen wir miteinander, was?" meldete sich wieder einer. Der aber bekam zur Antwort: „Dich könnte ich gebrauchen, du Bam, kannst ja nicht einmal unter die Leute gehen, hast ja nichts Gescheites auf dem Leibe." Stürmisches Gelächter erscholl: „Bravo, bravo / die hat dir's hineingesagt!" Und so hörte man auf jeder neuen Tour etwas Neues. Nur wenn ein Vorgesetzter kam, trat eine Pause ein, aber danach ging es gleich von neuem los.

In unserer Figur arbeitete auch eine etwa vierzig Jahre alte Frau, sie schob, wie ich, hinten die Karre; die hatte den Mund auf dem rechten Flecke. „Mit der Rosa kommt niemand auf," hieß es, und es war auch wahr. Sie blieb niemandem die Antwort schuldig und machte alles mit, was zum Lachen war. Als wir wieder einmal nach der Planie mit der Karre fuhren, da fuhr auch die Rosa mit ihrer Partie vor uns her. Mitten des Weges kamen uns zwei echte Abraumbrüder mit leerer Karre entgegengefahren. Der eine hatte eine Schürze aus einem alten Sacke so umgebunden, daß es aussah, als hätte er einen Weiberrock an. Sein Hemde war ganz zerrissen, ein Ärmel fehlte beinahe ganz. Warum er die große Schürze um hatte, wußte ich da noch nicht, habe es aber bald erfahren. Da nun sprang die Rosa von ihrer Karre weg, zu dem mit der Schürze hin, und rief: „Johann, es muß bald Mittag sein, ich

möchte Mittag läuten." Damit schob sie die vordere Schürze schnell auf die Seite und erfaßte ihn bei seinem Glied. „Bim, baum, bim, baum, bim, baum", rief sie immer dazu. Alles blieb stehen, denn niemand konnte vor Lachen weiterfahren. Hatte der Kerl seine Hosen so zerrissen, daß er dastand, wie er geboren war. Und nun noch das Geläute dazu. Nun wußte ich, warum der die große Schürze trug. Die Rosa wurde für ihr Kunststück von allen Seiten gelobt. „Na, ich kann es gut, was?" sagte sie und drehte sich fragenden Blickes nach allen Seiten hin.

Wenn es Zeit zur Pause war, so gab der Partieführer mit seiner Pfeife das Zeichen zum Aufhören der Arbeit. Jeder ließ dann sofort seine Karre stehen, die Schaufel fallen, stürzte zum Figuranten, um sich Blechmarken geben zu lassen und dann ging es im Laufschritt in die Kantine. So taten wir schließlich auch. Früh um halb neun Uhr, zum Frühstück, ließen wir uns gewöhnlich jeder einen Kaffee und zwei Zöpfchen geben. Er wurde uns in einem tönernen braunen Töpfchen hingelangt, war kalt und schmeckte sehr wenig nach Kaffeebohnen. Für die sieben Kreuzer, die er kostete, war er viel zu teuer. Was sollten wir aber machen? Anderswo hingehen konnten wir nicht; es war überall hin viel zu weit. Dann schimpfte der Havel, daß das nur Jauche und kein Kaffee wäre. Neben uns stand oft einer, der seinem Aussehen nach auch erst ein Anfänger war; auch der schimpfte, der Kaffee schmecke miserabel und der Schnaps wäre wie Wasser. Zu Mittag ging es noch lebhafter zu. Da war der Andrang zu dem Fenster, wo Speisen, Bier und Schnaps ausgegeben wurden, besonders groß. Es gab meist Gemüse ohne Fleisch, auf einem größeren, tönernen Teller, und kostete zwanzig Kreuzer, ein Glas Bier dazu neun Kreuzer. Manche ließen sich das warme Mittagessen geben, andere wieder Wurst mit Brot oder Semmel. Manche tranken Bier, andere ließen sich noch ihre Flasche mit Schnaps füllen. Mit richtigem Gelde zahlen sah man niemandem, alle hatten nur Blechmarken. In der Nähe vor dem Fenster standen die intimsten Brüder zu zwei, drei und vier beisammen und sprachen alles mögliche durcheinander; es summste, wie in einem Bienenstock. Die einen prahlten: „Kruzifix, heute haben wir schon viel Hunde gemacht, wenn das so fortgeht, da gibt es eine Auszahlung wie noch nie!" Andere wollten noch mehr ge=

schafft und verdient haben, und brüllte der eine immer mehr wie der andere. „Du dummer Hund, Affengesicht du, willst mehr wie ich schaffen, du mit deinen Beinen, die wie ein paar Spazierstöcke aussehen?" „Gehe weg, du Rindvieh, sonst muß ich dir eine schmieren!" „Na, weißt du," fing der andere wieder an, „ich habe den Feldzug sechsundsechzig mitgemacht, und da willst du mich erniedrigen? Wär's jemand anders, als du, den würde ich etwas Hartes fühlen lassen." „Na, na, nicht so aufgebracht sein, verstehst wohl gar keinen Spaß? Lasse das lieber sein und trinke mal. Hier, prost! Wir sind doch die gute Banda!" beruhigte ihn ein anderer, und die Umstehenden lachten. Andere wieder foppten einander wegen ihres gestrigen Rausches. „Grüß dich Gott, Joseph! Na, warst du aber gestern besoffen, wie ein Schwein, daß du gar nicht gehen konntest!" „Und du Schweinskopf warst nicht nüchtern!" hörte man die Antwort. Solche und noch gröbere und gemeinere Titulationen und Ausdrücke flogen hin und her. Der Lärm wurde mitunter so groß, daß man bei dem Ausgabefenster laut schreien mußte, wenn man etwas verlangte. Wir, ich und mein Vater, haben am ersten Mittag jeder eine Leberwurst gegessen, die ich holte, und tranken noch ein Glas Bier dazu. Das Brot brachten wir uns von zu Hause mit. Wir saßen auf der Bank vor der Kantine, von wo aus ich mir dann noch einmal das Innere der Baracken der echten Abraumbrüder betrachtete. Die Sonne brannte an diesem ersten Tage sehr. Da sagte der Vater, wir möchten lieber in die Figur gehen und uns hinter der Lehmwand in den Schatten setzen, bis die Arbeit wieder los ginge.

Die Figur war ungefähr vier bis fünf Meter hoch und bestand aus Lehm und anderem Erdreich. Gleich unter der Sohle war schon die Kohlendecke. Die Kohlenwand konnte wohl ungefähr sieben bis acht Meter hoch sein. Die obere Lehmschicht wurde also von den Kohlen abgedeckt und dafür die Löcher, wo die Kohlen ausgeraubt waren, damit ausgefüllt. Das war unsere Arbeit. Und das hießen die Leute da Abraum oder auch Tagbau.

Hinter uns kamen nach dem Essen auch die andern Arbeiter und Arbeiterinnen, einer nach dem andern an. Das Sticheln und Foppen begann von neuem. Und die schlimmsten Ausdrücke wurden wieder angewendet. Rosa und Anna waren auch schon da. Gelegentlich

machte sich einer von den Abraumaken an sie, kitzelte sie, griff ihr da- und dorthin. Sie wich zurück, haute mit den Händen um sich und schrie: „Gehen Sie weg, Sie! Sie dummes Schwein!" Einer aber, den sie immer Franz nannten, drang der Anna spottend nach: „Na / gestern wirst du wohl nicht so schüchtern getan haben. Halte nur, ich will nur sehen, ob nicht was mit dir losgeworden ist." Je mehr er auf sie drängte, desto mehr schimpfte sie und spie ihm sogar ins Gesicht. Aber er machte sich nicht viel daraus, ging ihr immer nach, machte dabei ein sehr verliebtes Gesicht. „He, he, he! Du meinst das ja nicht so, wie du tust. Nicht wahr, wenn es finster wäre, da würdest du schon ruhig sein?" Sie wich rückwärts immer weiter, bis sie über einen Lehmklumpen stolperte und fiel. Die Gelegenheit benutzte er nun, sprang hin, mit den Händen ihre Arme fassend, legte sich auf sie und fing an, den Beischlaf zu markieren. Sie schrie wieder, spie ihm wieder ins Gesicht, bemühte sich, ihn von sich herunterzuwälzen. Aber es half ihr nichts, er führte sein Kunststück durch. Von allen Seiten, sogar aus den Nachbarfiguren, erscholl nun freudiges Händeklatschen. „Bravo, bravo, Franz, das war ein Meisterstück!" Ich aber schämte mich vor meinem Vater, daß ich so etwas vor ihm mit ansehen mußte, verkroch mich zwischen die großen Lehmstücken und tat, als sehe ich nichts von dem allen.

Dann machte sich noch einer, der Vinzenz hieß, und in diesen Künsten auch nicht zurückbleiben wollte, an eine andere jüngere, die sie Fanny nannten. Die aber war von anderer Art, sprach nicht viel und hatte nicht so ein loses Maul wie die anderen Frauen und Mädchen. Bei der hatte der Vinzenz kein solches Glück, wie sein Kollege bei der Anna. Sie fuhr ihn sehr grob und abschlägig an. „Schauen Sie, daß Sie wegkommen, Sie dummes Luder! Denken Sie, daß ich ein Freimensch bin, die sich von Ihnen herumbalgen läßt? Wenn Sie mir keine Ruhe geben, gehe ich sofort zum Partieführer, verstehen Sie!" Mit dieser kräftigen Abwehr kaufte sie ihm den Mut so ab, daß er die Hände zurückzog und von ihr zurücktrat. Aber die andern lachten ihn aus, daß er ein Feigling wäre. Das machte ihn wütend. „Du verfluchte Blindschleiche, hier willst du die Heilige spielen, aber in der Nacht im Gebüsch bei den Kolonien, da kann jeder mit dir machen, was er will. Wenn es nicht

hier wäre, ich gäbe dir ein paar Hiebe auf deine Schnauze, daß dich der Teufel holen tät, du Canaille!" Es war gut, daß da die Pfeife des Partieführers ertönte.

Das war meine erste Mittagspause. Und ich kann sagen, daß ich in den zwei Wochen, die wir hier arbeiteten, den einen wie den anderen Tag nicht viel anderes gesehen und gehört habe, als was ich an diesem ersten Tage erlebte. Und das, was ich hier erzähle, ist nur ein kleiner Bruchteil davon, was ich in Wirklichkeit erlebte. Etwas Vernünftigeres konnte man nur von den neu Eingetretenen hören. Ein jeder von denen war auch sogleich an der Kleidung zu erkennen, ebenso an seinem Benehmen. Deshalb hielten solche Leute hier auch nicht lange aus. Sie wurden von den Abraumbrüdern stets nur Bauerntölpel, Bauerntrampel und dergleichen genannt. Wegen ihrer Zurückgezogenheit und ihrer mäßigen Lebensweise mußten sie sich bei jeder Gelegenheit, die sich den Brüdern bot, von ihnen verhöhnen und verspotten lassen, was sie natürlich nach kurzer Zeit satt kriegten. Das Arbeiten und Leben unter diesem Gesindel war ebenso unerträglich, wie die Behandlung und Löhnung durch die Herrn, wenn diese merkten, daß sie nicht allen Verdienst in der Kantine verzehrten. Bei den meisten blieb es nur bei einer acht- oder vierzehntägigen Anwesenheit. Immer gingen welche fort, andere kamen dafür an. Alle aber wurden eigentlich nur als Aushilfspersonal benutzt, wenn die echten Lumpenproletarier nicht zureichten, die Lieblinge! So ging der Wechsel ewig fort. „Es ist wie ein Taubenschlag!" hörte man von den Leuten sagen.

Die Echten waren das Stammpersonal. Sie plagten und schanden sich wie Tiere und beschimpften jeden, der nicht so mittat. Am liebsten taten sie so, wenn es ein Vorgesetzter sah und hören konnte. Damit dachten sie sich bei dem Herrn einen guten Namen einzulegen. In ihrer Redeweise hieß es „Einkratzen". Denn so brutal und gemein sie anderen Arbeitern und Arbeiterinnen gegenüber und untereinander waren, so schmeichelhaft und untertänig zeigten sie sich gegen ihre Vorgesetzten und Unternehmer. Beinahe wie die Hunde, auf allen Vieren, krochen sie hin, wenn einer von ihnen erschien, oder wenn sie etwas von ihnen verlangten. „Küsse die Hand, guten Morgen wünsche ich! Bitte untertänigst, gnädiger

Herr!" In der Kantine: „Gnädiges Fräulein oder Frau!" anders hörte man sie nicht sprechen; dabei machten sie ein höchst ehrfurchtsvolles Gesicht, wie ein Sklave vor seinem Herrn. Dabei waren sie in der Kantine mit allem zufrieden. Alles schmeckte ihnen, nichts war ihnen zu teuer oder zu wenig. Der ganze Lohn, den sie verdienten, blieb gleich in den Händen des Unternehmers, der Kantinenbesitzer und Partieführer zugleich war. Ja, der Lohn reichte bei vielen noch nicht, sie blieben noch in Schuld und Rest. Auf diese Art bekamen die Unglücklichen nie einen baren Kreuzer in die Hand. Das, was sie sich mit hergebracht hatten, wurde heruntergelumpt, neues konnte nicht gekauft werden, höchstens, wenn es schon gar zu schlimm war, und sie sich mit Mühe von dem Herrn etwas herausbettelten. Schließlich konnten sie ja doch nicht ganz nackt arbeiten und da warf man ihnen dann ein paar Kreuzer hin, damit sie sich ein Hemd oder eine Hose kaufen konnten. Aus diesem Grunde konnten sich die armen Sklaven, wie sie sagten, auch nicht „rühren", sie mußten bleiben, konnten so zerlumpt, ohne Geld, nicht fort. Ein Gendarm hätte sie beim ersten Begegnen arretiert, als Strolche dem Gericht übergeben. Dennoch bildeten auch sie, trotz ihrer großen Armut, zwei Klassen. Die in den Baracken waren alle noch ledig, ob jung oder alt; und waren mit allem, was sie zum Leben brauchten, auf die Kantine angewiesen. Die Leute, die hinter Dux an der Osseger Straße in der „Kolonie" wohnten, hatten zwar meistens gar keine Möbel oder doch nicht viel, sie waren aber doch verheiratet und führten ein Familienleben. Sie gingen nicht so zerlumpt, wenn auch nur ärmlich angezogen, konnten sich noch selbst etwas zum Essen kochen, und sind so doch ein bißchen besser und billiger weggekommen als die Barackenbewohner.

Als am ersten Tag abends, es war wohl sieben Uhr, die Arbeit aufgehört hatte, gingen wir nach Hause in die Kolonie. Unterwegs holten wir unseren Logisherrn ein; es wurde schon dunkel. Und in der Stadt trafen wir auf dem Marktplatz unverhofft einen Bekannten aus unserem Orte. Es war der Franz Mrhal, der bei seinem Vater die Schuhmacherei gelernt hatte, dann auf die Wanderschaft ging und in Dux Arbeit fand. Nachdem er erfuhr, was wir hier machten, und daß wir bald wieder nach Hause wollten, bat er uns, seinen Eltern einen Gruß auszurichten. Dann

121 gingen wir weiter. Unterwegs kauften wir noch etwas zum Abendessen. Mit dem Wanek ging's nur langsam vorwärts; es war ihm ein Stück Kohle auf den Fuß gefallen. Als wir nach Hause kamen, wuschen wir uns einer nach dem anderen bei der Wasserpumpe, ohne Seife; einer pumpte immer und der andere wusch sich. So ging es, bis alle fertig waren. Unser Logisherr besaß kein Waschbecken. Nachdem gegessen war, legten wir uns lang auf unser Lager, denn wir waren sehr müde, besonders ich. Denn bei dem Karrenschieben mußte ich mich mit Händen und Füßen stemmen, und so tat mir alles, Hände, Beine und der Rücken weh. Auch der Kopf tat mir von der brennenden Sonne weh; auf der Brust brannte es mir wie Feuer, der Hals war wie verstopft, beim Ausspucken kam ganz schwarzer Schleim heraus. An diesem Abend wurde nur das Nötigste gesprochen; Wanek klagte über Schmerzen im Fuße und hatte deshalb auch nicht viel Lust zum Gespräch. Wie aber die Frau und Kinder aufhörten, in der Stube herumzugehen und sich auch niederlegten, da fingen die Grillen an zu konzertieren: „Fiep, fiep, fiep!" Sie steckten unter dem Fußboden, ihre Stimmen tönten aus allen Ecken und Winkeln. Nach einer Weile, als wir das Gefiepe satt hatten, klopfte der eine oder der andere mit der Faust auf die Dielen; es wurde zwar ruhig, aber nach einer Weile ging es wieder los. Es wurde wieder geklopft und so ging das fort, bis wir doch einschliefen. Der Wanek sagte, daß die Grillen mit dem Gras und den Stoppeln, mit denen hier die meisten Strohsäcke gefüllt wären, hereingebracht worden wären. Sie wären in allen Wohnungen. Früh am Morgen, als wir aufstanden, waren die Grillen dann ruhig; erst abends haben sie uns wieder belästigt und so ging das jeden Abend.

Auf dem Ab-
raum in Dur

Schließlich ging doch die Woche bei der qualvollen Arbeit zu Ende und so kam der Sonntag. Am Vormittag mußte ich Verschiedenes besorgen, Brot, Fett usw. aus der Stadt holen. Nach dem Essen ging ich mit dem Adolf noch einmal um das Gebüsch herum, nach der vierten, fünften und sechsten Reihe der besseren Wohnungen hin. Warum es mich gerade dorthin zog, wußte ich damals nicht recht. Ich wunderte mich nur über den Unterschied, den ich zwischen den Leuten und ihrer Einrichtung in den ersten drei Reihen und hier sah. Meine Besichtigung und Verwunderung

dauerte aber nicht lange; sie wurde durch Feuerwehrsignale unterbrochen. Auf der Straße drüben rasselte es schon; die Feuerwehr kam angefahren; wir stürzten nach. Auf der rechten Seite der Straße brannte der Busch. Das Feuer wurde bald gelöscht, die Feuerwehr fuhr wieder ab, und wir gingen nach Hause. In dem Bach, an dem wir vorbei mußten, standen Frauen auf den Steinen, die Röcke bis über die Waden in die Höhe gezogen, und wuschen ihre Wäsche. Gewiß haben sie keine Wanne zu Hause, dachte ich bei mir. Dann gingen wir nach der Stadt. Dort trafen wir ein „Ringelspiel" (Karussell), dessen Besitzer jemanden zum Schieben brauchte. Ich ging und schob bis abends. Die eine Tour mußte ich schieben, die andere durfte ich auf den Pferden reiten. Das war die Belohnung. Verdrossen über meine Müdigkeit vom Schieben, kam ich abends nach Hause. So verbrachte ich diesen Sonntag in Dux.

Den nächsten Tag, Montag früh, gingen wir wieder in unsere Arbeit. Auch da und die folgenden Tage war das Leben auf dem Abraum dasselbe wie in der vorigen Woche. Das Beschimpfen und Beleidigen war wieder an der Tagesordnung. Nicht die geringste Rücksicht auf das Geschlecht und Alter der Mitarbeiter. Auch das Prahlen von der vielgeschafften Arbeit und die Hoffnung auf eine große Auszahlung hörte man stets wieder während den Pausen. Unsere Kost war auch diese Woche nicht anders wie die vorige. Der Reis, die Erbsen, die Kartoffeln mit Schweinsgrieben und anderes, alles ohne Fleisch, war dem Vater für zwanzig Kreuzer zu teuer. Wir kauften uns deshalb früh in der Kantine jeder ein Töpfchen Kaffee, zum zweiten Frühstück für sechs Kreuzer Schnaps oder einen halben Liter Bier gemeinsam und haben dazu das mitgebrachte Brot mit Fett oder ein Stückchen Wurst gegessen. Zu Mittag, Vesper und abends machten wir's ebenso oder ähnlich. So ging das die ganze zweite Woche.

Aber jeden Tag früh, so oft wir zur Arbeit gingen, klagte einer mehr als der andere, daß ihm die Glieder weh täten, weil sich die Stoppeln, auf denen wir lagen, auseinander schoben und wir so auf den bloßen Brettern lagen. Die Grillen belustigten oder ärgerten uns ebenfalls einen Abend wie den andern, solange wir hier logierten.

Am nächsten Samstag sollte die sehr erwartete Lohnzahlung sein. Der Vater und Havel hatten beschlossen, nicht länger hier zu ar-

beiten, wie bis zur Auszahlung. Ich war froh, als ich das hörte, und konnte den Samstag gar nicht erwarten. Schließlich kam dieser ersehnte Tag. Nach der Arbeit, um sechs Uhr abends, ging es zur Auszahlung in der Kantine. Von allen Seiten strömten die Arbeiter und Arbeiterinnen heran. Durcheinander gemischt, Jungen, Mädchen, Männer und Frauen, drängten sie alle sich aneinander. Da wurden in dem Gedränge wieder Griffe an Mädchen und Frauen gemacht, wurde gestichelt, die üblichen Ausdrücke gewechselt und gelacht. Meine Aufmerksamkeit richtete sich nur auf jene, die während der ganzen Zeit immer so sehr prahlten. Ich stellte mich unweit von dem Fenster auf, an dem ausgezahlt werden sollte. Aber was mir sehr auffällig war, war, daß gerade die, welche am meisten geprahlt hatten, jetzt schon vor der Auszahlung viel ruhiger waren oder gar traurige Gesichter machten. Nun öffnete sich das Fenster, hinter ihm erschienen zwei Herren. Der eine hatte eine Liste in der Hand und las daraus vor: „Jarosch!" „Hier!" rief einer und drängte sich vor. „Zweiundsiebzig Kreuzer." Dann kam einer mit achtundachtzig Kreuzern. Die Kerle machten, als sie von dem Fenster kamen, ein sehr saures Gesicht. Der dritte, der aufgerufen wurde, war gar mit fünfundvierzig Kreuzern in Rest. Wie er das hörte, duckte er sich ein bißchen nach dem Fenster, machte ein sehr trübseliges Gesicht und fing an zu betteln: „Aber ich bitte untertänigst, gnädiger Herr, sind Sie gut, geben Sie wenigstens sechzig oder siebzig Kreuzer, ich brauche ein Hemd / zu einem getragenen langt es dann!" Der Herr, der auszahlte, machte eine lächelnde Miene, sah dann den so elend Dastehenden, Bettelnden verächtlich an und warf ihm das Geld hin. Der aber strich das Geld mit der einen Hand von dem Fensterbrett in die andere, drehte sich dann schnell um, machte einige Sätze vorwärts und fing an zu jubeln: „Juch, Geld wie für eine Kuh!" rief er seinen Kollegen freudig zu, das Geld hinzeigend. Dann kam wieder einer mit Rest, der sich aber nicht viel daraus machte und fortging, mit den Worten: „Ach, da lasse ich mir Blech geben, ein Schnäpschen muß heute doch getrunken werden." Dann kamen wieder einige dran, die etwas herauskriegten. Meistens waren es solche, die unten an der Kohlenwand schafften und Akkord hatten.

Ich ging nun meinen Vater suchen, den ich im Speiseraum fand.

Er stand mit Havel am Tisch, wo der Figurant Čáska und seine Frau saßen. Hier erfuhr ich, daß die Leute von Obertage durch den Figuranten das Geld erhalten, bei dem sie arbeiten. Einige hatten es schon erhalten.

Ich hätte wohl gar nicht bemerkt, daß die Frau Čáska weinte, wenn nicht ein Mann neben uns auf sie hingewiesen und gesagt hätte: „Seht, wie sie wieder heult." Als der Vater seinen und meinen Lohn erhalten hatte, gingen wir zur Kantine hinaus. Dann fragte ich ihn, wie viel Lohn wir bekommen hätten: „Ich einen Gulden zehn Kreuzer für den Tag und du sechzig Kreuzer," antwortete er mir nur halblaut. Als Havel uns mit seinem Gelde nachgekommen war, machte er auch ein unzufriedenes Gesicht. Und da fragte er den neben uns stehenden Mann, warum die Frau des Figuranten geweint habe. „Ach, die Sau! Die denkt, sie wird noch verhungern. Jedesmal, wenn Auszahlung ist, weint sie, weil es ihr um das Geld leid tut. Sie möchte alles lieber selbst behalten. Das ist nichts Neues bei der." Damit ging er dann von uns fort. Wir gingen dann nach Hause. Hinter uns kam gleich auch der Wanek. Wie er in die Stube hereintrat, machte er einen tiefen Seufzer: „Ach, ist das ein Elend! Drei Gulden und ein paar Kreuzer. Was sollen wir damit anfangen? Das soll vierzehn Tage reichen," und setzte sich auf das Brett auf den Ziegeln bei der Wand, hielt die Hände in den Schoß und sah traurig vor sich hin. Seine Frau, die bei dem Ofen stand, drehte sich um und schaute ihn stumm an, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer Weile lenkte er seine Blicke zu meinem Vater hin und sagte fragend: „Na, Sie gehen morgen fort?" Der Vater nickte und er fuhr weiter: „Das ist euer Glück; zu holen ist hier nichts, man hat von Woche zu Woche nur immer weniger. O, könnte ich es auch so tun!" Dann fuhr er fort und meinte, die Herren auf dem Abraum, von den Figuranten an, wären wie eine Räuberbande. Die Frau aber nahm das Geld von ihrem Manne, setzte sich auf den Schemel am Ofen und weinte bitterlich. Mir tat die Frau sehr leid. Denn ich verstand ihr Leid; ich hatte schon genug Erfahrung damit zu Hause erworben, wie meiner Mutter und auch mir zumute war, wenn kein oder wenig Geld da war, und wir nichts zu essen hatten. Da weinte meine Mutter auch viele Male.

25 Den nächsten Tag früh stand die Sonne schon hoch, als wir aufstanden. Die Frau kochte diesmal auch für uns den Kaffee. Nach dem Frühstück ging der Vater und Havel in die Stadt, noch etwas zu besorgen; auch mußten sie wohl noch ihre Arbeitsbücher von dem Abraum abholen. Und ich räumte währenddessen die Stoppeln aus der Stube wieder auf das Feld und übergab die zerschnittenen Säcke der Frau, weil mein Vater sagte, daß wir sie nicht mitschleppen wollten. Noch ehe es Mittag war, standen wir reisefertig da und nahmen nun von den Waneksleuten Abschied. Aber es war ein schweres Verabschieden. Die Frau brach in lautes Weinen aus, bis ich selbst mit weinte. „Gott, wie glücklich würde ich sein, wenn wir auch so wie ihr aus diesem Jammertal gehen könnten. Heilige Jungfrau Maria, was wird noch aus uns werden? Ihr seid erlöst, aber wir / ach, wir Unglücklichen! Gott lenke uns auch in ein besseres Schicksal!" so jammerte sie, weinte laut und schlug dabei immer ihre Hände zusammen. Das kleine Mädchen, das die Bedeutung von alledem nicht verstand, sah ihre Mutter ängstlich an, hängte sich an ihre Röcke und weinte auch. Auch ihr Mann, der ganz nahe zu uns getreten war, sah sehr niedergeschlagen und traurig aus. Adolf aber schaute dem allen von der Seite stumm zu; er war sehr rot im Gesicht geworden, und wie er mich so traurig ansah, wurde ich gewahr, daß auch ihm die Tränen in den Augen standen. Nachdem der Vater und Havel jedem der Kinder noch ein paar Kreuzer gegeben, reichten wir jedem einzelnen die Hand und traten zu der Tür hinaus. Die Frau begleitete uns, immer noch weinend, bis vor die Haustüre und schüttelte uns dort noch einmal unsere Hände. Ihr Mann und Adolf aber gingen gar mit bis nach Dux; dort erst sind wir auseinander gegangen. Auf dem Abraum in Dux

Wir schritten durch die Bahnhofstraße, an der Zuckerfabrik vorbei, gegen Brüx zu. Ich aber trug mir viele und neue Lebenserfahrungen von Dux mit nach Hause. Als ich einmal, ungefähr nach zwanzig Jahren, wieder nach Dux kam, erinnerte ich mich wieder an das alles, was ich hier erlebt hatte und suchte auch nach der Stelle des Abraumes, wo wir geschwitzt hatten. Aber ich fand nichts mehr als durchgebrannte Halde.

Jenen Sonntag aber sind wir über Brüx noch bis nach Saaz gegangen. Abends um halb zehn Uhr langten wir dort an. Dort

war es meinen Leuten zum Übernachten zu teuer und es hieß: „Wir gehen noch bis nach Holletitz." Wie wir aber da ankamen, hieß es wieder: „Na, wir haben ja nicht mehr weit bis nach Hause, noch vier Stunden, wir gehen langsam fort." Ich erschrak, wie ich das hörte. Jetzt in der Nacht durch den Wald, von dem ich so viel Schreckliches hörte! Ach, wenn sie doch lieber übernachten wollten! Aber es ging weiter.

Als wir dann am Rand des Waldes hinter Holletitz anlangten, setzten wir uns auf den Rasen hin. Da schlug es auf dem Kirchturm elf Uhr. Der Vater und Havel schliefen bald. Nur ich konnte nicht einschlafen. Wenn ein Blatt vom Baum herunterfiel oder sich sonst etwas rührte, spitzte ich die Ohren, lauschte, ob nicht schon ein Räuber über uns käme; denn überall wo ich nur hinsah, ahnte ich solche. Dann ging es weiter. Aber mitten im Walde ruhten wir wieder aus. Dann aber nicht mehr bis am Ende. Ich habe jene Nacht kein Auge zugemacht, immer plagte mich die Angst und die Furcht. Nach der letzten Rast ging es gegen den Ort Kounov zu. Es wurde schon grau. Links an der Straße, unweit vom Walde, stand eine Kapelle, vor ihr ein Schiebbock, aus dem Innern hörte man eine weinende Stimme. Was sollte das bedeuten? Aber meine Führer eilten schnell vorüber.

Wieder in der Zuckerfabrik

Nach unserer Heimkehr ging der Vater wieder nach Rakonitz in die Fabrik, und ich mit der Mutter auf das Rübenfeld nach Knezowes. Währenddessen aber erkundigte ich mich, wann das Einschreiben der Arbeiter für die nächste Zuckerkampagne stattfände. Das Einschreiben, das schon der neue Zuckermeister mit seinem Assistenten leitete, fand eines Sonntags vormittags statt. Zuerst wurden die Namen der Arbeiter vorgelesen, die schon in der vorigen Kampagne da gearbeitet hatten. Als mein Name vorgelesen wurde,

Wieder in der Zuckerfabrik

27 teilte mir der Assistent mit, daß ich dieses Jahr zur Rübenschneidmaschine gehen solle, wo ich vierzig Kreuzer Lohn erhalte. Weiter wurde uns gesagt, daß die Kampagne nächsten Montag über acht Tage beginne; ein jeder solle da auf seinem Posten, zu dem er eingeschrieben worden sei, erscheinen.

Wie der Tag gekommen war, ging ich auf meinen Posten. Die Schneidmaschine bestand aus einer starken eisernen Platte, mit acht vierwinkligen, länglichen Löchern, in die die Messer eingesetzt wurden. Die Messer waren in einem Rahmen eingelegt, mit Schrauben befestigt und sahen genau so aus wie das bei einer Mundharmonika ausgeschittene Holz. Danach sahen dann auch die geschnittenen Schnitzel oder Nudeln so aus. Über den Messern befand sich ein halbrunder Blechkorb, der zwei Öffnungen hatte, die durch Türchen zu verschließen waren. Der andere Halbkreis der Trommel, von woher die Messer eingesetzt wurden, mußte mit einem Blechdeckel verschlossen werden. Von der Schneidmaschine zu dem Rübenaufzug hinauf lag eine breite und tiefe Rinne, in die ein Aufzug die Zuckerrüben von der Waschmaschine heraufbrachte und in Blechtaschen ausschüttete, von wo sie in die Maschine hineinrutschten. Die Arbeit an dieser Maschine war nicht schwer, wenigstens solange die Messer scharf waren und die geförderten Rüben schnitten. Aber wenn sie nach und nach stumpfer wurden, oder wenn gar ein Sack oder Lappen unter den Rüben mit zwischen kam, dann ging's nicht mehr so flott mit dem Zerschneiden; dann wurde Korb und Rinne voll; da mußte ich mit der Holzschippe schieben und stampfen. Und wenn so zu wenig Schnitzel fertig wurden, da bekam ich Grobheiten von allen Seiten, von den Arbeitern, die die Nudeln mit den Wagen von der Schneidmaschine wegholten und in die Diffuseure füllten, von dem Schlosser, der die Messer schärfte, von dem Beamten, der viel Zentner gemacht sehen wollte. Und schließlich, wenn gar mit den Zuckerrüben ein Stein in die Maschine hineinkam, dann brach das Donnerwetter erst recht los. Denn wenn der Stein bis auf die Messer kam, trafen sie in ihrem schnellen Gange an ihn, und es knirschte, krachte und rumpelte dann, daß die ganze Maschine wackelte; von allen Seiten erscholl dann ein Geschimpfe, und ich konnte doch nicht sofort helfen. Denn nun mußte ich erst die Türen an dem Korb aufreißen, die Zuckerrüben

auf den Fußboden herausscharren, zwölf bis fünfzehn Rübenkörbe voll. Dann konnte der Stein herausgeholt und neue Messer eingesetzt werden. Und dann erst konnte es wieder weiter gehen. Darauf aber mußte ich noch den ganzen Haufen Rüben in einem zweihenkligen Korbe über eine fünfzehnstufige Treppe hinauf ganz allein an den Ausschütter schleppen; da war manchmal mein Gesicht von Schweiß und Tränen ganz naß. Wie oft kam es dann vor, daß ich fast mein ganzes trockenes Brot, das ich mir mitgenommen hatte, wieder nach Hause trug. Denn ich hatte so viel Arbeit, daß keine Zeit zum Essen war, und wenn ich dann doch noch mit der Arbeit fertig war, und nur noch auf die Maschine aufpassen durfte, schmeckte mir nichts mehr; ich war zu sehr abgehetzt.

Mein Ablöser war ein Deutscher von Koleschowitz. Er war wohl um ein Jahr älter, aber nicht größer wie ich. Den armen Kerl habe ich oft angetroffen, wenn ich früh oder abends in die Schicht kam, wie er noch weinte. Er hatte sich schon ein paarmal von der Arbeit weggemeldet, aber der Beamte gab ihm keine andere und zu Hause bleiben konnte er nicht, weil sein Vater krank wäre. Ich hätte wohl zu Hause bleiben können, aber da hätte ich eben mit der Harmonika gehen müssen und da nahm ich es lieber mit, wie es kam, und sagte niemandem etwas.

An meinen früheren Posten bei den Pressen trat mein Schulkollege Adolf Pokorny, der auch so alt wie ich war und den ich in die Fabrik einführte. Seine Eltern hatten sich den Sommer über auch so ein Häuschen gebaut wie wir, und brauchten ebenfalls sehr notwendig Geld. Deshalb bat mich seine Mutter, ich solle ihn mitnehmen. Der arme Kerl verunglückte gleich in der ersten Schicht, einer Nachtschicht. Er setzte sich auf die Treppe, schlief ein und stürzte aus einer Höhe von vier Meter herunter auf den Fußboden unter die Pressen. Er lag da wie tot, lange Zeit besinnungslos. Der Adjunkt und ein Mädchen bespritzten ihn aber mit kaltem Wasser, bis er wieder zu sich kam. Dann packten sie ihn in Schaumpreßtücher ein und ließen ihn bis früh einfach liegen. Früh, wie mein Ablöser gekommen war und ich nach Hause gehen konnte, half ich dem armen Kerle aufstehen, nahm ihm unter den Arm und führte ihn nach Hause. Er konnte nur sehr langsam gehen und zitterte am ganzen Leibe. Der Weg nach Hause war nur eine

halbe Stunde lang, aber wir sind gewiß gute zwei Stunden gegangen. Obgleich ihm der Fall keinen Schaden getan, lag er über acht Tage im Bett. Ihm hatte das so den Mut genommen, daß er nichts mehr von der Fabrik wissen wollte. Da nahm ich einen anderen Schulkollegen mit, den Nemetschek Karl, der um nicht viel älter war wie ich. Der war ein bißchen geschickter, ihm passierte nichts, und so hatte ich doch einen Genossen, mit dem ich nach und aus der Arbeit gehen konnte.

Der Adjunkt, den ich im Magazin mit der Marie getroffen hatte, war auch noch da, aber er rächte sich nicht an mir und tat so, als wenn gar nichts zwischen uns vorgekommen wäre. Arbeiter und Arbeiterinnen waren, mit kleinen Ausnahmen, wieder dieselben wie im vorigen Jahre.

Nun sah ich erst recht deutlich den großen Unterschied zwischen dem sittlichen Betragen der Arbeiter hier und denen auf dem Abraum. Da hörte man sehr selten so ein Wort wie dort, da waren die Erwachsenen viel rücksichtsvoller gegen die jugendlichen Arbeiter beider Geschlechter. Der neue Zuckermeister war in dieser Beziehung besonders strenge. Sich mit den Mädchen herumzubalgen, mit ihnen zu spaßen, sie zu hetzen und herumzujagen, duldete er nicht. Wenn er einmal so etwas sah, setzte es Strafe. Jeder mußte bei seiner Arbeit stehen und sie, wie es notwendig war, versehen. Er selbst gab sich mit niemandem ab, ob es nun etwas Männliches oder Weibliches war. Trotz seiner Strenge war er aber gegen die Arbeiter höflich. Ich hatte vor diesem Herrn eine große Achtung. Wenn er die Schicht hatte, ging die Arbeit ohne Zank und Streit vor sich. Die Mädchen forderte er oft selbst zum Gesange auf, und da ging es denn recht gemütlich zu. Manches Lied, das ihm gefiel, mußte noch einmal gesungen werden, und manchmal lachte er über die Verse. Auch hielt er viel auf Reinlichkeit. Wir wußten schon, zu welcher Zeit er nachsehen kam. Und da trachtete ich immer, daß alles in Ordnung war. „So gehört sich's, Reinlichkeit ist die halbe Gesundheit!" das waren gewöhnlich seine Worte zu mir, wenn er wieder fortging. Für mich galten diese Worte wie eine Belobung; zugleich lernte ich an ihnen etwas sehr Vernünftiges, was mir die Achtung vor ihm noch mehr steigerte. Nur einmal kam es bei mir vor, daß ich vor seinem Rund-

gange nicht hatte alles unter der Rinne hinter dem Paternosterwerk zusammenräumen können, da schon zweimal ein Stein in die Schneidmaschine hineingekommen war. „Na, was ist das heute?“ fragte er mich ganz höflich. Ich erklärte ihm ohne Furcht die Ursache dessen. „Na, da sehe zu, daß es noch wird!“ und damit ging er fort.

Wenn wir früh oder abends eine viertel oder halbe Stunde zu früh zur Schicht in die Fabrik kamen, warteten wir unten im Maschinenhause, bis es sechs Uhr war. Da standen oder saßen wir denn alle, groß und klein, Mädchen und Frauen, durcheinander. Aber da sah und hörte ich niemals solche ekelhaften Ausdrücke, wie auf dem Abraum. Und wenn sich schon manchmal jemand fand, der ein unpassendes Wort fahren ließ, da wurde er gleich von den anderen ermahnt: „Na / langsam, es sind Barfüßige da!“ und so war es gleich alle mit solch einem Diskurs.

Als wir mehrere Wochen gearbeitet hatten und uns eines Samstags abends, wie üblich, den Lohn im Kontor holen wollten, gab's keinen. Der Kassierer sagte uns, daß wir erst Montag abends kommen sollten. Darüber erschrak ich sehr; denn die Mutter hatte wieder einmal kein Geld mehr zu Hause und wartete auf die paar Kreuzer, die ich nach Hause brächte. Als ich auf den Hof trat, murrten und schimpften auch die anderen. „Wenn wir kein Geld bekommen, haben wir nichts zu leben, wie sollen wir da arbeiten?“ So ging das Räsonieren fort, bis wir doch einer nach dem andern auseinander gingen. Dann kam der Montag; jeder eilte abends ins Kontor nach seinem Lohn. „Heute gibt es noch kein Geld, erst Mittwoch,“ sagte wieder der Kassierer. „Was nun machen?“ dachte ich. Ich und die Mutter hatten uns ganz bestimmt darauf verlassen, daß es heute Geld gab; ich hatte mir nicht einmal für die Nachtschicht Brot mitgenommen, weil zu Hause schon keins mehr war. So blieb nichts übrig, als beim Portier zu borgen, der Brot, Semmeln, Schnaps, Tabak verkaufte. Er borgte mir auch Brot für zehn Kreuzer. Mir war geholfen. Was aber würde die Mutter sagen, wenn ich wieder kein Geld brächte und sie doch alle zu Hause essen wollten? Das machte mir Kummer. Und was ich ahnte, das kam auch. Sie redete mir sofort zu, daß es unter solchen Verhältnissen doch besser wäre, mit der Harmonika zu gehen. Aber davon wollte ich nichts wissen.

Wieder in der Zuckerfabrik

Schließlich kam der Mittwoch. Jeder, und auch ich, eilte hoffnungsvoll hin. Ja, heute gab es Geld. Ach, war ich froh. Dann war bald auch der Samstag heran und da hieß es wieder so wie das vorige Mal: „Montag oder Mittwoch“. Auch Montag und Mittwoch gab es dann wieder kein Geld, sondern erst Samstag. Nun standen schon zwei Wochen Lohn.

Als ich dann am Samstag abends Lohn holte und zum Kontor, das vorne bei dem Haupttor war, kam, standen schon viele Arbeiter wartend da. Einer aber schaute zwischen Vorhänge und Fensterwand ins Innere und ich hörte ihn leise sagen: „Der Herr Graf sitzt drin.“ „Na, da können wir heute warten. So lange der drin sitzt, zahlen die nicht aus,“ sagte einer daneben, aber auch nicht sehr laut. „Sie haben Angst, daß er erfährt, wie viel sie uns Arbeitern wirklich zahlen. Gewiß schreiben sie in die Lohnlisten mehr“, meinte ein dritter. Bis doch ein Mutiger erklärte: „Ach was, kommt! Was geht uns das an, holen wir uns unser Geld.“

Alles drängte herein. Der Graf war da und saß rechts auf dem Stuhl. Aber wir standen wohl schon eine halbe Stunde drin, da suchten der Kassierer mit den anderen zwei Herren noch immer in den Listen und Büchern herum. Wir wußten immer noch nicht, ob wir Geld bekämen oder nicht. Endlich nahm das peinliche Warten ein Ende. Der Graf erhob sich, wandte sich nach der Türe und die Beamten wünschten ihm ehrerbietig gute Nacht. Nachdem er eine Weile hinaus war, begann auch wirklich das Auszahlen, aber nicht für beide stehenden Wochen, sondern nur für die erste; die andere blieb wieder weiter stehen. Als auch ich mein bißchen Geld hatte, ging ich mit meinem Kollegen Nemetschek nach Hause. Vor der Fabrik holten wir einige Männer ein, unter ihnen den alten Patzelt, den ich gut kannte und der noch von dem Kalk ganz weiß war, weil er bei dem Kalkofen arbeitete. Sie erzählten sich auch von der jetzigen Unordnung in der Lohnauszahlung.

Aber das unregelmäßige Auszahlen dauerte so fort, bis die Weihnachtswoche herankam. Da standen uns schon für drei Wochen Lohn aus. Dazu blieb diese Woche der Betrieb wegen der Feiertage und des Reinigens auch noch stillstehen. Und trotzdem bekamen wir nur für eine Woche Lohn ausgezahlt. Das war eine schöne Bescherung zu den Weihnachtsfeiertagen. So blieb auch mir

in diesen Feiertagen nichts weiter übrig, als die Harmonika zu nehmen und in die nächsten Dörfer spielen zu gehen, sonst hätte es in unseren Magen schlecht ausgesehen. Nach den Feiertagen begann die Arbeit in der Fabrik von neuem. Aber nur ungefähr drei Wochen. Dann blieb die Sache wieder stehen. Und nun hatten wir schon für vier Wochen Lohn zu fordern. Trotzdem gab es kein Geld. Warum, wußte niemand zu sagen. Nur allerlei Vermutungen wurden laut.

Wir gingen nun jeden Tag früh in die Fabrik, wegen unserm Lohn. Den ersten Tag hieß es: „Bis morgen", den zweiten Tag auch so. Als wir den dritten Tag wieder gekommen waren und so drei Stunden lang hin und her traten, berieten schließlich die Männer untereinander, was zu tun sei. Jeder klagte, daß er Geld brauche und wollte ohne solches nicht wieder nach Hause gehen. „Heute müssen sie uns Geld geben, wenn nicht im Guten, dann versuchen wir es im Bösen!" ertönte eine laute Stimme aus dem Munde des größten Mannes, der mitten unter den anderen stand. „Los jetzt, klein und groß zusammen, hinter zu der Direktion!" kommandierten nun auch die übrigen, schwenkten mit ihren Stöcken in der Luft, umzingelten uns, und schrien: „Wer nicht geht, der kriegt ein paar mit dem Stock." „Vorwärts, marsch!" kommandierte noch einmal der große Mann; er stand schon an der Spitze des Zuges und fing auch nach dem Kommando gleich auszuschreiten. Wir folgten ihm alle nach; denn wir mußten, niemand konnte zurückbleiben, weil einige Männer hinter uns und auf den Seiten schritten, ihre Stöcke wie die Säbel hielten und jedem drohten. Und also marschierte alles um das Fabrikgebäude herum, dem Hause zu, das auf der anderen Seite, hinter der Fabrik stand, in dem unten die Kontore waren und oben der Direktor mit den übrigen Beamten wohnte.

Uns jungen Leuten machte dieser Marsch viel Spaß. Wir marschierten gehorsam wie die Soldaten, zogen die Hälse, überblickten den gelungenen Zug und lachten. Manche bemühten sich sogar, recht ihre Brust vorzudrücken und mit gestreckten Beinen strammen Schritt zu machen. Als wir vor das Haus hinkamen, trat uns ein Herr aus der Haustür entgegen und frug, was wir wollten. „Mit dem Herrn Direktor sprechen. Geld wollen wir!" erscholl es aus vielen Kehlen. Der Herr drehte sich um und verschwand in der

 Türe. Nach einer kurzen Weile kam er wieder, teilte uns mit, daß
wir vor ins Lohnkontor gehen sollen, es käme gleich jemand nach, Geld auszuzahlen. Der ganze Zug bewegte sich nun wieder zurück. Jeder gab seine Freude kund, daß das so gewirkt habe. Vor dem Lohnkontor wurde haltgemacht und gewartet.

Nach längerer Weile kam der Kassierer, der mit dem linken Bein sehr hinkte, und noch ein junger Herr. Sie schlossen die Türe bei dem Kontor auf, traten herein und wir drangen gewaltig nach, jeder wollte der erste sein. Na, ich habe mich dieses Mal dazugehalten, ich war wohl der dritte oder vierte, der hineinstürzte. Denn wir brauchten sehr notwendig Geld zu Hause, und ich wollte auch schnell, wenn ich es bekommen, damit nach Hause laufen. Das Auszahlen begann. Ich meldete mich zu allererst, kam aber als zweiter. „Zwei Gulden und sechzig Kreuzer." Das war ja wieder nur für eine Woche! Dennoch traute ich mir nicht zu sagen, daß ich noch mehr zu bekommen hätte; aber ich wartete bei der Türe, ob ein anderer fragen würde. Niemand tat's. Nun ging ich hinaus und hoffte hier etwas mehr zu erfahren. Bald kam auch der große Mann heraus, mit seinem Gelde in der Hand und fluchte auch. „Mehr gibt es nicht heute." Wie ungefähr ihre dreißig ausgezahlt waren, drängten sich alle aus dem Kontor heraus: „Wir haben noch kein Geld, der Kassierer sagte, er müßte erst wechseln gehen." Eine Kutsche fuhr von hinten heran, hielt bei der Kontortüre. Der Kassierer stieg ein, dann fuhr sie zum Tore hinaus. Ich lief nach Hause. Abends teilte mir der Kollege Nemetschek mit, daß er und alle andern bis nachmittags gewartet, aber kein Kassierer sei zurückgekehrt. Ich war nun froh, daß ich wenigstens etwas Geld erhalten.

Nun natürlich blieb mir wieder weiter nichts übrig, als so lange die Arbeit in der Fabrik ruhte, mit der Harmonika spielen zu gehen. Mein Bruder Albert mußte aber alle Tage wegen dem Gelde in die Fabrik laufen. Endlich, noch bevor die Fabrik wieder in Gang gesetzt wurde, hatten wir alles rückständige Geld ausgezahlt bekommen. Und dann ging die Kampagne weiter und dauerte dieses Jahr, wohl wegen des öfteren Stehenbleibens, länger wie andere Male. Ich weiß wenigstens, daß wir uns in der Fabrik noch in den April schickten. Und mein Vater war auch längst von Rakonitz zu Hause, als ich immer noch in die Fabrik ging.

Die zweite Reise nach Sachsen

Als auch bei mir die Arbeit in der Zuckerfabrik zu Ende war, blieb ich zu Hause und ruhte ein bißchen aus. Aber der Plan, was wir den heurigen Sommer machen würden, war schon fertig: nach Sachsen gehen und in der Ziegelei, in der wir im vorigen Jahre arbeiteten, wieder anfragen, oder wenn da nichts wäre, anderwärts uns umsehen! Die Reise wurde auf nach Ostern angesetzt. Wir warteten, bis die Feiertage kamen, um dann abzurücken. Auch war mein Vater der Meinung, daß wir gar kein Geld mitnehmen brauchten. Er wollte unsere Sachen alleine tragen und ich sollte die Harmonika mitnehmen und auf dem Wege spielen; so könnten wir uns durchschleppen ohne Geld; wenn es etwas länger dauern täte, das mache ja nichts. „Uns liegt ja nichts daran, ob wir ein, zwei Tage später hinkommen." Als Ostern vorbei war, machten wir uns gleich am Dienstag auf den Weg, und ich machte es eben so, wie es der Vater meinte. In jedem Dorfe oder Städtchen, das wir auf dem Wege trafen, spielte ich mein Spiel; er aber ging weiter, setzte sich in den Straßengraben und wartete, bis ich nachkam. Ich spielte überall, wo ich hoffte, daß ich da Geld bekomme. Auch ging ich in ein Bauerhaus, wenn wir Brot brauchten. Und so machte ich es den ganzen Weg, der vier Tage dauerte. Wir reisten über Saaz, Brüx, Oberleutensdorf, Bienenmühle auf Mulda zu. Den ersten Tag übernachteten wir im nächsten Dorfe hinter Saaz, den zweiten im nächsten Dorfe vor Brüx und den dritten Tag in Schönbach hinter Oberleutensdorf. Schönbach liegt schon ganz am Fuße des hohen Erzgebirges. Früh, als wir den hohen Berg hinaufstiegen, stand die Sonne schon hoch. Auf steilem Fußwege ging es immer höher. Von dem schweren Steigen und der Sonnenwärme schwitzten wir sehr. Hinter uns nahm das Geräusch der Wagen und Eisenbahnen immer mehr ab; nur hin

und wieder wurde noch ein Pfiff einer Lokomotive hörbar. Dafür sangen die Vögel ihre angeborenen Lieder, als wenn sie uns Fremde begrüßen wollten. Als wir die höchste Spitze des Berges erreicht, blieb der Vater stehen, drehte sich nach der Richtung hin, von wo wir gekommen waren und sagte mit bedrückter Stimme zu mir: „Von hier können wir noch einmal einen Blick auf unser Vaterland werfen.“ Nach seiner Stimme kam es mir vor, als wenn es ihn zum Weinen nötigte. Dann legte er seinen Sack weg und setzte sich auf den Rasen, und ich folgte seinem Beispiel. Er legte seine Stirne in die Handteller, stützte die Ellbogen auf die Knie, und blieb lange Zeit so sitzen. Auch mir wurde recht bange. Ich sah in das Land hin, wo unsere Heimat sein könnte, dachte daran, wie sehr die Geschwister und die Mutter geweint hatten, als wir von ihnen Abschied genommen hatten. Je länger ich darüber nachdachte, desto schwerer wurde mir mein Herz. „Was mag wohl der Vater haben? Er sitzt so traurig und ernst da?“ so fragte ich mich im stillen. So saßen wir lange, aber keiner sprach ein Wort. Bis sich der Vater doch rührte und aufrichtete. Aber was sah ich da? Tränen! Große Tränen rollten aus seinen Augen in das Gras, er zog ein Taschentuch heraus und wischte sie sich ab. Wie ich das bemerkte, konnte ich mich auch nicht mehr halten und weinte auch. So saßen wir noch ungefähr eine viertel Stunde da. Dann erhob sich endlich der Vater, hockte seinen Sack auf, ich die Harmonika, und wir traten ohne ein Wort den weiten Weg an. Hundert Schritte weiter und hinter uns war nichts mehr wie eine Wand von Bäumen.

Schon weiter herab im Walde trafen wir auf ein Hegerhaus. Dort ging ich auch hin spielen. Die Frau und die Kinder sprangen aus dem Zimmer heraus, horchten mir zu und lachten, denn sie freuten sich über meine Musik. Ich aber spielte wohl fünf Stücke und bekam zwanzig Pfennige dafür. Und noch weiter im Walde trafen wir ein Försterhaus; auch in dieses ging ich hinein, zu spielen. Als ich in das Tor hereintrat, bellten mich große Hunde von allen Seiten an; bald wäre ich umgekehrt. Denn die Bestien jagten mir große Angst ein. Aber da kam eine Frau heraus, befahl den Hunden, ruhig zu sein und hieß mich hereinkommen. Auch hier kamen einige Kinder herausgesprungen, als sie mich spielen hörten und

tanzten im Vorhause. Und hier erhielt ich ebenfalls zwanzig Pfennige. So eine Belohnung war ich gar nicht gewöhnt. Als ich wieder zum Vater kam und meine Verwunderung darüber aussprach, sagte er, daß hier wohl selten jemand mit einem Musikinstrument einkehre und deshalb die gute Belohnung, wenn einer kommt. Von da ging's dann weiter, über Berg und Tal, immer durch den Wald nach Rosental zu. Von Schönbach bis nach dorthin trafen wir keine einzige Straße, nur Waldwege, Fußsteige und so fort bis nach Rosental. Denn das sollte der kürzeste Weg von Brüx nach Bienenmühle sein. Der Vater sagte, daß den Weg der alte Seemann gefunden hätte, und wunderte sich, daß ihm das möglich gewesen, weil er auch kurzsichtig war. Noch vielleicht eine Stunde vor Rosental fing es an zu regnen und zu schneien. Als wir aber nach Rosental kamen, ließ es allmählich wieder nach. Auch dort packte ich meine Harmonika aus und ging wieder von Haus zu Haus spielen. Der Vater aber wartete einstweilen, kurz vor der Grenze, in einem Gasthause auf mich. Dieses Mal mußte er aber lange warten. Denn überall, wo ich spielte, habe ich Geld bekommen, fünfzehn bis fünfundzwanzig Pfennige in einem Hause, und da kriegte ich immer mehr Mut. Als ich alle Häuser vor der Grenze abgespielt hatte, holte ich den Vater ein. Aber auch in dem Gasthause mußte ich spielen. Dort waren einige Fuhrleute und andere Gäste, und jeder gab mir ein Fünfpfennigstück oder einen Groschen. Der Gastwirt aber brachte uns jeden ein Stückchen Wurst, Brot und ein Glas Bier. Nachdem wir das gegessen hatten, empfahlen wir uns und gingen weiter, über die Grenze. Dort standen auch noch Häuser, ob sie auch noch zu Rosental gehörten, weiß ich nicht mehr. Als wir mehrere Schritte hinter der Grenze waren, kam uns ein uniformierter Mann nachgelaufen und rief: „Hej, hej! Wohin? Kommen Sie zurück!" Wir kehrten um. Sie frugen uns, von wo wir kämen und wohin wir wollten. Als ihnen der Vater die Fragen beantwortet, machte der eine (ob das ein Soldat oder sonst was war, wußte ich nicht) einen hohen, schmalen Kasten auf, der nach der einen Seite ein Loch hatte, hieß zuerst den Vater sich hineinstellen, zündete etwas auf einem Teller an und machte die Türe zu. Ich sah nur noch des Vaters Kopf, den er durch das Loch hinaushielt, wobei er stark hustete. Ich schaute

 dem allen sehr erstaunt zu und konnte gar nicht begreifen, was sie da mit uns machten und weshalb. Danach mußte auch ich in den Kasten, hustete aber nicht, weil nicht viel Dunst mehr drin war; auch ließen sie mich nicht so lange drin, wie den Vater. Dann konnten wir weiter gehen. Ich frug den Vater, was das wohl zu bedeuten habe, und er antwortete, daß es wohl wegen der Viehseuche wäre, die in Böhmen herrsche. „Na, wir sind doch keine Viecher!" dachte ich, sagte aber nichts und ging stillschweigend weiter. Hinter der Grenze machte ich's so wie zuvor, ging in die Häuser und spielte. Überall Geld! In einem einzigen Hause gaben sie mir einen Groschen, ein Stück Brot mit Fett und noch eine Tüte voll Käsekeulchen in Leinöl gebacken. Das war im letzten Hause am Walde, von wo ich dann dem Vater nachging, der wieder hinter dem Dorfe auf mich wartete. Ich übergab ihm das Geld, er zählte alles noch einmal nach und sagte, es wären über drei Mark, was ich so verdient. Und nun ging's über den Berg, durch den Wald nach Bienenmühle hinein. Dort nahm ich wieder eins der Häuser nach dem andern mit, bis zum Bahnhofe. An diesem einen Tage habe ich mehr verdient, wie die ersten drei Tage in Böhmen zusammengenommen. Auf dem Bahnhof zählte der Vater noch einmal das ganze Geld und nickte zufrieden mit dem Kopfe: „Na, siehst du, da haben wir noch ein paar Mark bares Geld, wenn wir an Ort und Stelle kommen." Nun warteten wir, bis der Zug nach Mulda abging. Mit dem fuhren wir.

Als wir nach Radeck in die Ziegelei kamen, war es schon Abend. Der Meister und die Großmutter empfingen uns freundlich. In längerem Gespräch sagte aber der Meister, daß heuer nicht viel Ziegel gemacht werden können, da noch viel Vorrat vom vorigen Jahr hier stände, und rückte schließlich mit der für uns traurigen Mitteilung heraus, daß er uns also heuer deshalb nicht aufnehmen und beschäftigen könne. Die heutige Nacht und auch vielleicht die nächste könnten wir aber hier schlafen, da habe er nichts dagegen.

Nach dieser Mitteilung wurde uns schlecht zumute. Oben auf dem Dachboden, wo wir uns von Stroh ein Nachtlager machten und darauf niedergelegt hatten, berieten wir nun, was jetzt zu machen sei.

„Zurückkehren, nach Hause gehen? / Aber was sollen wir da? Es gibt ja keine Arbeit dorten. Und anderwärts Arbeit suchen, die

auch für dich paßt, wird schwer zu finden sein," so überlegte der Vater, und ich horchte ratlos zu, bis wir ohne einen bestimmten Beschluß gefaßt zu haben, eingeschlafen sind.

Den anderen Tag kam uns der Meister selbst mit einem Plan entgegen. „Wenn Sie wollen," sagte er zu meinem Vater, „dann kann der Wenzel hier bleiben, zum Ziegel wegtragen, und Sie allein finden eher anderwärts Arbeit." Der Vorschlag des Meisters gefiel meinem Vater, aber mir nicht. Es wurde nun von neuem unter uns beraten, ich zeigte aber große Unlust, allein hier zu bleiben. Aber ich wußte natürlich auch nicht, was sonst Besseres anzufangen sei. Nach längerem Hin- und Herspekulieren entschloß sich der Vater zur Heimkehr. Jeder nahm sein Gepäck, er seinen Sack, ich meine Harmonika, wir verabschiedeten uns und begaben uns auf den Heimweg. Aber unser Gang war nun ein sehr langsamer, nur Schritt für Schritt ging es vorwärts, als wenn wir an den Haaren zurückgehalten würden.

Nach längerem Schweigen begann der Vater von neuem in seinen Erwägungen, daß, wenn wir nach Hause kommen, wir wieder anderwärts Arbeit suchen gehen müssen und es doch besser wäre, wenn ich einstweilen in der Ziegelei bliebe. Er könnte allein leichter Arbeit finden, vielleicht auch solche, bei der er auch mich unterbringen und später abholen könnte. Ich sah das alles ein. Eins wie das andere war für uns schwer. In dieser sorgen- und kummervollen Situation legten wir ungefähr eine Stunde Wegs zurück. Wir setzten uns bei einer Straßenkreuzung in den Graben unter einen Wegweiser. Der Vater öffnete den Sack, suchte etwas darin, wandte sich forschend nach mir zu: „Wo hast du dein Jackett? In der Ziegelei vergessen?" Noch einmal wurden von allen Seiten Betrachtungen gemacht, kreuz und quer erwogen, was am besten zu tun wäre. Der Vorschlag des Meisters wurde schließlich von uns beiden gutgeheißen und seine Durchführung beschlossen. Wir kehrten in die Ziegelei zurück. Der Meister war mit unserm Entschluß zufrieden.

Den andern Tag früh, es war ein Sonntag und schön sonnig, nach dem Frühstück, packte der Vater meine Sachen aus, band seinen Sack wieder zu, hängte ihn über die Achsel und nahm von Meister und Großmutter Abschied. Ich aber sah ihm traurig, schweren

 Herzens zu. Nun ging er fort, wohin wußte ich nicht, er wußte es wohl selbst nicht. Wie ein paar Stumme, jeder mit seinen Gedanken, so traten wir aus dem Hause. Denn ich wollte ihn noch ein Stück Weges begleiten. Wir schritten über das Bahngeleis, über die Brücke des Flusses Mulda, auf die Straße, gegen Lichtenberg zu. Keiner von uns sprach ein Wort; wir sahen einander nicht an; beide schritten wir gesenkten Kopfes nebeneinander der Straße zu. Erst als wir die Brücke überschritten, und auf der Straße waren, sah mich der Vater traurig an, und fing gleich laut an zu weinen, und ich auch. So gingen wir ein großes Stück Wegs, und konnten uns nicht trennen. Keiner machte sich bereit, Abschied zu nehmen. Als sich dann doch unsere Wehmut etwas legte, wir uns ein wenig beruhigten, waren wir schon nahe bei Lichtenberg. Da sagte mit zitternder Stimme der Vater zu mir: „Ich weiß noch eine Ziegelei in Berthelsdorf, ungefähr eine Stunde von hier, wo ich auch im vorigen Jahr anfragen war, dort gehe ich noch einmal hin fragen, vielleicht kommen wir da an, du kannst bis dorthin mitgehen, zum Zurückgehen hast du noch immer genug Zeit." So geschah es auch. In neuer Hoffnung schritten wir nun vorwärts bis zu der genannten Ziegelei. Der Vater ging hinein anfragen, und ich wartete draußen bei dem Bündel, das er im Straßengraben abgesetzt hatte. Er kam lange nicht wieder, und das steigerte in mir die Hoffnung, daß wir doch vielleicht angenommen würden. Ach, mein einziger Wunsch war ja, daß wir beisammen bleiben könnten. Nach langem Warten sah ich ihn endlich um die Ecke des Gartenzaunes biegen. Als er näher kam, sah ich, daß er lächelte; das weckte in mir erst recht Neugierde; ich konnte es gar nicht erwarten, bis er heran war, und fragte schon von weitem: „Bekommen wir Arbeit?" Er nickte. In diesem Augenblick fiel von mir die ganze Last des Kummers und der Sorgen herunter; ich fühlte mich glücklich, wie neugeboren. Nun gingen wir zusammen noch einmal in die Ziegelei, zum Meister in seine Wohnung, wo auch ich mich vorstellte. Der Meister war ein langer, nicht sehr starker Mann, mit schwarzem Schnurrbart, sein Gesicht zeigte, daß er noch nicht alt war, aber sein Blick war nicht gerade freundlich. Seine Frau, die ein kleines Kind auf den Armen hielt, war schwach und schon etwas kleiner als ihr Mann; auch sie mochte noch nicht alt sein.

Sie sprach mit uns sehr freundlich und schien gutherzig zu sein. Nebst dem kleinen Kinde sah ich noch viere sich in der Stube herumtummeln. Als sie die Harmonika erblickten, gaben sie mir keine Ruhe, ich mußte einige Stücke spielen.

Wegen der Kost, meinte der Meister, daß alles bei ihm zu haben sei, daß wir uns aber verkostieren könnten, wie es uns gefiele. Schlafen müßten wir, wenn wir wollten, auf dem Dachziegelboden. Stroh wäre hier genug, und zwei Pferdedecken könnten wir uns bei dem Ziegeleibesitzer Reichelt in Berthelsdorf holen. Auch meinte er, daß wir nicht gerade auf dem Fußboden liegen müßten, und uns ein Lager von Holzlatten und Brettern zusammennageln könnten. Er ging mit uns hinaus, uns Holz und den Dachboden zu zeigen. Dann führte er uns in den Ziegelschuppen und wies uns auch gleich die zwei Tische und Sümpfe an, wo wir arbeiten sollten. Der Vater suchte sich gleich passendes Holz aus, nagelte ein Bett zusammen, füllte es mit Stroh und deckte ein paar alte Säcke darauf. Dann erhielt er einen Zettel vom Meister, mit dem er zwei Decken aus dem Gut holte. So weit waren wir also nun versorgt. Wie alles fertig war, ging der Vater noch meine Sachen holen, und ich besichtigte mir währenddessen die Umgebung. Daß wir hier aufgenommen wurden, lag daran, daß der Ziegelmeister Leute suchte, die Wasserziegel machen konnten. Zu Wasserziegeln wird nämlich kein Sand oder Asche gebraucht. Sie werden meistens in solchen Gegenden gemacht, wo wenig Sand vorhanden und er darum teuer ist. Die einheimischen Arbeiter oder Ziegelmacher konnten also keine solche Ziegel machen. Wer aber einmal das Sandziegelmachen gewohnt war, dem fiel das Wasserziegelmachen schwer, weil das eine dreckige Arbeit war. Denn wenn man den Ball in die Form hineinhaut, da spritzt einem Wasser und Lehm ins Gesicht und überall hin.

Außer uns waren noch mehr Ziegelstreicher da. Der Walter, der Opitz, der Jünger, der Grüßbach, der Dachziegelmacher Herrmann und hinter uns kamen in derselben Woche noch zwei Brüder Wütner, die Deutschböhmen waren und auch Wasserziegel machen sollten. Eine Zeitlang arbeiteten wir ohne Lehmmacher. Der Vater machte den Lehm selbst fertig, dann die Ziegel davon, und ich trug sie ab. Die Arbeit begann alle Tage früh um vier Uhr

 und dauerte bis acht Uhr oder noch länger abends. Anders machte das der Vater nicht. Die andern Arbeiter fingen gewöhnlich um fünf Uhr früh an und arbeiteten bis sieben Uhr abends. Die einheimischen Arbeiter ließen sich zu dem Wasserziegelmachen nicht bewegen und machten ihre Sandziegel weiter. Der Meister ließ dann später überhaupt von den Wasserziegeln ab und wir machten alle Sandziegel. Dort habe auch ich das Ziegelmachen gelernt und fleißig meine neue Kunst geübt.

Für das Ziegelmachen wurde für tausend Stück Ziegel siebzehn Groschen, für Lehmmachen sechzehn, für Abtragen neun und für das Lehmeinsümpfen sechs Groschen gezahlt. Unsere wöchentliche Kost bestand aus drei sechspfündigen Broten, einem Pfund Butter, früh und mittags Kaffee, zum zweiten Frühstück einen halben Liter Bier oder um sechs Pfennige Schnaps, ebenso zum Vesper. Abends gab's Wassersuppen. Schlafgeld zahlten wir keins. Das Schlimmste hatten wir beim Schlafen zu leiden. Im Frühjahr waren noch die Nächte zu kalt, die Pferdedecken wärmten gar wenig. Trotzdem wir auf sie noch zwei Bund Stroh aufbreiteten und erst dann darunter krochen, schüttelte uns manchmal, daß wir mit den Zähnen klapperten, wenn wir früh aufstanden. Sehr oft, wenn uns auf dem Dachboden recht fror oder es schon vor dem Schlafengehen kalt war, nahmen wir unsere Decken, schleppten Stroh in den Ziegelofen oder ins Schürhaus und schlugen unser Lager dort auf. Der Wind blies den Staub von den Wänden herunter, und wenn wir früh aufstanden, waren Kleider, Gesicht und Hände entweder ganz rot oder ganz schwarz. Und so mag es wohl auch in der Kehle und Lunge ausgesehen haben. Im Sommer wieder, da plagten uns auf dem Dachboden die Flöhe, von denen wohl Hunderttausende oben waren. Mir machte das ja nicht allzuviel. Denn ich war so müde, daß ich trotzdem immer gut schlief.

In die größte Verlegenheit brachte es meinen Vater, daß ich hier beinahe hätte in die Schule gehen müssen. Der Ziegeleibesitzer Reichelt und auch der Meister hielten sich darüber auf, daß ich noch schulpflichtig war, und doch nicht mehr zur Schule ging. Denn darüber konnten sich die Leute hier gar nicht recht beruhigen, daß so etwas überhaupt möglich war. Der Herr Reichelt kam einigemal zum Vater und setzte sich jedesmal mit ihm wegen

der Schule auseinander. Aber wenn ich in die Schule mußte, so bedeutete das für uns einen großen Verlust am Verdienst. Und deshalb bemühte sich der Vater, den Herrn zu bewegen, die Sache ruhen zu lassen. Was mich betraf, ich hätte mir ja gerade nichts daraus gemacht, wenn ich hätte gehen müssen. Wollte ich mich doch selbst in die Fortbildungsschule melden, aber auch das gab's beim Vater nicht.

Von hier schrieben wir jeden zweiten Sonntag nach Hause. Jedesmal nach dem Essen diktierte mir der Vater, was ich schreiben sollte, langsam ein Wort nach dem andern. Ich schrieb zwar gerne, aber das lange Überlegen war mir immer peinlich. Geld schickte der Vater in zwei Wochen nie mehr wie sechs Gulden. Da konnte die Mutter schreiben und betteln wie sie wollte, und ich ihm zureden, daß es doch für fünf Personen zu wenig sei; mehr gab es nicht und damit gut. „Die Mutter soll sich auch kümmern," war jedesmal seine Antwort.

Um Kameraden hatte ich hier auch keine Not, trotzdem ich ein Fremder war. Durch mein Harmonikaspielen erwarb ich mir viele. Sonntags, wenn es schön war, machten wir jedesmal wo anders hin einen Spaziergang, und ich spielte dabei. Auch erzählte ich ihnen bei solcher Gelegenheit meine Lebenserfahrungen, was ich schon alles gemacht und gesehen hatte, und was für unterschiedliche Menschen es auf der Welt gibt. Sie hörten mir immer neugierig und gespannt zu. Denn sie wußten von allen solchen Sachen noch nichts, trotzdem mancher älter als ich war. Die meisten waren noch nicht weiter gekommen, wie bis Freiberg und kannten keine anderen Menschen, wie die aus ihrer Umgebung. Mit diesen mir fremden Jungen unterhielt ich mich viel besser, wie mit meinen Schulkollegen zu Hause. Im Herbst, als ich sagte, daß ich wieder fortging, drückte mir jeder herzlich die Hand, wünschte mir alles Gute und auch ein baldiges Wiedersehen.

Von den Arbeitern in dieser Ziegelei war niemand bemerkenswerter wie der eine Wütner. Montags hat er niemals gearbeitet, trank seinen Schnaps und Bier und ging dann in den Fluß fischen; davon war er ein großer Liebhaber. Die Kleider, die er in der Woche anhatte, die trug er auch Sonntags. Er war beinahe so gestellt, wie die Abraumbrüder in Dux. Er war ja auch nicht weit

143 von dorten her, von Komotau. Dienstags fing er an zu arbeiten und hat dann die ganze Woche wie ein Vieh geschuftet. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er Tag und Nacht gearbeitet. Im Essen hat er dabei so gespart, daß er sich anstatt Butter nur Wurstfett aufs Brot kaufte. Samstag zu Mittag aber war bei ihm mit der Arbeit Schluß. Wenn er da seinen Lohn ausgezahlt bekommen, trieb er die Arbeitskollegen zusammen, führte sie nach Weißenborn in ein Gasthaus und zahlte für sie Trinken, Essen und Rauchen, bis sein Geld weg war. Sonntags hatte er gewöhnlich keinen Pfennig mehr. Für seine Dummheit wurde er von seinen Kollegen hinterm Rücken ausgelacht. Meinen Vater haben sie auch ein paarmal zu der Sauferei holen wollen, aber er ging nie mit; er gab immer zur Antwort, daß der Wütner sein Geld behalten solle; er kaufe sich selbst, was er brauche. Den Wütner hatten auch viele Arbeiter lieber wie meinen Vater. Solange er Geld hatte, da ließen sie ihn hoch leben, deklamierten und sangen ihm lustige Lieder vor. In der Woche dann, wenn er nur Brot mit Wurstfett aß, lachten sie und foppten ihn. Da aber tat er dann immer so, als ginge ihn das gar nichts an und machte es das nächste Mal doch wieder so. Montags sah man überhaupt wenig in der Ziegelei arbeiten, fast alles machte „blau"; sogar der Meister ging mit fischen und krebsen. Nur bei uns, den böhmischen Wenzeln, klapperten die Formen auch Montags immer. Ich hätte ja auch manchmal lieber nichts gemacht; aber ich wußte, daß mich der Vater dann sehr schief anschauen würde, und da klapperte ich eben, wenn auch ungerne, mit meiner Ziegelform weiter.

Eines Tages kam eine Frau mit einem kleinen Handwagen in die Ziegelei angefahren, in dem sie ein sehr ärmlich gekleidetes Kind sitzen hatte. Das war gerade zur Vesperpause. Auch sie selbst war sehr arm gekleidet. Ein rotkariertes Kopftuch, schwarzes, stark abgenütztes Jackett, grauer Rock und ein paar Lederpantoffel war alles, was man an ihr sah. In dem Gelände, wo der Meister wohnte, war hinten die Frühstücksstube; vorne war die Stube des Meisters. Als wir da alle um den großen Tisch saßen und unser Brot verzehrten, hörte man vorne nach dem Gustav Wütner fragen. Wütner, der mir gegenüber saß, sprang auf und lief hinaus; er mußte die Stimme erkannt haben, und

schon hörte man im Vorhause seine Stimme: „Emilie, was bringt dich denn hierher / was ist dir eingefallen?“ „Du schickst mir kein Geld zum Leben, und da ist mir eingefallen, hierher zu gehen und zu sehen, was du eigentlich machst, du gleichgültiger Mensch. Wegen dir könnte ich mit den Kindern verhungern. Na warte, mit dir will ich schon zusammen rechnen!“ hörte man die Antwort und es wurde still. Mich aber trieb die Neugierde, zu sehen, was eigentlich los war. Ich schnitt mir schnell noch ein Stück Brot ab und lief hinaus auf den Hof, wo die Frau war. Ihre Aussprache klang sehr rein deutsch. Das war mir gleich auffällig, denn so sprachen die Arbeiterfrauen nicht; ich nahm deshalb an, daß sie gebildet sein mußte. Und nachher hörte ich auch, daß sie eine Lehrerstochter, und der Wütner vor der Verheiratung Kontorangestellter war. Mehr konnte ich nicht erfahren. Die arme Frau machte den weiten Weg, weil ihr der Mann kein Geld schickte, von Komotau bis hier her, und zog den Wagen mit dem Kinde hinter sich. Ihr Mann konnte sie hier in keine bessere Behausung, wie er sie eben hatte, einführen. In das Schürhaus, wo auch sie sich auf das Stroh in den Kohlenstaub hinlegen mußte, mit ihrem Kinde. Von nun an war es bei dem Wütner und auch bei den anderen mit dem Zechen, Fischen und Krebsen alle. In einigen Wochen aber waren die beiden mit ihrem Kinde verschwunden, gewiß nach Komotau zurück. Die besten Kollegen machten sich dann oft über die gutherzige Freigebigkeit Wütners noch lustig. Wir aber blieben so lange da, bis die Arbeit in den Zuckerfabriken bei uns losgehen sollte. Auf dem Rückwege brauchte ich nicht, wie im Frühjahr, mit der Harmonika spielen zu gehen, da konnten wir von barem Gelde leben. Deshalb dauerte unsere Rückreise auch nicht länger wie zwei Tage.

Als wir am zweiten Tage hinter Holletitz waren, schritt uns ein junger Mann nach und blieb immer so zwanzig Schritte von uns entfernt. Er sah sehr verdächtig aus. Barfuß, kurze Hosen, ein schwaches Jackett, ein schwarzer, weicher, schon abgenützter Hut war seine Kleidung. Im Munde hielt er eine halblange Tabakpfeife. Endlich kam der Fremde bis zu uns heran und fing an, mit uns zu reden. Er frug, wo wir noch hinwollten, ob wir auch aus der Fremde kämen. So kamen wir miteinander ins Gespräch.

Und da fing er an, von seiner gegenwärtigen traurigen Lage zu erzählen: „Nicht wahr? So, wie ich hier stehe, scheine ich Ihnen wohl sehr verdächtig? Aber fürchten Sie nichts, ich bin kein schlechter Mensch. Ich sehe jetzt zwar wie ein Haderlump aus, aber daß mir einmal so etwas vorkommen würde, hätte ich nicht geglaubt. Im Frühjahr, wie die Arbeit auf den Feldern bei uns zu Ende war und ich nichts zu tun hatte, entschloß ich mich, in die Fremde zu gehen. Mein Vater stattete mich aus wie einen ordentlichen Menschen. Wie ich fortging, hatte ich außer dem Wochenanzug noch einen für Sonntags, ein Paar Schuhe und auch hohe Stiefel, doppelte Wäsche, eine Taschenuhr mit Silberkette und zwei Hüte. So ging ich fort. Aber ich konnte keine Arbeit finden, und mein Geld ging zu Ende. Nach langem Suchen kam ich auch nach Dux. Und dort bekam ich Arbeit auf dem Abraum. Schon bei der ersten Auszahlung blieb mir kein Geld übrig, denn in der Kantine war alles zu teuer. So versetzte ich den Überzieher und hoffte, daß die zweite Auszahlung besser werde, hatte mich aber getäuscht. Dann kam die Uhr daran, und so ging das fort, bis mir nichts blieb, wie das, was Sie an mir hier sehen. Wäre ich noch länger dort geblieben, hätte ich auch noch das letzte heruntergerissen, und mich dann wie die andern in Säcke einhüllen müssen. Ich hätte dann erst recht nicht mehr fort gekonnt. Das überlegte ich mir noch und machte, daß ich von dort fort kam. Nun muß ich sehen, daß ich in der Nacht nach Hause komme; bei Tage muß ich mich schämen."

Uns erzählte der Mann damit nichts Neues; wir glaubten ihm das alles sehr gerne, daß er es durch seine Unerfahrenheit in Dux auf dem Abraum so weit gebracht hatte. Nun erfuhr er auch von uns, daß auch wir im vorigen Jahre das Leben dort durchgemacht hätten und es also kannten. Über diesen Mann und sein Erlebnis auf dem Abraum in Dux dachte ich lange nach. Wie viele Menschen mögen da nicht zu Lumpen geworden sein! Wie viele Menschen, die dort ihr Glück suchten, sind da wohl schon todunglücklich geworden? Die „Herren" aber reich von deren Unglück.

Abermals in der Zuckerfabrik

Nach unserer Heimreise ruhten wir ein paar Tage aus und gingen dann wieder in die Zuckerfabrik. Der Vater nach Rakonitz und ich in die nach Koleschowitz.

Dies Jahr ging mit mir auch mein Bruder Albert, der nun auch schon zwölf Jahre alt war. Ich kam wieder zu der Schneidmaschine, und er auf meinen früheren Posten an die Pressen. Die Beamten, die im vorigen Jahr hier waren, befanden sich auch heuer alle wieder da, bis auf einen neuen, den man auch Zuckermeister nannte, der nicht mehr jung, aber sehr groß und fettleibig war. Sein Name war Svoboda. Seinen Namen merkte ich mir deshalb so gut, weil ich noch später viel mit ihm zu tun hatte.

Auch die Arbeiter hatten nicht viel gewechselt. Die meisten alten Gesichter sah ich wieder. In der heurigen Kampagne gab es nicht so viel Sensationelles, wie in der vorigen. Wir erhielten regelmäßig den Lohn ausgezahlt, und Arbeit wie Betrieb wurden nur vor den Weihnachtsfeiertagen auf einige Tage eingestellt. Auch blieb ich nicht die ganze Kampagne bei der Schneidmaschine, sondern wurde von da später zur Betriebsmaschine befördert, wo ich eine viel leichtere Arbeit hatte, aber gut aufpassen mußte. Bevor ich aber von der Schneidmaschine weggenommen wurde, jagte ich mir durch eine Unvorsichtigkeit noch eine große Unannehmlichkeit auf den Hals.

Nicht nur für mich war die Sache höchst unangenehm, sondern noch für ungefähr achtzehn bis zwanzig Arbeiter und Arbeiterinnen, denen der Verlust eines Tagesverdienstes als Strafe drohte, wenn ich sie durch mein offenes Geständnis nicht erlöst hätte. Ich fand nämlich ein altes Zuckerrübenmesser, spielte damit, wenn ich Zeit hatte, oder nahm eine Rübe her und zerschnitt sie zu Nudeln. Von unten her wurde mir wie immer durch Klopfen an der untersten

Abermals in der Zuckerfabrik

147 Blechrinne das Zeichen zum Einstellen der Schneidmaschine gegeben; ich rückte sie dann sofort aus. Der Rübenkorb oder Trichter der Maschine durfte nicht während des Stillstehens voll werden, sonst hätte sie der Treibriemen nicht wieder in Gang gebracht. Deshalb mußte ich in die Rinne über der Maschine eine Schütze hineinstecken, wodurch die Zuckerrüben aufgehalten wurden. Wenn die Maschine wieder im Gange war, zog ich die Schütze heraus und legte sie auf den Fußboden. Nach einer Weile, als ich wieder einmal die Schütze herausgezogen hatte, fing es in der Maschine auf den Messern an zu kreischen: „Hrrrrrr", so daß alles zitterte. Ich rückte aus, der Schlosser kam gelaufen, wir machten die Türen bei dem Korb von beiden Seiten auf, scharrten die Rüben heraus: ein Stück Messer war darin! Der Schlosser schüttelte gleich mit dem Kopf, wie das hineinkam. Mir wurde ängstlich, es war so eins, wie das, mit dem ich gespielt. Ich sprang hinauf, ob es noch daläge. Nein! nichts sah ich, weg war es. Nun wußte ich schon, was und wie das geschehen war, daß ich es mit der Schütze hineinzog, als es auf dem Fußboden lag.

Der Schlosser rückte nun ein; da, hrrrrr, wieder ein Stück Messer. Er rückte zum drittenmal ein, und wieder lärmte es. Noch ein Stück Messer. Nun mußten neue Messer eingesetzt werden. Der Aufenthalt dauerte wohl dreiviertel Stunde. Der diensthabende Beamte lief von einem Posten zum andern, zankte, schimpfte, bemühte sich, auszuforschen, wer das Messer hineingeworfen haben könnte. Niemand wollte etwas wissen. Ich und mein Bruder, wir wußten es. Aber der Verdacht fiel sogleich auf die Arbeiter und Arbeiterinnen, die die Posten unter mir im Rübenmagazin und an der Waschmaschine hatten. Denn die hatten stets, wenn neue Messer eingesetzt wurden, oder wenn sonst aus einem Grunde die Schneidmaschine stehenblieb, Pause und konnten ausruhen. Deshalb vermuteten auch alle, daß niemand anders das Messer in die Zuckerrüben hineingeworfen habe, wie einer von ihnen. Ich konnte von meinem Posten nicht fort, um sehen und hören zu können, was inzwischen vorging. Mein Bruder, der mehr Zeit hatte, lief hin und her und brachte mir die Nachrichten. Erst sollte derjenige, der es verraten würde, wer das Messer hineingeworfen habe, fünf Gulden Belohnung erhalten. Niemand meldete sich. Dann teilte mir der Bruder

mit, daß alle, die bei den Zuckerrüben arbeiteten, durch die Bank fünfzig Kreuzer Strafe bekommen sollten, nur ich nicht. Das rührte mein Gewissen sehr. Mir taten die armen, unschuldigen Menschen leid. Ich dachte nun nach, ob es nicht besser wäre, zu dem Adjunkten zu gehen und ihm zu erzählen, wie sich die Sache zugetragen hatte. „Soll ich, oder nicht? Soll ich, oder soll ich nicht?" Diese beiden Gedanken kämpften miteinander in meinem Innern. Schließlich rief ich meinen Bruder, machte eine Ausrede, daß ich hinausgehen müsse, er solle einstweilen für mich aufpassen. Ob ich bestraft oder entlassen würde, war mir nun ganz egal. Ich ging hin ohne Furcht, eher noch leichten Herzens, um dem Adjunkten zu sagen, daß ich es gewesen, der das Messer aus Unvorsichtigkeit in die Maschine hineingezogen. Er stand auf dem Reibsaal an das Geländer gelehnt. Dort trat ich vor ihn hin, trotzdem ich ihn immer noch für meinen Feind hielt. „Bitte, Herr Adjunkt, ich will sagen, wie das Messer hineinkam. Ich will die Wahrheit sagen, bitte aber um Verzeihung." Ich brachte die Worte mit Mühe heraus. „Nun, rede!" „Herr Adjunkt, ich bin es selbst gewesen." „So, absichtlich?" fiel er mir ins Wort. „Nein, Herr Adjunkt, nicht absichtlich," entschuldigte ich mich kleinmütig, und erzählte nun, wie mir das passierte, daß das Messer auf dem Fußboden lag, ich die Schütze darauf geworfen und es dann mit ihr in die Maschine hineinzog. Daß ich damit spielte, sagte ich doch nicht. „Na, weil du die Wahrheit gesagt hast, will ich es dir verzeihen, künftig aber gib besser acht, verstehst du?" Nach diesen Worten winkte er mit der Hand, daß ich auf meinen Posten gehen solle. Daß die Sache gar so glatt ablaufen würde, hatte ich doch nicht gehofft. Freudenvoll ging ich auf meinen Posten. Die armen Menschen waren gerettet, das war die Hauptsache. Nachdem der Schlosser erfuhr, daß ich die Dummheit gemacht, zankte auch er mich noch ein bißchen aus, und dann ging es weiter, wie wenn gar nichts passiert wäre.

Meines Bruders Ablöser geschah auch so etwas Ähnliches. Der kam aber, wie er sagte, viel schlechter wie ich weg. Der arme Kerl war auch kaum dreizehn Jahre alt und hatte über eine Stunde bis nach Tschoblig zu laufen. Durch den Fußboden, nicht weit von dem Kalkbottich, ragte ungefähr eine dreißig Zentimeter

 lange, schwache Schraube in die Höhe, niemand von uns wußte, zu welchem Zweck sie da war. Auch ich bin einmal, während des Laufens, an sie mit dem Fuß angestoßen, daß ich blutete; ich wollte damals schon die Schraube weghauen, hatte aber gerade nichts Passendes bei der Hand. Der rannte nun auch an die Schraube mit dem Fuß, und das brachte ihn so in Wut, daß er einen Schraubenschlüssel holte und sie wegschlug. Da aber waren sofort die zwei hängenden Lampen über den Schaumpressen heruntergestürzt, zum Glück ohne jemanden von den Arbeitern zu treffen, weil es schon um halb sechs Uhr abends war, wo sich schon alle zum Heimgehen zuschickten. Der arme Teufel mußte die Lampen bezahlen, und war noch froh, daß er nicht entlassen wurde.

Als wir wieder einmal die lange Schicht, von zwölf Uhr Sonntags bis Montags sechs Uhr früh, hatten, ging ich nachmittags auf dem Hof zu der Wasserpumpe nach Trinkwasser. Unten im Maschinenhause stand der Adjunkt mit dem Maschinisten. Der erstere winkte, daß ich hinkommen solle, dann sagte er: „Holek, morgen früh wirst du bei der Betriebsmaschine hier antreten und sie versehen. Auf deinen Posten kommt jemand anderes." Diese Mitteilung überraschte mich aufs höchste. So etwas hätte ich niemals erwartet. So eine Beförderung! Das war ja für mich eine förmliche Auszeichnung. Das entsprach meinem jungen Ehrgeiz, es immer höher zu bringen. Es war für mich freilich noch viel zu viel, gleich dreißig Stunden durchzuarbeiten, aber es entmutigte mich nicht. Ich konnte gar nicht den anderen Morgen erwarten, bis ich um die Maschine herumstolzieren würde.

Früh um sechs Uhr Montags trat ich denn auch an der Betriebsmaschine an. Sie war wohl fünfzig oder noch mehr Pferdekräfte stark, trieb das ganze Werk in der Fabrik, hatte einen ziemlich großen Zylinder und ein großes Schwungrad, von dem ein breiter, starker Riemen bis hinauf auf den Boden zu der Haupttransmission reichte. Ich mußte sie mit Putzwolle abwischen, die blanken Kolbenstangen mit Schmirgelpapier abreiben. Dann mußte ich achtgeben, daß die Maschine gleichmäßigen Gang behielt, nicht zu schnell oder zu langsam lief. Den Tag über mußte ich sie auch einölen und die Schmierbüchsen füllen. Wenn Mittag war, mußte ich sie aufhalten, was mit dem Dampfventil gerichtet wurde. Bevor ich sie

aufgehalten hatte oder sie wieder laufen ließ, mußte ich erst mit der Dampfpfeife, die an dem Dampfrohr, das zu der Maschine führte, angebracht war, das Zeichen geben. Und das machte mir immer das meiste Vergnügen. Das, was alles bei der Maschine für mich zu tun war, zeigte mir der Maschinenwärter Kutschera, der gleich daneben zwei Luftpumpenmaschinen zu versehen hatte, und der kein Junge wie ich, sondern ein verheirateter Mann war. Er ging mit mir sehr höflich und freundlich um.

Den ersten Tag hatte ich gleich Pech. Wie ich alles schon blank geputzt hatte, machte ich mich noch an die Stopfbüchse bei der Kolbenstange, die immer in den Zylinder hinein und heraus fährt. Wenn die Kolbenstange herausfuhr, fuhr ich mit dem Schmirgelpapier, den Zeigefinger darauf haltend, auf der Stoffbüchse herunter; bevor die Stange wieder retour kam, mußte der Finger heraus, sonst hätte ihn der Absatz von dem Kreuzkopf der Stange, der bis an die Stoffbüchse heranfuhr, zerquetscht. Der Kutschera klärte mich so darüber auf. Aber ich weiß nicht, wie das kam, ob ich seine Worte nicht so strenge nahm / auf einmal machte es: „Knicks". Ich schrie: „Au, au!" hielt mir den Finger, und wie ich ihn ansah, war er am Ende zerquetscht. Die Narbe davon ist noch heute zu sehen. Ich konnte mir das nicht anders erklären, als daß, weil ich die letzte Nacht gar nicht geschlafen hatte, ich beim Putzen wider Willen einen halben Nicker gemacht. Na, mir war der Schlaf schnell vergangen. Später gab ich sehr acht, daß mir ja nicht wieder so etwas geschah.

Einmal ging ein Junge durch das Maschinenhaus nach Trinkwasser und nannte mich Obermaschinist. Ich lief ihm nach und warf ihm eine Handvoll Putzwolle auf den Rücken. Das sah der dicke Zuckermeister, der stets oben beim Vakuum, in dem Zucker gesotten wurde, saß. Er brüllte herunter: „Ihr verfluchten Saujungen! Jeder hat von euch zwanzig Kreuzer Strafe!" Das rührte sehr mein Rechtsgefühl. Denn zwanzig Kreuzer war ein halber Tagelohn. Ich dachte nun hin und her. Zwanzig Kreuzer Strafe wegen so einer geringen Sache schien mir gar nicht gerecht. Der Kutschera sagte auch, daß ich mir das nicht brauche gefallen zu lassen, weil in der Fabriksordnung stände, daß das erstemal mit fünf, das zweitemal mit fünfzehn, das drittemal mit fünfzig

Kreuzer gestraft werden müsse. Übrigens könnte mich der Dicke überhaupt nicht strafen, weil er kein Betriebsbeamter, sondern nur ein Zuckersieder wäre. Er sei ein gewesener abgesetzter Direktor, und weil er mit den Beamten bekannt wäre, hätten sie ihn hier wenigstens auf diese Weise untergebracht. Und wenn jemand gestraft werden müßte, dann täte es der Dicke zu allererst verdienen, denn er habe erst unlängst einen ganzen Sud Zucker verdorben, den sie dann in der Nacht in den Aschenhaufen eingruben. Und es wäre ja auch kein Wunder, da er täglich bis zwanzig Liter Bier trinke. Ich ging nun hin, wo die Arbeitsordnung hing, sah nach, ob der Kutschera auch recht habe. Ja, es war so. Dann frug ich ihn, auf welcher Stelle der Zucker eingescharrt sei. Nach Auskunft ging ich hin und es gelang mir, ein Stück wie die Faust groß herauszubringen. Also auch das war wahr. Nun verlor ich das letzte bißchen Respekt vor diesem Herrn und lauerte nur noch die Gelegenheit ab, bis er durch das Maschinenhaus bei mir vorbeigehen mußte, um ihm meine Unzufriedenheit wegen der Geldstrafe kundzugeben. Und der Kutschera machte mir immer noch mehr Mut dazu.

Schließlich sah ich ihn über die Treppe herunterkommen. Ich stellte mich sofort unten auf, wartete bis er herunterkomme. Als er bis zu mir heran war, fing ich an: „Herr Zuckermeister, wie kommt das, daß ich zwanzig Kreuzer Strafe haben soll? In der Arbeitsordnung steht doch, daß das erstemal nur mit fünf Kreuzer gestraft werden kann.“ Er sah mich verwundert an und sagte mir nur: „Warum machst du Dummheiten!“ Ich erklärte ihm weiter, wie sich die Sache zugetragen hatte und betonte, daß ich also gar nicht schuld daran war. Er fing dann an zu lächeln, blickte mir starr ins Gesicht und sagte weiter: „Kerl, du scheinst rechten Mut zu haben, ich will von der Strafe absehen.“ Die Sache war zu meiner Zufriedenheit abgemacht. Im nächsten Jahre kam ich mit diesem dicken Zuckermeister Svoboda wieder, aber in einer anderen Zuckerfabrik, zusammen.

In die größte Verlegenheit brachten mich immer der Maschinist und der bärtige Adjunkt. Die konnten sich einander, warum weiß ich nicht, nicht leiden. Der erstere bildete sich ein, daß ihm in das Maschinen- und Werkwesen niemand etwas hineinzureden hätte. Der

Abermals in der Zuckerfabrik

letztere dachte wohl wieder, daß er Betriebsbeamter sei und ihm alles folgen müsse. Wenn der Adjunkt zu Mittag mir von oben zurief: „Die Maschine aufhalten!" da befahl mir der Maschinist, sie weiter laufen zu lassen. Und wie ich sie dann wieder laufen lassen sollte, mußte ich sie aufhalten. So machten sie das jeden Tag, bis der Maschinist den Adjunkt schlagen wollte. Ich aber mußte natürlich zuerst dem Maschinisten folgen. Dieser Maschinist saß einmal neben meiner Maschine an der Drehbank und erzählte uns, mir und dem Kutschera, daß er ein Buch hätte, nach dem er sogar den Teufel zitieren könnte. Als ich über diese Teufelsgeschichte nachdachte, kam sie mir schon da, trotzdem ich noch nicht so gescheit wie er war, gar zu dumm vor.

Vor Schluß der Kampagne wurde uns allen Arbeitern verkündet, daß die Direktion für sämtliche Arbeiter einen Ball bewilligt hätte, der am nächsten Sonntag auf dem Saal des herrschaftlichen Gasthauses abgehalten werden solle. Als der Sonntag kam, ging ich auch mit meinem Bruder hin. Der Saal war nicht gar zu groß, aber voll von Menschen. Nun erfuhren wir erst, was jeder nebst dem freien Tanz noch bekam. Die Erwachsenen erhielten sechs Glas Bier, Brot und Wurst. Die jugendlichen Arbeiter und Frauen drei Glas Bier und auch Brot und Wurst. Nachdem ich das mit meinem Bruder getrunken und verzehrt hatte, begaben wir uns wieder nach Hause.

So endete also dieses Jahr die Kampagne ganz anders wie voriges Jahr. Auch war sie diesmal schon Mitte Februar aus. Bis Ostern war also noch lange hin, und erst da war wieder, und zwar in Sachsen, für mich Aussicht auf Arbeit. Da war ich denn gar nicht im Zweifel, daß uns beiden, meinem Bruder und mir, weiter nichts anderes übrigbleiben würde, wie mit der Harmonika bis solange spielen zu gehen. Vollends, als ich noch von der Mutter hörte, daß auch der Vater bald nach Hause käme. Sie zerbrach sich daher schon wieder ihren Kopf darüber, wie es uns nun wieder gehen werde. Solange wir beiden in die Fabrik gingen, brachten wir doch im Durchschnitt jede Woche zusammen fünf Gulden nach Hause. Und damit kam die Mutter doch so halbwegs durch. Nun war es aber mit diesem Verdienst vorbei, und der Vater, sagte sie, wäre unbarmherzig, gebe nichts oder nicht viel her zum Leben. So ungern, wie ich mit der Harmonika ging, so bereit-

willig war ich wieder dazu, als ich die Mutter so besorgt sah. Wenn nur die Bauersleute nicht so oft zu mir gesagt hätten, daß so ein großer Junge nicht mehr betteln gehen dürfe! Ich könnte doch lieber in Dienst gehen. Ja, manche trugen mir sogar gleich einen Dienstposten an, und wenn ich mich zu dem Angebot gleichgültig stellte, gaben sie mir erst recht nichts, sondern zeigten mir die Türe: „Schau, daß du fortkommst, wenn du lieber betteln als arbeiten willst!“ Das war denn ihr letztes Wort. O, wie gerne hätte ich den Dienst annehmen und arbeiten wollen! Wenn sich's nur um mich gehandelt hätte! Aber ich mußte ja auch für die anderen zu Hause sorgen, und mußte deshalb immer wieder den Schimpf und die verächtlichen Blicke über mich ergehen lassen. Mein Bruder, der nun auch schon zwölf Jahre alt war und auch schon lange nicht mehr in die Schule ging, mußte nun die Touren, ob kurz oder lang, mitmachen.

So oft wir eine weitere Tour gemacht hatten und der Korb schon zu schwer war, ließen wir ihn bei Wirtsleuten oder wo anders stehen. Er hängte sich dann nur den Brotsack um, nahm das kleine Mehlsäckchen in die Hand, und so gingen wir weiter von Haus zu Haus. Hinter dem Dorfe wechselten wir dann mit dem Tragen ab.

Den zwanzigsten Januar dieses Jahres 1878 erreichte ich das vierzehnte Lebensalter. Die Schulpflicht hörte nun ganz auf. Mein Vater brauchte sich wenigstens nicht mehr zu fürchten, daß ich, ob zu Hause oder in Sachsen, in die Schule verlangt würde, worüber er sich nun gegen mich sehr befriedigt aussprach. Alles, was ich noch aus der Schule konnte, war das bißchen Lesen. Die Sprachlehre, Biegungen, waren mir fremd, ganz unbekannt geworden, deshalb auch das Rechtschreiben, wie ich schon einmal oben sagte. Mir war es nun schon ganz gleich, wenn ich das „y“ dorthin setzte, wo das „i“ hingehörte; Beistrich, Fragezeichen, Ausrufezeichen, warum, wann und wo man sie anwenden solle, wußte ich nicht. Ebenso stand's mit den übrigen Lehrgegenständen, Naturwissenschaft, Geographie und Geschichte. Von dem allen wußte und verstand ich auch gar nichts. Nebst dem Lesen, natürlich nur Tschechisch, konnte ich nur noch etwas gut, das Beten. Mit solchem Wissen also trat ich als reif in das gesellschaftliche Leben. Ach, was rede ich! Ich war ja schon längst darin. Hatte ich doch

nun schon vier Sommer in der Ziegelmacherei und drei Winter in der Zuckerfabrik gearbeitet, dann auf dem Abraum in Dux, und nun stand schon wieder eine neue Reise vor mir!

Das dritte Mal nach Sachsen

Nach Ostern also ging's wieder nach Sachsen. Wieder trug der Vater unsere Sachen im Sack und ich die Harmonika. Diesmal war ich ein bißchen besser angezogen. Denn der Vater kaufte mir in Rakonitz einen getragenen Anzug, Schuhe und eine neue Mütze. Auch hatte er zuvor an den Ziegeleibesitzer Reichelt Deutsch schreiben lassen, ob wir wieder hinkommen und arbeiten könnten; und der hatte zurückgeschrieben, daß wir kommen sollten. Und so gingen wir sicherer und lustiger wie sonst. Die Reise dauerte wieder vier Tage, ehe ich die alten Häuser, wo ich wieder auf viel Geld hoffte, abklopfte. Ich machte es gerade wieder so wie im vorigen Jahre. Als wir in Berthelsdorf in der Ziegelei ankamen, war der alte Ziegelmeister vom vorigen Jahre nicht mehr da, sondern ein anderer, der aber auch schon einmal als Meister dagewesen war. Auch er und seine Frau nahmen uns sehr freundlich auf.

Sie waren beide nicht mehr jung. Der eine Sohn Robert war schon dreizehn Jahre alt, der andere, Max, erst zwei Jahre, mehr Kinder hatten sie nicht. Ihr Name war Drechsler. Unser Lager auf dem Dachziegelboden stand noch so da, wie wir es im vorigen Herbst verlassen hatten. Und wir hatten damit weiter nichts zu tun, wie neues Stroh hineinzugeben und uns neue Pferdedecken von dem Herrn auf dem Gute zu holen.

Mit dem Schlafen ging es uns heuer gerade wieder so, wie im vergangenen Jahre. Auch die Ziegelmacher und sonstigen Arbeiter waren bis auf einige wieder dieselben; nur der Ziegelmacher Walter war nicht mehr da. Und der Deutschböhme Wütner kam auch nicht wieder.

Nun gab es für mich nicht mehr, bloß mit Ziegel abzutragen;

155 jetzt mußte ich den ganzen Tag von früh bis abends selbst Ziegel streichen, und der Vater machte den Lehm fertig. Wir arbeiteten schon einige Wochen, und es wollte gar nicht recht warm werden. Als wir am siebenten Mai früh aus dem Ziegelofen herauskrochen, sah es draußen aus wie im Winter, alles war mit Schnee bedeckt und gefroren. Wir gingen in den Ziegelschuppen nachsehen, wie es mit den gestern gemachten Ziegeln stand. Sie waren gefroren, hart wie Knochen! Solange diese Witterung anhielt, konnte natürlich nichts gemacht werden. So lagen wir, ich und der Vater, nachmittags im Ziegelofen auf Stroh, ganz sprachlos. Und wie wir längere Zeit so hier lagen, wandte sich plötzlich der Vater zu mir und fing an, mir zuzureden, auch hier spielen zu gehen. Denn, wenn die Witterung so länger anhielte, könnten wir nichts verdienen, und gelebt müßte werden. Schuldenmachen wäre schwer, und so könnte ich doch versuchen, mit der Harmonika etwas zusammen zu bringen. Ich entgegnete ihm, daß ich gehört hätte, daß die Polizisten und Gendarmen hier in Sachsen viel strenger wären wie bei uns in Böhmen, und deshalb hätte ich keine Lust, hier spielen zu gehen. Er erwiderte darauf, daß sie es bei so einem Jungen, wie ich sei, nicht so strenge nehmen, wie ich mir es vorstelle, ich solle nur gehen. Ich sagte kein Wort mehr dazu, und dachte mir erst die morgige Witterung abzuwarten.

Das dritte Mal nach Sachsen

Den andern Tag früh sah es nicht viel besser aus wie am Tag zuvor. Es konnte wieder nicht gearbeitet werden, und so ging das bald die ganze Woche. Nun fing der Vater gleich früh an, mir zuzureden, und mich zum Spielengehen zu bewegen. Es gelang ihm nur nach langem Reden und Versprechen. Es war schon neun Uhr, als ich mich entschloß, die Harmonika zu nehmen und abzugehen.

Ich wählte den allernächsten Ort Weißenborn. Voll Angst, unsicheren Schrittes, ging ich hin. Daß ich viel Geld verdiente, das hoffte ich, aber die Gendarmen lagen mir im Kopf. Wie ich im ersten und zweiten Hause gespielt hatte, ließ die Angst ein bißchen nach, bis ich im ganzen Dorf herum war, ohne daß mir etwas Unangenehmes zugestoßen war. Bis Nachmittag um vier Uhr hatte ich ein paar Pfennige über vier Mark verdient. „Na, siehst du, daß dir nichts geschehen ist," sagte der Vater, als ich nach Hause kam. Nachdem er das Geld gezählt hatte, sagte er noch: „So viel hätten wir nicht einmal verdient, wenn wir gearbeitet hätten."

Am zweiten und dritten Tag spielte ich in Lichtenberg, wo ich noch etwas mehr verdiente; am vierten und fünften Tag spielte ich in Berthelsdorf. Als ich den fünften Tag schon auf dem Rückwege war, sah ich wohl von weitem etwas blitzen, konnte es aber nicht unterscheiden, was das sei. Ich ging also unbekümmert, die Harmonika auf den Rücken hängend, die Hände in den Hosentaschen, langsamen Schrittes die Straße den Berg hinauf. Bald sah ich einen Gendarmen vor mir; als er schon an mir vorüber war, drehte er sich um, und frug mich, wo ich hingehe. Ich spürte, wie mein Gesicht da glühte und mir die Glieder zitterten. Nun kam das, was ich so fürchtete; ich war in dem Augenblick so verlegen, daß ich die erste Frage gar nicht beantworten konnte. „Gewiß warst du mit der Harmonika hier betteln?" frug er mich noch einmal. Ich nickte und sagte kleinlaut: „Ja." „So, wo hast du denn deine Eltern?" Ich antwortete, daß die Mutter in Böhmen und der Vater hier in Berthelsdorf in der Ziegelei sei, erzählte ihm dann, daß uns die Ziegel gefroren wären und wir wegen der Kälte nicht arbeiten könnten. „Hm, hast du auch noch Geschwister?" „Viere", antwortete ich weiter. „Und aus welcher Gegend in Böhmen seid ihr?" „Von Saaz, bitte." „Also sage deinem Vater, daß, wenn ich dich noch einmal erwische, ich dich dann einstecke, merke dir das!" Nach diesen Worten drehte sich der Gendarm um und ging weiter. Ich war froh, daß die Geschichte so abgelaufen war. Von der Zeit an brachte mich der Vater nirgends mehr hin. Der Gendarm hatte mir den Mut genommen, trotzdem er nicht grob gegen mich vorging.

Das Wetter änderte sich auch wieder, und wir konnten weiter arbeiten. Weil ich nun den ganzen Tag Ziegel machen mußte, brauchten wir einen Abträger für den ganzen Tag. Mein Vater stand jeden Morgen um vier Uhr auf, schickte den Lehm zu und weckte dann nach einer halben Stunde auch mich. Ich fing dann an Ziegel zu machen und er trug sie ab. So mußten wir das alle Tage machen, weil niemand von den Abträgern so frühzeitig kam. Tagsüber trug bei uns eine Frau ab; sie hieß Wolf, und ihr Mann war ein Maurerpolier in Freiberg. Schon nach einigen Wochen blieb sie zu Hause. An ihre Stelle trat dann der Karl Jünger mit seiner Mutter. Sein Vater machte auch Ziegel und seine Schwester Emilie, die auch schon zu Ostern aus der Schule gekommen war, trug sie ihm ab.

Das dritte Mal nach Sachsen

Den armen Karl habe ich vielmals bedauert. Denn er ging noch in die Schule, war nicht gar groß und sehr schwach. Trotzdem mußte er früh um halb fünf mit anfangen und bis halb acht Uhr abtragen, dann kam seine Mutter und trug weiter ab, bis er um ein viertel zwölf aus der Schule kam, dann übernahm er es wieder bis abends sieben oder halb acht oder noch später. Abends, wenn wir spät aufhörten mit dem Ziegelmachen, da weinte er öfters, daß er mit seiner Schulaufgabe nicht fertig werde und morgen vom Lehrer Strafe bekomme. Er, und auch die anderen Kinder, besuchten die Schule nur den halben Tag, hatten aber stets Schulaufgaben. Ich half ihm deshalb abends die Asche sieben und die Brettel für den nächsten Tag zuschicken.

Auch klagte er vielmals, daß ihn hungere. Und da habe ich ihm jedesmal, wenn es mein Vater nicht sah, ein Stück Brot, mit einem bißchen Butter geschmiert, zugesteckt, was er dann gierig verschlang. Er erzählte mir dann immer, daß seine Eltern zu sehr sparten und daß er mit seinen Geschwistern niemals genug zum Sattessen bekomme. Daß er nicht log, sah ich ja an dem, was ihm seine Mutter zum Essen brachte. Ungefähr einen Halbliterkrug voll Kaffee, trockenes Brot darin eingebrockt, war seine Frühstücksportion; dann gab es nichts mehr bis mittags, wo es wieder dasselbe gab; so ging das fort. Auch die Emilie klagte oft und freute sich darauf, wenn sie in Dienst kommen würde, denn dann könnte sie sich ordentlich satt essen. Auch ich habe wohl ganze Wochen lang auch nicht viel Besseres zu essen gehabt wie der Karl; ich war aber doch immer satt, und wurde nicht vom Hunger geplagt wie er.

Das Ziegelmachen ging bei mir im Anfange nicht gar so glänzend; mehr als fünfzehnhundert konnte ich nicht fertig bringen am Tage. Es ging aber doch immer besser. Nach etlichen Tagen brachte ich es zu sechzehn-, dann zu siebzehnhundert, und nach mehreren Wochen sogar bis zweitausend am Tag, so daß ich schließlich der schnellste von den sieben Ziegelstreichern wurde; niemand hat so viel oder noch mehr gemacht. Der Meister sagte selbst einmal zu einem Herrn, als ich in seine Stube hereintrat: „Das ist mein schnellster Ziegelstreicher."

So ein Lob war etwas für mich!

Später wurden Dachziegel gebraucht. Der Meister fand aber

keinen Dachziegelstreicher. Er machte nun uns den Vorschlag, ob wir nicht Dachziegel machen wollten. Der Vater hatte keine Lust, aber ich trieb ihn dazu, ja zu sagen, denn das war wieder etwas für mich, ein Fortschritt in der Ziegelmacherkunst. Dachziegelmachen war eine viel schmutzigere, schmierigere Arbeit wie das Mauerziegelmachen, aber auch etwas Schwierigeres. In einem aber haben wir es alle dabei leichter gehabt. Denn von soviel Lehm, wie man zu einem Mauerziegel haben mußte, wurden drei Dachziegel. Nur das eine war nicht gutzumachen, daß man nicht so viele Dachziegel machen konnte wie Mauerziegel, und wenn man noch so schnell arbeitete. Was den Vater am meisten davon abhielt. Dafür gab es zehn Pfennige mehr für das Tausend. In den Dachziegelschuppen waren neuntausend Brettel. Eben nur so viel konnten wir Dachziegel machen; dann mußten wir die erst gemachten erst wieder abziehen, wenn sie trocken waren, und weiter arbeiten; wenn nicht, so mußten wir zwischendurch wieder Mauerziegel machen. In Dachziegeln brachte ich es auf nicht mehr wie höchstens siebzehnhundert täglich.

An des Ziegelmeisters Sohn Robert hatte ich heuer einen treuen Kollegen mehr. Wir gingen, wenn Jahrmarkt in Freiberg oder Brand oder irgendwo Vogelschießen war, immer miteinander. Ich langte mit meinen dreißig Pfennigen Taschengeld niemals weit hin, und da half mir der Robert aus. Er hatte stets Geld, wie viel und woher, wußte ich nicht, und er hat mir das auch nicht verraten. Er gebot mir vielmehr, hübsch zu Hause das Maul zu halten. Und da dachte ich, daß er das Geld entweder seiner Mutter wegnahm oder daß er etwas vom Erlös beim Eßwarenverkauf zurückbehielt. Gleichwohl hörte ich nie von seinen Eltern, daß ihnen etwas zum Fehlen käme. Als in Brand Jahrmarkt war, gingen wir auch hin; der Robert zog sich dazu seine neuen Babuschen an. Auf dem Heimwege fing es an zu regnen. Von oben her konnte uns nicht viel geschehen, da waren wir durch die Regenschirme gesichert, aber die roten, schönen Schuhe, die waren bald ganz durchnäßt, ganz voll Straßenkot. Aber er sagte nur immer: „Na, da habe ich aber Schweeßfüße bekommen!" und lachte. Einen anderen Vorteil hatte ich durch Robert noch: er unterrichtete mich gut in der deutschen Sprache.

Zu einem großen Spaß und auch zu ernsten Erwägungen veran-

laßte viele Leute hier ein Hase. Das Tier war nämlich so zahm, daß es in die Ziegelei langsamen Schrittes bis an die Lehmsümpfe herankam. Manche sahen ihn auch auf den Feldwegen spazieren, und die Dienstleute im Gut wollten ihn sogar schon öfter auf der Türschwelle des Kuh- und Pferdestalles gesehen haben, aufrecht sitzend, und nicht eher weggehend, bis sie ihn mit der Peitsche oder mit Mistgabeln davon jagten. Als wir Arbeiter wieder einmal in der Frühstücksstube frühstückten, waren auch die Maurer, die den einen Ziegelofen neu wölbten, darunter. Unter anderm kam auch die Rede auf den frechen Hasen. Der eine Maurer, schon ein alter grauhaariger Mann, fing dann einen ähnlichen Fall aus dem Orte im Erzgebirge, wo er her war, zu erzählen an. Aber dort wäre es kein Hase, sondern ein Schwein gewesen, das sich in die Bauernhäuser geschlichen. Und überall, wo ihm das gelungen war, bekamen die Bäuerinnen von ihren Kühen statt Milch Blut. Er erzählte das mit so einer Bestimmtheit, wie wenn er es selbst erlebt hätte. Und betonte noch dazu, daß das Schwein nichts anderes als eine Hexe gewesen. Denn so eine Hexe könnte sich in jedes beliebige Tier verwandeln. Der Hase sei wohl auch nichts anderes. Manchen gab die Erzählung Spaß, und sie lachten darüber und stellten es einfach als Aberglauben hin. Andere bemühten sich, ähnliche Fälle zu erzählen, um so die Wahrheit des Erzählten zu bestätigen. Schließlich wurde auch noch in Betracht gezogen, daß dem Reichelt schon ein paar Jahre hintereinander Pferde krepiert wären und daß also doch etwas Besonderes dahinter stecken müßte. Das Kritisieren und Debattieren wurde in dieser Weise mehrere Tage beim Essen fortgesetzt.

Der Gutsverwalter, ein älterer Mann, der sehr gerne nicht nur Schnaps, sondern sogar schon Spiritus trank, glaubte auch fest an die Hexengeschichte. Ich hörte ein paarmal, wie er über den Hasen erbost war, und jedesmal klagte, daß er ihn schon lange weggeschossen hätte, wenn der Herr es ihm nicht verboten hätte. Aber der lache ihn jedesmal aus, wenn er von dem Hasen anfinge. Wer den erschießen wolle, der müsse reines Silber in das Gewehr laden, Blei hätte keine Wirkung. Und so hat der sich gar manchmal in seinem Dusel, wenn er in der Stube beim Meister saß, das Glas Schnaps vor sich, den Kopf über den Hasen zerbrochen. Aus der

 Geschichte lernte ich aber, daß viele Leute hier in Sachsen auch nicht viel gescheiter waren als bei uns.

Diesen Sommer verdiente ich auch noch manche andere Mark mit der Harmonika. In Kunzens Gut, wozu auch eine Dachpappenfabrik gehörte, spielte ich viele Sonntage. Schon nach dem Essen holte mich jemand von den Dienstleuten ab. Da wurde gespielt, getanzt, gegessen und getrunken bis in die Nacht. Drei bis vier Mark brachte ich jedesmal nach Hause. Manchmal auch noch einen kleinen Dusel. Auch im Gut des Herrn Reichelt und anderer spielte ich oft. Aber die Dienstleute da machten ihre Tanzunterhaltungen stets in der Woche, abends nach der Arbeit, ab. Auch hier erhielt ich immer eine gute Belohnung. Dem Vater hatte das gefallen, und er ließ mich gerne eine halbe Stunde eher Feierabend machen, wenn mich jemand abholte.

Als so der größte Teil des Sommers vorbei war, erhielten wir ungefähr Mitte August, in den letzten Wochentagen, wie gewöhnlich einen Brief. Mir gab der Vater die Briefe selten zu lesen. Diesmal aber kam er lächelnd, freudenvoll und langte mir den Brief schon von weitem zu, hieß mich ihn lesen, es stände etwas Wichtiges darin. Ich las. Nach den vielen Grüßen und dem Bericht, wie es denen zu Hause ginge, kam ich an die Mitteilung, daß wir wieder ein kleines Mädchen mehr hätten. Aber das machte mir nicht viel Vergnügen. Aber weiter las ich dann erstaunt die Mitteilung, daß der Zuckermeister Wambersky aus der Zuckerfabrik in Rakonitz Direktor geworden sei und den Vater als Zuckerbodenmeister einstellen wolle. Sein Brief wäre beigelegt. Ich griff nun nach dem beiliegenden Blatte und las. Darin teilte Wambersky meinem Vater mit, daß er in der Aktienzuckerfabrik in Mscheno bei Budin a. E. den Posten als Direktor angenommen habe und für ihn den Posten als Zuckerbodenmeister frei hätte. Er solle sofort mitteilen, ob er diesen annehme oder nicht.

Diese Nachricht versetzte den Vater in eine sehr gute Laune, und er malte sich die schönsten Zukunftsbilder aus. Auch ich war sehr erfreut darüber, und hoffte endlich, daß dadurch auch für mich bessere Zeiten eintreten würden. Daß vor allem das Spielengehen mit der Harmonika und das Wandern in die Fremde doch einmal aufhöre. Denn der Vater erzählte, daß zwar der Gehalt nicht gar

zu hoch wäre, etwa dreißig bis vierzig Gulden monatlich; aber dafür hätten wir freie Wohnung, Kohlen und das ganze Jahr dauernde Arbeit. Den größten Kummer machte ihm das Schreiben. Er kannte, aber auch nur sehr schlecht, die Kurrentschrift, aber nicht die lateinische, die jetzt im Brauch war. Mit dem Posten waren aber doch kleinere schriftliche Atbeiten verbunden. Er mußte z. B. die Schichten und die Namen der Arbeiter eintragen. Und das machte ihm mehr Sorgen als die Fachkenntnisse, die dieser Posten erforderte. Schließlich meinte er, daß ich ihm darin werde behilflich sein müssen.

Noch am selben Tag nach Feierabend mußte ich Papier holen, und dann schrieben wir an Wambersky einen Brief, mit der Antwort, daß der Vater den Posten annehme. Ich schrieb so, wie er mir diktierte, es dauerte aber sehr lange, bevor der Brief fertig war. Er konnte nicht genug Dank aussprechen und Höflichkeitsformen finden, und ich konnte ihm gerade dabei nicht helfen. Auf diesen Brief erhielten wir dann von Wambersky die Antwort, daß er sich also darauf verlasse, daß der Vater den Posten zur rechten Zeit antreten werde.

Auf Grund dieses Angebotes nun entschloß sich der Vater, eher wie sonst nach Hause zurückzukehren. Es waren wohl drei oder vier Wochen, die wir früher zu arbeiten aufhörten. Noch bevor wir die Nachricht wegen des neuen Postens erhielten, hatte der Vater in Freiberg einen schon abgefahrenen Handwagen für siebzehn Mark gekauft. Wir luden nun alle unsere Sachen auf diesen Wagen und schoben ab nach Böhmen. Wenn ich mich noch recht erinnern kann, fuhren wir über Olbernhau gegen Brüx zu. Als wir nach Brüx kamen, war es schon dunkel. Der Vater frug in einem Gasthause wegen Übernachtung an, erhielt aber zur Antwort, daß hier Tanzmusik abgehalten werde und deshalb niemand über Nacht behalten werden könne. Die Fahrt ging also weiter. Am Ende der Stadt, gegen Saaz zu, kehrten wir rechts in einem kleinen Gasthause ein und ließen uns was zu essen und trinken geben. Ich wußte immer noch nicht, wie es der Vater mit dem Übernachten machen wollte. Nachdem wir uns gestärkt und bezahlt hatten, ging's abermals vorwärts, bis wir schließlich auf einem Kleehaufen übernachteten. Unsere Füße legten wir dabei unter den Wagen zwischen die Räder,

 damit ihn niemand während unseres Schlafes davonziehen konnte.
Am folgenden Tage sind wir noch am Abend zu Hause angekommen.

Ich hoffte damals, daß das die letzte Reise in und aus der Fremde gewesen wäre. Aber ich sollte mich arg täuschen.

In Mscheno

Mscheno war ein mittleres Dorf und auch so ein bißchen Kurort, hinter dem ein schöner Park mit Badeanstalt sich befand, der aber durch den häufigen Wechsel der Eigentümer des dazu gehörigen Meierhofes sehr vernachlässigt war. Selten verirrte sich dorthin ein Kurgast, und wenn ein solcher kam, so war es natürlich auch kein Millionär, nur auch nicht ein ganz so armer Teufel wie wir. Die drei Quellen, die hinter dem Badehaus aus der Erde drangen, hörte ich als heilwirkend loben.

Die Zuckerfabrik, die an der Straße von Zlonitz nach Budin stand, gehörte einer Aktiengesellschaft, die sich zumeist aus den Bauern der umliegenden Dörfer zusammensetzte. Es war ringsum flaches Land, so wie in Prilep und Koleschowitz. Die Umgangssprache war ausschließlich Tschechisch. Die Sitten, Gebräuche und Religion waren dieselben wie dort. Man fand höchstens ein bißchen Unterschied im Aberglauben.

Hier also bekam mein Vater den Posten als Meister auf dem Zuckerboden, das heißt als Aufseher. Er verpachtete unser Häuschen in Prilep und wir zogen alle mit dorthin. Die Wohnung, die er mietete, befand sich in dem kleinen Dörfchen Charwotetz, eine viertel Stunde von der Fabrik entfernt. Dort war auch die Schule und Kirche, wohin Kinder und Erwachsene aus sechs umliegenden Dörfern kommen mußten. Die Besitzerin des Hauses hieß Trnobransky, die eine Witwe war.

Der Lohn, den der Vater von dem Direktor Wambersky zugesprochen bekam, betrug acht Gulden die Woche. Es war das gerade nicht viel, aber in dieser Gegend, wo ein gewöhnlicher Arbeiter höchstens sechzig Kreuzer Taglohn hatte, da hieß es doch schon etwas!

Vor der Leitung der Arbeit auf dem Zuckerboden war dem Vater nicht bange, denn er war ja schon ein alter Praktikus in der Zucker-

 fabrikation. Sorgen machten ihm, wie gesagt, die schriftlichen Ar-
beiten, die mit diesem Posten verbunden waren. Denn im Schreiben war er, wie ich schon erzählte, schlecht daran, besonders im Latein. Seine Unterschrift, die er noch zusammenbrachte, schrieb er mit Kurrentschrift, die er in seiner Schulzeit gelernt hatte, und die nun nicht mehr geschrieben wurde. Es blieb also nichts anderes übrig, als daß ich ihm mit meinem bißchen Schreibkunst behilflich wurde.

Ich und mein Bruder, wir wurden in der Kampagne als Kalkjungen beschäftigt. Die Arbeit dabei war zwar nicht schwer, aber sehr schmutzig. Wir wechselten uns ab, eine Woche hatte ich und die andere Woche er die Nachtschicht. Sonntags kam immer die lange Schicht: achtzehn Stunden. Unser Schichtlohn betrug vierzig Kreuzer.

Hier kam ich auch wieder mit dem gehaßten Mann, dem Zuckermeister Svoboda von Koleschowitz, zusammen. Diesmal wurden wir aber gute Freunde. Ich holte ihm, immer wenn ich Nachtschicht hatte, Bier aus dem Baderestaurant, da hatte ich zugleich die beste Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie viel er eigentlich trank. Gewöhnlich waren es von sechs bis zwölf Uhr nachts zwölf bis fünfzehn Liter Bier, die ich ihm in Literflaschen brachte. Dabei war er stets guter Laune, und trieb mit uns seinen Spaß, besonders in den letzten Stunden. Die Mädchen mußten singen, und so verging uns besser die Zeit. Denn in den Nachtschichten kam einem jeden die Zeit unendlich lang vor.

Anders aber war's, wenn nach zwölf Uhr der Adjunkt Sschebek seinen Dienst antrat. Er duldete keinen Gesang, jeder mußte wie angenagelt bei seiner Arbeit stehen und wenn es gleich nicht so notwendig war. Er schob von einem Posten zum andern und schimpfte manchmal ohne einen Grund dazu zu haben. Nach seinem Mundgeruch und nach unserer Beobachtung durch die Glasscheiben des Laboratoriums urteilten wir, daß er Likör trank.

Noch in der Kampagne hörte man wispern, daß der Direktor Wambersky seinen Posten gekündigt hätte. Auch mein Vater brachte die Neuigkeit mit nach Hause. Es war auch Tatsache! Und damit begann für uns der Kummer von neuem. Vater setzte voraus, daß nun auch er und alle übrigen, die jener von Rakonitz mitgenommen hatte, nach der Kampagne entlassen würden.

Und so geschah es auch. Als die letzte Arbeit fertig war, wurden

In Mscheno die Arbeiter, besonders die Rakonitzer, alle entlassen, mit dem Bemerken, daß sie wieder anfragen könnten, wenn der neue Direktor angetreten sein werde. Und wir, Vater, ich und mein Bruder, befanden uns auch unter den Entlassenen.

„Was nun?" hieß es, „warten, bis der neue Direktor kommt? Und wer und wann wird das sein?"

Wir gingen anderwärts hin, Arbeit suchen, über Saaz nach Postelberg. Dort erfuhren wir, daß in Leneschitz eine zweite Zuckerfabrik gebaut und schon angefangen werden solle. Wir wandten uns gleich dort hin. Aber da trafen wir auch viele Arbeitsuchende auf dem Bauplatze an. Sie alle warteten auf den Baumeister. Er sollte ein Prager sein und an dem Tage von dort ankommen. So schlossen wir uns der Menschenmenge an und warteten auch.

Lange Zeit warteten wir, schauten nach allen Seiten, wo sich jemand zeigte in feinem Anzuge, so daß wir in ihm den Baumeister vermuten konnten. Denn man wollte ihn durchaus nicht verpassen, um der erste bei ihm zu sein. So meinte es der Vater, und so meinten es wohl auch die andern.

„Jetzt kommt jemand. Das wird er wohl sein!" ertönten plötzlich Stimmen.

Alles, die ganze Schar, drängte vor in der Richtung, von wo der Mann herkam. Der als erster zu ihm gelangte, war mein Vater, seine Mütze in der Hand haltend, stieß er demutsvoll heraus: „Gnädiger Herr! ich möchte um Arbeit bitten!"

„Setzen Sie Ihre Mütze auf! Ich bin kein gnädiger Herr! Arbeit ist noch keine," erwiderte ihm der vollbärtige, dicke Mann, dessen Bauch eine ziemlich starke goldene Uhrkette zierte, barsch. Der Vater errötete im Gesicht, senkte seinen Kopf und drehte sich langsam nach uns um.

Von da begaben wir uns wieder nach Hause, wo beschlossen wurde, daß der Albert / mein Bruder / zu Hause bleiben, und wir, Vater und ich, wieder nach Sachsen wandern sollten.

Den nächsten Tag traten wir die Reise an. Diesmal dauerte sie nicht so lange wie die vorherigen, da ich nicht mehr unterwegs mit der Harmonika spielen ging.

Wir wurden in der Berthelsdorfer Ziegelei von dem Meister Drechsler und auch von dem Besitzer Reichelt freundlichst aufgenommen, trotzdem wir etwas später wie sonst gekommen waren.

In Mscheno

Auch unsere Schlafpritsche auf dem Dachziegelboden stand noch so da, wie wir sie im Herbste verlassen, damals in der guten Hoffnung, sie nie mehr benützen zu müssen.

Das einzige, was uns unangenehm nach der Ankunft war, war die vom Meister uns gemachte Mitteilung, daß es nun wieder zwei Groschen fürs Tausend weniger gäbe. Aber der Vater ging auch auf den niedrigeren Lohn ein. „Na, da muß eben noch besser drauf gehalten werden, wenn wir dasselbe wie im vorigen Jahr verdienen wollen!" sagte Vater, als wir allein in der Frühstücksstube saßen.

Der Lohn war nun schon von neununddreißig Groschen bis auf achtundzwanzig pro Tausend gesunken. Er war von Jahr zu Jahr immer niedriger geworden, und die Arbeitszeit mußte immer mehr verlängert, die Arbeitskraft deshalb immer mehr angespannt werden.

Wir mußten dieses Jahr nur Mauerziegel machen, da der Robert, der Sohn des Meisters, nun von der Schule frei war und die Dachziegel selbst machte.

Um den durch niedrigeren Lohnsatz drohenden Schaden wett zu machen, wurde nun schon früh um vier Uhr und öfters noch früher angefangen, der Mittag um eine halbe Stunde gekürzt und abends so lange gearbeitet, als man unter dem Ziegelschuppen sehen konnte.

Bei dieser höchsten Anstrengung brachten wir doch in der Woche 9500, sehr selten auch 10 000 Ziegel zusammen, das machte einen Verdienst für uns beide von sechsundzwanzig Mark aus im Durchschnitt. Und damit waren wir die besten Verdiener unter den Ziegelstreichern! Gespart wurde außerdem auch beim Essen, wie es nur ging. Ich kann mich noch gut erinnern, daß mein Vater für uns beide bei der Frau Drechsler höchstens dreizehn Mark für die ganze wöchentliche Kost bezahlte.

Nach mehreren Wochen, ungefähr im Juni, überkam mich eine große Schwäche und Schlappheit. Im Rücken und Kopf fühlte ich Schmerzen. Noch ein paar Tage schleppte ich mich hin, denn ich dachte, daß das wieder vergehe. Denn Liegenbleiben bedeutete für uns fühlbaren Schaden. Dann aber mußte ich doch liegen bleiben.

Die Frauen rieten, daß ich nach Brand zu der Streichfrau Schicke gehen solle, sie hätte schon vielen Leuten geholfen. Doch ich konnte nicht, ich war zu schwach! Dann bot sich die Frau Jünger an,

 selbst hinzugehen, da die Streichfrau die Kranken auch nach dem
Urin untersuche und behandle. Sie brachte zwei Fläschchen Medizin und drei Päckchen Tee mit, was nur einen Taler kostete. Die Medizin nahm ich früh und abends ein und den Teeaufguß trank ich während des Tages. Und in einigen Tagen konnte ich in der Tat wieder meiner Arbeit nachgehen. Es ging zwar schlecht, aber der Vater war eben zufrieden mit dem, wie's ging.

Das nächste Mal ging ich selbst zu der Streichfrau hin. „Ja, mein Herr! Sie sind in Ihrer frühesten Jugend verkühlt worden. Das ist ein altes Übel, das sich bei jeder neuen Verkühlung immer wieder fühlbar macht. Ihre Fußsohlen sind nie warm und das steigt bis zum Herz und verursacht die Schwäche," sagte sie zu mir. „Und weiter", fuhr sie fort, „ist es bei Ihnen eine Überanstrengung!" Sie gab mir dann noch zwei Fläschchen Medizin und drei Päckchen Tee und ich legte ihr den Taler, den es kostete, hin, und ging befriedigt nach Hause. Ob mir die Medizin, der Tee oder die Milch, die ich nun jeden Tag früh anstatt Kaffee trank, meine Krankheit linderte, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich die letztere.

Ungefähr fünf Wochen vor Beginn der nächsten Zuckerkampagne / es wurde gewöhnlich am ersten Oktober angefangen / entschloß sich der Vater, wieder nach Hause zu gehen, um zu sehen, ob er doch nicht seinen Posten wieder erhalten könnte. Ich sollte inzwischen allein da bleiben und weiter arbeiten, bis er mir schriebe, daß auch ich nach Hause kommen solle. Er meinte, ich könnte wöchentlich viertausend Ziegel machen und rechnete mir vor, wie viel ich da verdiente, wie viel davon auf die Kost kommen dürfe und was dann noch übrig bleiben müsse. Viertausend machten aus: elf Mark zwanzig Pfennige. Sechs Mark die Kost, so blieben noch fünf Mark übrig. Seine Rechnung gefiel mir. Denn ich hoffte auch, so viel machen zu können. Ein bißchen Ehrgeiz trieb mich, zu zeigen, was ich könnte.

Als ich dann allein zu arbeiten anfing, sah ich erst ein, wie schwer die Einzelarbeit war. Zum Lehmzubereiten war ich unbedingt noch zu schwach. Denn der Lehm mußte aus dem Sumpfloch geworfen, gepeitscht und wieder auf einen Haufen geschaufelt, dann erst auf den Tisch geschmissen werden. Er hing und klebte, und ich mattete mich sehr ab und brachte immer weniger fertig. Die letzte Woche waren es schließlich gar nur zweitausend Ziegel, die ich zusammen-

fuhrwerkte. In der ersten Woche, wo ich noch mehr verdient hatte, kaufte ich mir in Freiberg schnell eine Hose und ein wollenes Vorhemd; ich dachte nicht daran, wie es später werden könnte. Nun, wo ich nach Hause gehen wollte, hatte ich kaum das nötige Reisegeld und war froh, als mir der Meister fünfzehn Groschen dazu gab.

Sehr lustig war ich auf der Heimreise nicht, da ich mir bewußt war, was es zu Hause setzen werde, wenn ich so leer, ohne Ersparnisse ankomme. So wie ich es voraussetzte, geschah es auch. Als der Vater schließlich erfuhr, wie es mit mir stehe, brach das Donnerwetter los. Ich bekam alle Namen, nur keine hübschen. Lump, Plamender, Taugenichts, und hätte sich die Mutter nicht dazwischen gestellt, wer weiß, was noch darauf gefolgt wäre.

Erst nach achtundzwanzig Jahren bin ich dann wieder einmal nach Berthelsdorf gekommen. Es war, als mein Sohn nach Thüringen fuhr und ich ihn von Dresden bis nach Freiberg begleitete. Die Drechslers fand ich damals noch in der Ziegelei. Den Robert, ihren Sohn, suchte ich in seiner Wohnung auf, er hatte die Schlosserei gelernt und besaß auch ein hübsches Vermögen: sieben Kinder, und die älteste Tochter war schon neunzehn Jahre alt. Der Ziegelstreicher Jünger hatte den Tod unter der Lehmwand gefunden. Und der Ziegeleibesitzer war beim Baden im Teiche ertrunken.

Gleich am nächsten Tag nach meiner Rückkunft ging ich auch mit in die Fabrik, wieder nach Mscheno. Der neue Direktor war ein kleiner düsterer Mann, hinten und vorn ausgewachsen. Er sprach mit dem mährisch-tschechischen Dialekt. Mit ihm waren auch mehrere Arbeiter angekommen, die er bevorzugte und begünstigte. Sie sprachen ihn nicht anders an, wie „Gnädiger Herr!" und die Einheimischen machten es ihnen dann nach. Das war mir nicht gegeben. Ich dachte jedesmal, wenn ich das Wort hörte, an den Baumeister in Leneschitz. Die anderen zwei Beamten, Adjunkte, waren auch neu. Der eine hieß Tranta und schien nach seinem Benehmen und Aussprache intelligent zu sein. Der zweite hieß Tomek und war das Gegenteil des ersteren.

Mein Vater hatte seinen früheren Posten wieder erhalten. Ich aber mußte die Zeit, ehe die eigentliche Kampagne begann, verschiedene Arbeit tun. Als es dann richtig losging, hatte der Direktor für mich an keinem Apparate Arbeit. Ich ging deshalb zu meinem

 Vater auf dem Zuckerboden arbeiten. Dort war wohl die Arbeit am schwersten, aber ich machte mir nichts daraus, weil ich froh war, daß ich dem Direktor aus den Augen kam. Denn wie ich merkte, war er mir nicht sehr gut, und ich ihm auch nicht.

Die schwerste Arbeit hatten wir damals immer früh zu machen. Es mußten alle Tage früh zwölf- bis vierzehnhundert mit Rohzucker gefüllte Blechformen, die im Durchschnitt sechsundzwanzig Kilogramm wogen, auf den ersten oder zweiten Zuckerboden hinauf getragen werden. Jeder Mann nahm auf jede Achsel ein Stück. Diese Arbeit dauerte gewöhnlich vier Stunden, von fünf bis neun Uhr früh. Kleidungsstücke konnte man dabei keine auf dem Leibe tragen, da es zu warm war und der Zucker überall klebte. Man ging also nackt und band sich nur vorn und hinten eine Sackschürze um. Nach dieser Arbeit wurden dann genau so viele Hunderte Formen abgezogenen Zuckers ausgestürzt, gemahlen und im Zuckermagazin auf Haufen geschaufelt, von wo er gewöhnlich zweimal die Woche eingesackt und abtransportiert wurde. Bei dieser letzteren Arbeit mußten meistens Überstunden, oft bis zwölf Uhr nachts, gemacht werden. Für eine Überstunde bekamen wir fünf Kreuzer und für den Tag sechzig Kreuzer. Ich nur fünfzig. In dieser Fabrikabteilung war es am wärmsten, da nie ein Fenster aufgemacht werden durfte. Und damit überhaupt keins geöffnet werden konnte, schraubte man gleich einen jeden Flügel mit Holzschrauben an.

Noch wärmer, oder vielmehr heißer, war es in dem von uns so genannten Schmierlokal, in dem die Nachprodukte in großen Reservoirs reiften, um dann in den Zentrifugaltrommeln ausgeschleudert zu werden. Dort mußte gleich ganz nackt gearbeitet werden. In diesem Marterloch brachte ich nach der Kampagne die schönsten Wochen des Hochsommers zu. Selten hielt jemand lange dort aus, stets wegen der großen Hitze. Mich aber zwangen sie immer wieder hinein. Wegen der Hitze machte ich mir schließlich nicht soviel daraus. Aber wenn der Sommerabend herrlich war und ich dann auf diese Nachtschicht gehen mußte, packte mich jedesmal eine blinde Wut. „Mag er doch seine Günstlinge hineinstecken!" meinte ich dann immer schimpfend und bedauerte meine Machtlosigkeit gegen Vater und Direktor.

Als dann diese Arbeit endlich, endlich zu Ende war, wurde ich

den Kesselschmieden als Gehilfe zugeteilt. Diese arbeiteten von früh fünf bis acht Uhr abends und Sonntags auch bis mittags.

Einmal schien es dem Direktor wohl, daß wir zu viel Überstunden gemacht hatten, denn er hatte uns acht davon gestrichen. Samstag bei der Lohnauszahlung bekamen wir, ich und der andere Gehilfe Krupka, für acht Stunden weniger ausbezahlt. Natürlich aber waren wir damit nicht zufrieden; auch wir wollten umsonst nicht arbeiten, nachdem der Lohn ohnehin so schreiend gering war. Wir gingen zum Direktor hin. Aber wir kamen schlecht an. „Marsch, marsch! Ihr habt verdient genug!" schnauzte er uns an, auf die Türe zeigend. Und es war mit ihm nichts zu richten. Doch fanden wir schließlich einen guten Vertreter unserer Sache in der Person des älteren Kesselschmieds. „Herr Direktor!" sagte er barsch und geradeweg, als dieser Sonntags früh in das Kesselhaus hereinkam, „wenn Sie diesen Leuten nicht ihren verdienten Lohn zahlen, dann lasse ich mir Gehilfen von zu Hause kommen, die Ihnen doppelt so teuer stehen werden." Ich jauchzte! Der Ton und die Unerschrockenheit des Mannes gefiel mir sehr. „O, könnte ich auch so wie er auftreten!" war mein einziger Wunsch. Sofort danach konnten wir uns unser vorenthaltenes Geld holen.

So wie mit uns machte es dieser Direktor auch mit den übrigen Arbeitern. Man hörte bald den, bald jenen klagen, daß er nicht gerecht bezahlt würde. Kein Wunder, wenn infolgedessen jeder nur gezwungen Überstunden machte. Aber niemand getraute sich, gegen diese Willkür energisch aufzutreten. Denn in so einem Orte, wo kein zweiter Betrieb da ist, mußte jeder, der aus dem einzigen hinausgeworfen wurde, gleich auswandern. Von den paar Wochen Feldarbeit im Sommer konnte ja niemand leben. Auch die Löhne selbst trachtete der Direktor, wo und wie es nur ging, zu drücken. Und die waren doch gewiß schon niedrig genug.

Als dann die Reparatur an den Dampfkesseln fertig war, kam ich wieder zum Kupferschmied als Gehilfe. Dort war die Arbeitszeit von früh sechs bis acht Uhr abends. Und diese Arbeit endete kurz vor Beginn der neuen Kampagne. So traurig verfloß mir dieser ganze schöne Sommer, dessen sich ein jedes junge Leben freut, in das Meer der Vergangenheit.

Die neue Kampagne begann dann wieder, und mit ihr wieder

In Mischeno die Nacht- und Tagschichtarbeit. Ich wurde diesmal, ich wußte gar nicht, wie ich dazu kam, als Sieder an die Robertapparate gestellt. Bei dieser Arbeit brauchte man nur gut aufzupassen, sonst war sie sehr leicht und sauber, so daß man auch besser dabei gekleidet gehen konnte. So weit wäre ich mit ihr also zufrieden gewesen, wenn ich nur nicht um zehn Kreuzer die Schicht weniger Lohn bekommen hätte, wie mein Ablöser. Das ärgerte mich höchlichst. Doch blieb ich bis zum Ende. 170

Bei dieser Kampagne fehlte der Adjunkt Tomek; an seiner Stelle stand ein neuer Beamter, Berounsky mit Namen. Ich und mein Bruder hatten gleiche Schicht und auch unserer Hauswirtin Tochter Luis, die im vorigen Winter nur einige Wochen mit in der Fabrik gewesen war, dann plötzlich Feierabend machte und nach Budin in Dienst ging. Warum sie das damals tat, wußte niemand von uns, obwohl wir uns alle über ihren Entschluß gewundert hatten.

Sie war nicht ganz zwei Jahre jünger wie ich. Sie war von schlankem Wuchs, mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Sonst war sie freilich keine Schönheit ersten Ranges. Was mir aber immer an ihr gefiel, war ihre Zurückhaltung und ihr sittliches Betragen, wodurch sie sich von vielen Mädchen, die ich bisher kennen lernte, unterschied.

Wir gingen des Morgens zusammen in die Fabrik und abends zusammen von ihr nach Hause. Selten allein, meistens in Gesellschaft anderer, die auch von der Arbeit heimkehrten. Unterwegs sangen die Mädchen gewöhnlich Lieder, und die Luis sang mit; sie hatte eine schöne Stimme. Mit uns Burschen machte sie nicht viel Wesens.

„Kriegst eine Ohrfeige, wirst sehen!" schrie sie zornig, wenn einer einmal aufdringlich wurde. Und so verhielt sie sich auch in der Fabrik. Deswegen hatte ich sie auch ein wenig mehr lieb als die übrigen Mädchen. Mir gefiel ihre tugendliche Art. Aber sonst fühlte ich keine besondere Neigung zu ihr. Auch von ihrer Seite nahm ich keine solche wahr.

Abends, nachdem wir Tagschicht gehabt hatten, spielten wir gewöhnlich bei ihrer Mutter Karten, oder sie las einen Roman vor. Das waren die einzigen Unterhaltungsmittel, bei denen wir die langen Winterabende verbrachten.

Einmal, als ich mit ihrer Mutter allein war und mit ihr über die Verhältnisse in der Fabrik sprach, kam auch die Rede auf den Tomek. Da schimpfte die Mutter ganz zornig auf ihn. „Gott sei Dank! daß der Mensch fort ist. Er hätte mein Kind unglücklich gemacht!" sagte sie schließlich, atmete tief auf und seufzte. Und dann erzählte sie auf mein Drängen folgendes: Als die Luise wieder mal Nachtschicht hatte, schickte sie der Adjunkt Tomek, der den Dienst von zwölf Uhr mittags bis zwölf Uhr nachts versah, in seine Wohnung, damit sie ihm sein Bett aufbetten sollte. Seine sowie der übrigen Beamten Wohnung befand sich in einem Fabrikshause, das auf der andern Seite des Fabrikshofes, an der Bezirkstraße, stand. Die Beamten waren alle unverheiratet, auch der Tomek. In dem Hausflügel, in dem er wohnte, waren auch noch andere, niedriger gestellte Vorgesetzte aus der Fabrik untergebracht, so der Maschinist und der Zuckersieder. Und die Luis, nichts Böses ahnend in ihrer jungfräulichen Reinheit und Ehrenhaftigkeit, gehorchte seinem Befehl und ging. Kaum war sie in der Wohnung oben angekommen, war auch schon der Tomek da. Er verschloß hinter sich die Zimmertüre und versuchte nun sofort, sie sich zu Willen zu machen. Anfangs noch mit rosigen Worten und übersüßen Versprechungen, dann mit Gewalt. Schließlich war ein regelrechter Ringkampf zwischen beiden entsponnen, ganz lautlos. Bis das Mädchen schließlich halblaut gedroht: „Wenn Sie mich nicht gehen lassen, rufe ich laut, so viel ich kann um Hilfe!" Das wirkte endlich, denn es konnte ihm doch verhängnisvoll werden. Er ließ sie fahren. Sie konnte gehen. Aber von diesem Augenblicke an hat er sie dann bei aller Arbeit so schikaniert, daß ihr bald nichts übrigblieb, als eben in jenen Dienst zu gehen.

Ich aber, seit ich das alles gehört hatte, war wie verwandelt zu dem Mädchen. Sie war in meinen Augen die Tugendhafteste und Reinste, eine Heldin! „Schade, daß wir beide noch so jung sind. Die müßte meine werden!" philosophierte ich seitdem oft für mich hin. Ich war ja damals kaum achtzehn Jahre alt!

Aber nur kurze Zeit verging, und unsere Herzen fingen an, sich immer mehr zu verstehen. Ohne offene Liebeserklärung, nur den Blicken folgend, neigte sich ihr Herz dem meinen zu. Nur stumm, verstohlen, durch unsere Blicke, tauschten wir unsere Gefühle aus.

 Ich war noch zu verschämt, um ihr sagen zu können, wie hoch ich
sie schätzte und wie sehr ich sie liebte. Das geschah erst ganz nach und nach, nachdem unsere Neigung immer höher stieg.

Ihre Mutter legte unserer Liebe nichts in den Weg; vor ihr brauchten wir also nichts zu verbergen. Und meine Eltern sahen anfangs dem Spiele auch gleichgültig zu. Wie glückselig fühlte ich mich dann eines Tages, als die Luis einmal, während Mutters Abwesenheit, zum ersten Male duldete, sich küssen und an meine Brust drücken zu lassen. Und ich dachte gar nicht daran, etwas mehr zu verlangen. Hatte ich doch der Frau bei Gott geschworen, daß ich der Luis in ihrer Unschuld nicht zu nahe trete!

Aber später stieg die Sehnsucht des einen nach dem anderen immer mehr. Abends, Sonntags oder wenn uns sonst noch Zeit gegönnt war, war Gegenstand unseres Gesprächs nur unsere Liebe. In unserm Liebesglück schwebend, kümmerten wir uns nicht um das, was um uns herum geschah und was nicht mit unserer Liebe zusammenhing. Wir wurden gegeneinander immer unersättlicher! Und immer freier und dreister! Wir suchten immer mehr die Einsamkeit. Es fing an, uns unbequem zu werden, wenn noch andere Augen mit uns waren.

Wenn wir manchmal ungestört, liebkosend dasaßen, einer dem anderen genug seiner Treue versichert hatte, uns umarmt hielten und süß küßten, da kam dann plötzlich ein tiefes Schweigen: die Triebe regten sich ganz heftig und sie ließen sich nicht mehr beherrschen. Und schließlich geschah auch mit uns das Menschliche. Ich verletzte meinen Schwur und die Luis vergaß ihre Unschuld. Und weil sich keine Folgen einstellten, wir weiter frisch und gesund blieben, fuhren wir weiter. Ich aber war bei alledem der Hauptschuldige.

Mit dem Direktor geriet ich damals auch immer mehr auf feindlichen Fuß. Er haßte mich und ich ihn noch mehr. Er schob mich in jedes Dreckloch und zahlte mir trotzdem stets weniger Lohn als den andern Arbeitern. Ich wurde immer wilder darüber. Zuletzt prallten wir so zusammen, daß er mir gleich mit dem Hinauswurf drohte. Wir, ich und mein Bruder, reinigten einen Dampfkessel, wofür es zwölf Gulden gab. Weil wir aber zu schnell mit der Arbeit fertig gewesen seien, kriegten wir wieder vier Gulden

173 weniger ausgezahlt. Das wollte ich mir natürlich nicht gefallen In Mscheno
lassen und ließ meinen Schnabel, ohne Rücksicht was folgte, spazierengehn. Da drohte er und hetzte mir auch noch meinen Vater auf den Hals. Der verlangte stets, daß man wegen der dauernden Arbeit ein Auge zudrücken müsse. Aber mit dieser Meinung hatte ich mich nie recht befreunden können, erst recht damals nicht. Luises Mutter meinte wieder, als ich auch mit ihr das Vorkommnis besprach und meinen Unwillen äußerte: „Da möchte man doch einmal den Kaiser davon verständigen, damit der erfährt, wie mit armen Leuten umgegangen wird!" Schließlich blieb es bei der Einsicht in meine Machtlosigkeit. Wie sollte ich mich auch an dem gehaßten Manne rächen? Ich konnte nachdenken darüber, wie ich wollte, ich kam immer wieder zu ein und demselben Schluß: „Ja, wenn nur alle eines Sinnes wären!"

Endlich fiel mir ein, daß ich ihm wenigstens Angst eintreiben und warnen könnte, mit den Arbeitern nicht mehr so ungerecht zu verfahren. Ich schrieb ihm einen Drohbrief! In dem ich ihm freilich nicht wie ein russischer Nihilist mit dem Tode drohte. I, Gott bewahre! Aber ich legte ihm ans Herz, was er alles schon Ungerechtes an den Arbeitern getan, wie er die Arbeiter unnötigerweise Sonntags zur Arbeit zwinge und damit gegen das Gebot Gottes verstoße. Am Schlusse fügte ich hinzu, daß, wenn er so fortfahre, wir noch Verschwörung gegen ihn einleiten müßten! Nur die Frau Trnobransky wußte von diesem Geheimnis und sonst kein anderer Mensch. Einigemal sah ich danach den Gendarm in der Fabrik; aber die Verschwörer waren nicht zu erforschen. Ein bißchen hatte der Brief aber doch gewirkt. Die ärgsten Schindereien hörten auf. Und den folgenden Sommer verrichtete ich dann wieder so wie im vergangenen die verschiedensten Arbeiten.

Unser Familienleben war, seitdem wir hierher gezogen, bedeutend besser. Ich selbst hatte es nun insofern besser, daß ich das Spielengehen mit der Harmonika los wurde. Trotzdem hatte die Mutter zuzeiten auch hier mit derselben Not zu kämpfen wie früher, obwohl wir nun ihrer drei waren, die schon verdienten. Der Vater strich das Geld, das wir verdienten, ein und gab davon der Mutter einen Betrag als Kostgeld; zu dem übrigen hatte weder sie noch ich etwas zu sagen. Er frug sie nie, ob sie damit auskomme oder nicht. Sie

 mußte sich eben kümmern wie sie durchkam. Er frug auch nicht, ob die drei Mädchen, meine Geschwister, etwas zum Anziehen brauchten. Das war auch ihre Sache! Wenn es also nicht reichte, dann machte sie Schulden, von denen aber der Vater nichts erfahren durfte. Es wurde beim Kaufmann oder Schnittwarenhändler ohne Buch oder Zettel, also geheim geborgt; und was diese in ihr Buch eingeschrieben hatten, war heilig, das mußte bezahlt werden; sie hatte nichts in Händen, um kontrollieren zu können, ob ihr nicht mehr geschrieben werde, als ihr Kauf betrug. Diese Leute wußten auch, daß sie nicht schreiben, lesen und rechnen konnte. Solche geheime Schulden konnte sie aber nur dann wieder abbezahlen, wenn sie selbst etwas verdiente. Im Winter war ihr das freilich nicht möglich, da die Feldarbeit ruhte. Sie legte also immer ihre Hoffnung auf den Sommer. Da plagte sie sich von früh bis abends und den ganzen Sommer hindurch. Die Gänse, die Ziege und das Schwein mußten auch noch versorgt werden. Unsere und ihre Wäsche wusch sie abends, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war oder auch Sonntags. Wenn aber der Herbst kam, hatte sie wieder nichts von ihrer ganzen Plage. Ach! wie viele Tage hat sich nicht die Mutter auf diese Weise nicht nur für uns, sondern wegen Vaters Rücksichtslosigkeit, auch für andere, für Wucherer geplagt! Ich selbst wußte sehr gut, wie schlecht es ihr ging, weil sie vor mir nichts verheimlichte. Ich war ja doch schon so verständig, um ihr Leid, wenn sie mir es klagte, zu begreifen. Da fühlte ich mit ihr immer ein großes Mitleid und erregte mich schwer gegen den Vater. Als es einmal wieder zwischen Vater und Mutter wegen des Kostgeldes zum Streit kam und sie ihn darauf hinwies, daß wir nun alle schon heranwachsen, mehr brauchten und er deshalb mehr Geld hergeben müßte, stand ich vom Tische auf, um die Mutter zu verteidigen: „Vater, Ihr müßt einsehen, daß die Mutter recht hat und daß es so nicht mehr weiter geht. Ihr wollt nicht mehr hergeben und die Mutter ist gezwungen, Schulden zu machen, die Ihr dann auch nicht zahlen wollt!" Da sah mich der Vater ganz erstaunt an und griff plötzlich in die Tasche: „Na, meinetwegen freßt alles hinein. Da!" sagte er zornig und warf zwei Silbergulden auf den Tisch.

Mit dem Taschengelde für uns knickerte der Vater auch sehr. Ich erhielt jeden Sonntag vierzig und der Bruder zwanzig Kreuzer.

Das ärgerte mich zwar gerade nicht, denn ich sparte mir damals In Mischeno doch noch davon neunzehn Gulden, für die ich mir eine Harmonika von Prag schicken ließ. Man hatte ja auch wenig Gelegenheit zum Geld vertun. In dem Orte gab's höchstens dreimal im Jahre Tanzmusik. Und Gasthäuser besuchte ich in der Zeit noch selten. Doch war ich mit dem Vater nie recht zufrieden. Er schien mir so kurzsichtig. Allerdings, der Wahrheit die Ehre! Verschwender war er nicht und ist es bis heute keiner! Bier trank er nur mäßig, Schnaps ganz selten, auch war er nur ein Sonntagsraucher; von Vergnügungen hielt er sich ganz zurück; Karten spielte er auch nur aus Zeitvertreib, und betrunken habe ich ihn nur einmal gesehen. Er war nur zu sparsam. „Wenn nur der Magen voll ist. Alles braucht man nicht durch den Ranzen zu jagen!" war sein Sprichwort.

Damals wurden wir, das heißt ich und die Luis, auch plötzlich aus unsern Liebesträumen gestört. Ihr Bruder, ein Schmiedgeselle, kam von der Wanderschaft nach Hause, fing auch in der Zuckerfabrik an zu arbeiten. Als er von unserm Liebesverhältnis erfuhr, schimpfte er seine Mutter, züchtigte die Luis und verbot ihr, mit mir zu reden; ich aber durfte nicht mehr in ihre Wohnung. So blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Stelldicheins je nach gebotener Gelegenheit abzuhalten, um unsere Herzen wenigstens einigermaßen zu befriedigen. Zu unserer Freude hatten wir unter diesem Hindernis nicht lange zu leiden. Die Verhältnisse räumten das Hindernis bald aus dem Wege. Als die Kampagne im Herbst 1882 von neuem anfing, wurde Joseph an die Betriebsmaschine als Wärter versetzt. Ich kam wieder an die Robertsapparate und die Luis zur Schneidmaschine; wir beide hatten die gleiche, er die andere Schicht. Hatten wir Freude, als das so kam! Auch Luis ihre Mutter ging dies Jahr in die Fabrik. Sie hatte immer Tagschicht. So waren wir denn stets, wenn wir Nachtschicht hatten, ganz allein und konnten unsere seligen Stunden frei genießen.

Aber auch mein Vater, der wohl nun einzusehen anfing, daß das Liebesverhältnis immer offener und ernster wurde, besann sich, das Feuer zu löschen. Er nahm mich öfter bei passender Gelegenheit ins Gebet. Er meinte, daß ich zu solchen Sachen noch Zeit hätte und daß es mit den Vermögensverhältnissen bei der Luis auch schlecht stände. Das Haus wäre ganz verschuldet und das Mädchen hätte

 davon nichts zu hoffen. Der Schluß seines Zuredens lautete gewöhnlich: „Heute muß man nur aufs Geld schauen. Eine Frau, die Geld hat, ist doch besser, und wenn sie gleich einen Fehler mehr hat, wie die, die nichts besitzt. Von der Frau wirst du nichts abbeißen können." Bei ihm galt eben das Sprichwort: Geld regiert die Welt! Heute, wo ich auch schon von der Macht des Geldes genug erfahren habe, wäre es schon eher möglich, mir so eine Philosophie einzureden, mich zu bewegen, eine zu nehmen, die etwas, und je mehr desto besser, besitzt. Vorausgesetzt, daß sie so dumm gewesen, mich Habenichts auch zu nehmen. Aber damals? Was frug ich damals nach dem Gelde? Die Luis stand mir höher, ich schätzte sie höher als Diamanten! Und wenn sie mir aus Liebe ihre Unschuld opferte, so fühlte ich mich als Hauptschuldiger, als ihr Verführer! Und nun sie verlassen? Nein, nie. So philosophierte ich bei mir.

Dann war wieder Frühjahr. Mein Feind Joseph zog von neuem in die Fremde. Ich und Luis schwelgten ohne Hindernisse in Liebesglück.

Von Prag kamen damals zwei Geometer, um eine Bahnstrecke von Mscheno nach Kmetnowes auszumessen. Sie ersuchten die Direktion um einige Gehilfen. Ich und noch drei Mann wurden hinkommandiert. Zum erstenmal sah ich da, wie geometrische Arbeit ausgeführt wird. Mir ging es dabei aber schlecht. Denn, wenn ich mit der Holzlatte, auf der sich schwarze und rote Zahlen befanden, zwei- bis dreihundert Meter von dem Ingenieur entfernt stand, und der mir nach rechts oder links mich zu stellen winkte, konnte ich das nicht sehen. Die andern Arbeitskollegen lachten darüber und foppten mich. Das weckte in mir Leid und Zorn. Zwei Tage machte ich daher nur mit, dann blieb ich lieber zu Hause. Als ich darauf wieder in die Fabrik kam, machte mir der Direktor Vorwürfe und überschüttete mich mit Grobheiten, weil ich den Geometern davongelaufen. Ich hörte mir's ruhig mit an, weil ich den wahren Grund, warum ich nicht mehr hinging, nicht angeben wollte. Damals, überhaupt in meinen jungen Jahren, schämte ich mich meiner Kurzsichtigkeit noch sehr. Weil ich nun schwieg und nichts als Entschuldigung vorbrachte, durfte ich auch nicht wieder in der Fabrik anfangen zu arbeiten. Nun brach ein Donnerwetter auch zu Hause los. Der Vater warf mir vor, daß ich zu hoch hinaus denke, nichts einstecken wolle und mit dem Kopf die Wand durchstoßen möchte.

„Merke dir's! Wer sich nicht erniedrigt, der wird auch nicht erhöht!" waren seine Schlußworte.

Ich arbeitete dann bei Bauern herum. Die meiste Zeit des Sommers aber in einem Meierhofe, bei einem Juden Nohel. Aber diese Arbeit freute mich nicht besonders, erstens, weil ich wenig davon verstand, trotzdem ich auf dem flachen Lande aufgewachsen war, und zweitens, weil ich da keine bleibende Aussicht für den Winter hatte. Lohn gab's auch höchstens fünfzig Kreuzer den Tag, für die man von früh sechs Uhr bis spät abends schuften mußte. Dies alles und dann noch des Vaters feindliche Blicke, nötigten mich schließlich, Umschau zu halten, um anderwärts Arbeit zu bekommen. Das wollte ich nun auch gerne tun. Aber wenn ich darüber nachdachte, wurde mir jedesmal bänglich ums Herz herum. Was sollte mit der Luis werden? Wenn ich fortging, dann mußten wir uns trennen! Und das waren für mich schreckliche Gedanken!

Luis ihre Mutter erzählte mir da auch von ihrem Bruder in Aussig. Daß es ihm dort gut gehe, und sie meinte, daß auch ich vielleicht dort ankommen könnte. Ich wollte ihm auch schreiben, mich bei ihm befragen, wie es dort mit der Arbeit stehe; aber auch dazu konnte ich mich nicht recht entschließen und schob es immer wieder auf. Bis dann Luis ihre Großmutter starb. Da kam auch deren Sohn, Max, von Aussig zum Begräbnis, und da machten wir die Sache mündlich aus. Er erzählte mir, daß da ein Gulden pro Tag der niedrigste Lohn wäre. In Akkord täten Leute auch das Zwei- bis Dreifache verdienen. Arbeit wollte er mir in der Glasfabrik verschaffen. Kurz nachher erhielt ich eine Karte, daß ich kommen könne, wann ich wolle.

In Außig

Die befürchtete schreckliche Stunde des Abschieds näherte sich nun für uns Verliebte immer mehr. Wir sahen ihr gar beklommenen Herzens entgegen. Als wir nun eines Abends wieder umarmt dasaßen und uns noch wärmer wie sonst liebkosten und küßten und aneinander schmiegten, rief Luis plötzlich entschlossen: „Ohne dich will ich nicht leben! Ich gehe mit!" legte ihre Hände auf meine

 Achseln und schaute mir freudenvoll ins Gesicht. Mir kam schon
manchmal ihre Liebe zu lau vor, und öfter wurde ich von der Eifersucht gepeinigt, nun aber war ich überzeugt, daß auch sie mich aus vollem Herzen liebte. Nun schätzte ich mich als der Glücklichste auf Erden!

Bald nachher traten wir vor ihre Mutter und enthüllten ihr unsere Herzenswünsche. Ich besonders hatte die Aufgabe, ihr einen Plan über unser künftiges Leben in Aussig zu entwerfen. Ich riet, das Haus zu verpachten und auch sie mit nach Aussig zu nehmen. Wir beide, Luis und ich, wollten auf die Arbeit gehen; alle drei sollten in einer Wohnung leben und gemeinschaftliche Kasse führen. Dabei rechnete ich ihr auch vor, wie viel Pacht sie bekommen könne, daß sie davon dann die Zinsen für die auf dem Hause lastenden Schulden zahlen, ja sogar noch die Schuld selbst tilgen könnte. Und wenn wir auch noch das dazu legten, was wir ersparen würden, so sei das Haus bald schuldenfrei. Wie hoch die Schulden waren, frug ich gar nicht. „Alles wird bezahlt werden!" versicherte ich mir selbst, ohne zu wissen, daß ich mich selbst belüge. Die Frau horchte gespannt und verwundert zu, wie selbstbewußt und sachverständig ich ihr das alles auseinandersetzte. Dann setzten wir die Beratung über die Einzelheiten des Vorhabens fort. Nachdem alles kreuz und quer beraten war, stimmte sie dem Plane zufrieden zu. Hocherfreut, daß sie nichts einwendete, fiel ich ihr mit beiden Armen um den Hals und küßte sie auf die Stirn. Es wurde beschlossen, daß ich einstweilen allein hingehen solle, und wenn ich Arbeit für Luis hätte, es zu schreiben. Unterdessen sollte alles mit dem Hause in Ordnung gebracht und die Reise der Luis und ihrer Mutter vorbereitet werden. Zu Hause erfuhr niemand etwas von dem ganzen Vorhaben. Nur der Mutter teilte ich mit, daß ich abreisen wolle, ohne ihr sonst etwas zu verraten. Sie wandte mir auch nichts ein, meinte nur, daß mir ja nichts anderes übrigbleibe.

Eines Morgens, es war am 18. August 1883, der Vater war in der Fabrik, packte ich meine Sachen, Wäsche und zwei Anzüge, den dritten hatte ich an, in eine Reisetasche, hing meine Harmonika auf die Achsel, nahm Abschied von Mutter und Geschwister und begab mich auf den Weg nach der Stadt, von woher mir in meiner Phantasie ein neues Glück entgegen winkte.

 Auf dem einsamen Wege über Budin nach Lobositz, von wo ich
dann mit dem Dampfschiff weiter nach Aussig fahren wollte, versank ich tief in Zukunftsgedanken. Voll von Plänen über mein künftiges Leben, schritt ich langsam meinem Ziele zu. Könnte ich heute alles, was mein Gehirn damals auf dem über drei Stunden langen Wege ausheckte, aufs Papier bringen, so würde mich's selbst freuen. Die süßesten Hoffnungen waren es! Ich träumte und plante so wie alle Landbewohner, die von der Not getrieben oder vom Glanze der höheren Löhne in die Städte gezogen werden, um sich dort auch ein kleines Kapital, durch Arbeit und Sparen, zu erringen, um dann womöglich wieder zurückzukehren aufs Land. Denen ihre Lebens- und Weltanschauung noch ganz von bäuerlichen und religiösen Vorurteilen durchflochten ist. So einer war auch ich. Arbeiten und sparen war auch mein Ziel. Ich war meinem Vater ganz verwandt: im Gelde erblickte auch ich doch schließlich das Heil! Von einem menschenwürdigen Leben und was zu ihm gehörte, davon hatte ich noch keinen Begriff damals. Und für das Schöne noch keinen Sinn. Meine Hoffnungen waren noch ganz unreif, ganz persönlich. Meine Auserwählte, die Luis, sollte an meiner Seite stehen, die Früchte unsers glücklichen Daseins, wie ich mir's in die Luft malte, mitgenießen. Ich wollte sie glücklich sehen, ihres Lebens mich freuen. Sie sollte sich nicht so wie meine Mutter Tag und Nacht schinden und plagen, wenn sie einst meine Frau wäre. Unsere Kinder sollten sich nicht in ihren jungen Jahren bettelnd in der Welt herumtreiben dürfen, wie ich es tun mußte. Das war der Kern meiner Erwägungen, bevor ich Lobositz erreichte und das Dampfschiff bestieg.

In Lobositz bekam ich nach langer Zeit wieder die deutsche Sprache zu hören. Die Fahrt auf der Elbe, die sich zwischen grün gezierten Bergen dahinwendet, war sehr schön, nur für mich zu lang. Ich sah ungeduldig und sehnsüchtig der letzten Station, Aussig, entgegen.

Als ich das Dampfschiff dann verließ, schritt ich, hier und da gleich nach der Glasfabrik fragend, durch die Gassen der Stadt, ohne mich nach rechts oder links viel umzuschauen, bis ich endlich die Familie Maj unweit von der Glasfabrik in ihrer Wohnung fand. Ich wurde freundlich empfangen, auch von den beiden Töch-

 tern, die bald nach mir aus der Arbeit ankamen. Abends führten mich dann Maj und seine Töchter gleich in der Fabrik herum, um mir zu zeigen, wie die Flaschen gemacht werden, da ich das zu sehen wünschte. Als wir uns dann vor dem Schlafengehen versammelten, waren wir im ganzen zehn Personen. Der Maj mit seiner Frau, die zwei Töchter, dann noch zwei kleinere Kinder, außerdem drei Logisburschen und ich. In dem Zimmer rechts standen zwei Betten. In die schmale Küche wurden Strohsäcke geworfen, auf die sich die zwei kleinen Jungen legten. Wir übrigen vier aber begaben uns in den noch übrigen Raum, ein sehr kleines Kämmerchen, das links sich an die Küche anschloß, und streckten unsere Glieder auf Strohsäcken aus, die auf einer von Holzböcken und Brettern aufgestellten Stellage lagen. Na, so etwas erschreckte mich nicht mehr. Ich hatte in meinem Leben schon schlechter gelegen und geschlafen. Die Hauptsache war ja, daß man unterm Dache war. Doch aber machte das, was ich da sah, auf mich einen tiefen Eindruck. Die ganze Wohnungseinrichtung schien mir gegen die hübschen Verdienste, von denen ich hörte, sehr ärmlich. Wo lag die Ursache? war die Frage, die mich sehr lebhaft ergriff.

Am nächsten Tag saß ich in der Küche. Frau Maj bereitete das Mittagessen. Wir plauderten über die Verhältnisse auf dem Lande und verschiedenes andere. Sie meinte dann: „Ach, man hat dort nichts und hier auch nichts." Dann fuhr sie fort, das Ausgesprochene zu begründen. Ihre Meinung war, daß es auf dem Lande in einer Beziehung besser wäre wie hier, wo Miete und Lebensmittel viel teurer wären. Sie hätten, wie sie noch auf dem Lande waren, eine Ziege, Hühner, Gänse und auch ein Schwein sich halten können. Man brauchte daher keine Eier und Federn kaufen. Die Gänse wurden im Herbst verkauft, das Schwein vor Weihnachten geschlachtet; es gab Fleisch, und das Fett reichte lange Zeit. Gras und das übrige Futter holte man sich vom Rain oder erntete es auf den Feldern nach. Das alles sei hier in der Stadt nicht möglich; man müßte alles, was man in den Mund stecken wolle, kaufen und teuer bezahlen. „Das Schlechte ist dort nur wieder, daß die Arbeit nicht dauert; sonst täte man dort besser leben wie hier, wo noch einmal soviel und mehr als das verdient wird." Das war das Ergebnis. Doch war ich in diesem Augenblick

davon noch nicht überzeugt. Daß man hier, bei so viel höherem Verdienst, wirklich nichts sparen könne, schien mir doch zweifelhaft. Aber ein bißchen trübte es schon meine Hoffnungen. Als ich dann dem Onkel Max die Kohlen in den Hund einladen half, sagte er zu mir zutraulich: „Am besten wäre es, wenn man dem Polier Richter einen Gulden steckte, der schafft dann Rat!" „Fahre hin!" dachte ich.

Ich kam daraufhin auch gleich als Kohlenschieber bei der ersten Glaswanne an. Als solcher hatte ich in jeder Schicht ungefähr sieben Tonnen Kohlen an den Gasofen zu schaffen und diese mit dem Schürer zusammen in den Ofen zu schütten. Nebst dieser Arbeit waren noch vier bis fünf Hunde Asche von dem Ofen auf die Halde hinauszuschaffen. Dies war die schlimmste Arbeit. Die Ascheschaufel war an einer Eisenstange angemacht und wie eine mittlere Tischplatte groß. Durch die Feuerungsroste drang heftige Hitze vor. Nach drei bis vier Würfen schon mußte einmal abgesetzt werden, und bevor der Hund geladen war, regnete der Schweiß vom Leibe; man sank fast ohnmächtig zusammen. Ich war Wärme gewöhnt, aber diese Hitze schien mir anfangs unerträglich.

Den fünften Tag schon kam der Inspektor mit dem dicken Polier Richter und hieß mich am nächsten Tag zu Hause zu bleiben, weil sie Arbeiter übrig hätten. Das war für mich eine schreckliche Nachricht. Ich taumelte förmlich vor Schreck. Was nun? Hätte ich wenigstens der Luis nicht schon geschrieben, daß sie kommen könnten! Und nach einer schlaflosen Nacht eilte ich nach der Dampfschiffstation, um mit dem zu allererst fahrenden Schiff abzufahren, dann nach Charmatetz zu rennen, und der Luis und ihrer Mutter zu sagen, was vorgefallen, und daß sie mit der Reise nach Aussig noch aufhalten sollten. Es war gut, daß ich kam. Alles war schon gepackt, und den nächsten Morgen wollten sie abreisen. Sie erschraken nicht wenig über meine Rückkehr. Vorsichtig, daß mich niemand von meinen Leuten und Bekannten erblickte, trat ich dann wieder den Rückweg an, in der Hoffnung, in einer andern Fabrik Arbeit zu finden.

Einige Tage ging ich von einem Fabriktor zum andern. „Besetzt!" hieß es überall.

Schließlich befolgte ich einen Rat des Onkel Max und seines Kollegen Wantscha. Ich schlich mich nach der Mittagstunde mitten unter die Arbeiter in die große chemische Fabrik hinein, wo ich

 dann nach dem Ziegelmeister Bamba frug, von dem ich wußte,
daß er ein Tscheche war. Und von ihm erhielt ich auch wirklich Arbeit als Ziegelmacher, noch in so spätem Herbst! „Aus der Not ist es einstweilen gut!" dachte ich mir. Einige Tage schaffte ich noch allein, dann kam die Luis mit ihrer Mutter nun doch nach. Sie brachten aber nichts mit wie das nötigste Kochgeschirr und Deckbetten. Die Möbel, das alte Gerille, das unsere Mutter da zu Hause hatte, hätte dem Transport doch nicht standgehalten. Deshalb brauchten wir auch momentan keine selbständige Wohnung zu mieten. Wir einigten uns mit den Majs, daß wir die Hälfte Miete zahlen und dafür so lange mit ihnen zusammen wohnen würden, bis wir uns neue Möbel angeschafft hätten. Und die Luis sollte einstweilen mit Ziegel machen, bis sich auch für sie wo anders Arbeit fände.

Ach! war das ein schwerer Anfang in dieser Ziegelei! Luis hatte in ihrem Leben nicht gesehen, wie Ziegel gemacht werden. Jeden Griff mußte ich ihr mehrmals zeigen. Und ich selbst hatte die Ziegel in Sachsen auf ganz andere Art gemacht, es ging mir deshalb auch nicht besonders von der Hand. Dann waren auch die Tage kurz. Der Ziegelmachertag muß mindestens von vier Uhr früh bis acht Uhr abends dauern, wenn man etwas über den gewöhnlichen Tagelohn verdienen will. Drei Gulden gab's für das Tausend Ziegel, wenn sie fix und fertig unter dem Schuppen standen. Regnete es einmal und sie zerschwammen auf dem Platze, dann bekam man überhaupt nichts dafür. Am schlechtesten war es, wenn man die Ziegel auf dem Platze liegen hatte und ein Regen kam, und dann schien die Sonne wieder. Da bekamen sie querdurch Risse, mußten weggeworfen werden und waren ebenfalls umsonst gemacht. Ja, so hoch war unser Risiko! Wir pfuschten so sieben Wochen und verdienten dabei kaum so viel, was wir zum Leben brauchten. Dann hörte das Ziegelmachen überhaupt auf.

Die Luis kam dann in der Glasfabrik an. Sie wurde in der Glasschleiferei eingestellt und wusch das geschliffene Glas ab. Aber ihr Lohn betrug sechzig Kreuzer den Tag! Ich selbst wurde vom Ziegelmeister Bamba zum Hofaufseher Schindler in derselben chemischen Fabrik geschickt. Dieser nahm mich aber nicht auf, weil ich nur erst kurze Zeit in der Ziegelei gearbeitet hätte. „Hab' nichts!" fuhr er mich an, als ich mich vorstellte, und lief von mir fort.

 Wieder lief ich nun mehrere Tage von früh bis abends, traurig und niedergeschlagen, von einer Fabrik zur andern, immer vergebens. Bis mich eines Abends der Portier Wanek aus der Glasfabrik holen ließ und wieder an der ersten Glaswanne als Kohlenschieber einstellte. Der hatte nämlich damals auch noch das Recht, Arbeiter einzustellen. Ich kam also wieder zu dem Ofen, bei dem es bisher niemand lange ausgehalten hatte. Das schreckte mich aber nicht, denn ich war froh, daß ich diese Arbeit bekam. Ich verdiente, wenn gerade die lange Woche von acht Schichten war, doch acht Gulden und die nächste Woche, die nur sechs Schichten zählte, sechs Gulden. Schließlich konnte man sich den Verdienst auch noch durch halbe oder ganze Überschichten verbessern. Die aber konnten, wenn man nur wollte, oft gemacht werden.

Die meisten Ofenarbeiter waren Tschechen; nur einige Deutsche befanden sich unter ihnen. Mein Nachbar Hübner an Ofen zwei war auch ein Deutscher; er hielt mich anfangs für einen Deutschen, so geläufig konnte ich schon damals Deutsch sprechen. Freilich war das nur eine, ich möchte sagen deutsche Arbeitersprache, die kaum ein paar hundert Worte enthielt. Hörte ich dagegen hier und da einmal das Hochdeutsche, so kamen mir viele Worte fremd vor.

Von uns Ofenleuten machten die meisten, wenn sie die Nachtschichtwoche hatten, bei Tage halbe und manchmal auch ganze Überschichten. Ich natürlich war stets dabei. Einmal z. B. kamen achtzehn Waggons Stroh, das abgeladen und in den Strohschuppen geschichtet werden mußte. Da machte ich alle Tage eine halbe Überschicht, das waren drei ganze, und Sonntag von sechs bis zwei Uhr nachmittags die vierte Überschicht in dieser Woche. Und so war es mit wenigen Ausnahmen auch bei den anderen Arbeitskollegen.

Sonst machten wir die Überschichten gewöhnlich beim Kohlendeponieren. Jeden Freitag früh beim Verlesen gab dann jeder dem Wanek, der die Arbeitsleistungen sämtlicher Arbeiter eintrug, auch seine Überschichten an. Und da kam es häufig vor, daß sich mancher mehr einschreiben ließ, als er wirklich gemacht hatte. Ich wagte es auch einigemal und sagte eine halbe Schicht mehr an. Für eine Überschicht kriegten wir auch nur einen Gulden. Sonntags galt als ganzer Arbeitstag die Zeit von früh sechs bis zwei Uhr nachmittags.

Die erste Zeit sparten wir so, daß ich und die Luis zur Frühstück- und Vesperpause nur trockenes Brot mitnahmen. Wir richteten uns fast ganz noch nach dem Brauche bei uns auf dem Lande. Ich kaute mein Stück Brot gewöhnlich irgendwo beiseite, um von meinen Nachbarn nicht ausgelacht zu werden. Dazu tranken wir immer Kaffee. Fleisch wurde nur, wenn's Kartoffeln gab, verwendet. Knödel aßen wir stets ohne Fleisch. „Du wirst nicht lange ärmeln!" sagte mir da immer mein Nachbar Hübner, wenn er mich bei meinem Schmaus erwischte und sah, wie ich das trockene Brot verschlang. Und später / ich wußte noch nicht, war das Hübners Suggestion oder war es Wirklichkeit / fühlte ich mich in der Tat immer schwächer und matter. Ich hieß deshalb die Schwiegermutter, wenigstens Fett anzuschaffen. Denn Wurst und dergleichen schien mir zu teuer. Später mußte die Kost noch mehr verbessert werden. Denn ich sah nun schon selbst ein, daß man bei der schweren, von Tag zu Tag anhaltenden Arbeit auf die Dauer nicht so notdürftig leben konnte. Und daß ich mich nicht allein nach den Verhältnissen bei uns auf dem Lande richten konnte, wo eine härtere Arbeit immer nur kürzere Zeit anhielt, und es immer dazwischen wieder etwas Leichteres zu tun gab.

Nach Weihnachten wurde das Weibervolk zu Hause uneins und konnte sich nicht mehr vertragen. Um dem Zank und Streite, den es bald alle Tage gab, auszuweichen, mietete die Schwiegermutter im Städtchen Türmitz, unweit von Aussig, eine kleine Wohnung, die sechsundzwanzig Gulden jährlich kosten sollte. Bis zu der Zeit hatte ich schon einige Möbelstücke machen lassen. Der Tischler Honsa in Aussig lieferte dieselben gegen Ratenzahlungen. Ein Schrank, eine Bettstelle, ein Tisch mit zwei Stühlen und eine Ofenbank genügten einstweilen. Dazu kaufte ich noch eine Wanduhr für vier Gulden. Diese hängt heute noch in meiner Wohnung. Sie begleitete mich treu durch das Labyrinth meines weiteren Lebens. Sie war Zeuge der Liebe, Freude, Not, List und was sonst noch in meiner Wohnung vorging. Fünfundzwanzig Jahre schon zeigt sie mir zuverlässig die Zeit. Nur ihr Schlagwerk kündigte mir schon vor Jahren seinen Dienst. Ich ließ es aber wie ein hartherziger Despot bis heute streiken. So hatten wir jede Woche etwas zu kaufen und abzuzahlen.

Das sittliche Leben unter den Arbeitern der Glasfabrik konnte man gegen das der ländlichen und derer in der Zuckerfabrik eher ein unsittliches nennen. Es herrschte da die größte Zügellosigkeit im Benehmen und auch in der Ausdrucksweise, gleichgültig, ob es nun erwachsene oder jugendliche Arbeiter waren. Das galt besonders von den Flaschenmachern. Die Mehrzahl von ihnen waren noch jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen von vierzehn Jahren an, die entweder als Gehilfen, Motzer geheißen, oder Einträger den Glasmachermeistern zugeteilt waren. In Aussig

Jeder Glasmacher arbeitet im Akkord, springt hin und her, von der Werkstelle zum Ofen, vom Ofen zur Werkstelle, holt das Glas aus der Wanne, motzt es, bläst die Flasche und macht dann das Mundstück. Er kann nur kurze Sätze, nur Worte ausstoßen; zu langer Auseinandersetzung ist keine Zeit, sonst kühlt das Glas aus und muß weggeworfen werden. Je fetter also die kurzen Ausdrücke herauskommen, desto mehr ersetzen sie die Unterhaltung, desto sicherer werden die Nachbarn über sie lachen. „Dummer Hund, dummes Luder, Schwein, Sauhund" waren die gewöhnlichsten Ausdrücke, die man da ständig hörte. Unter den Einträgern war die gute Hälfte Mädchen, auch von vierzehn bis siebzehn Jahren, gegen die mit den unverschämtesten geschlechtlichen Ausdrücken nicht gespart wurde, besonders in der Nachtschicht. Dieser unzüchtige Ton pflanzte sich dann weiter, auch außerhalb der Fabrik, fort. In den Familien, auf den Straßen und Tanzsälen konnte man ihn damals wahrnehmen.

„Pst, pst!" winkte mir mal der Schürer Lanz zu. Es war Nachtschicht. Ich ging ihm nach, wie er, behutsam. Hinter aufgeschichteten Glasballons, beim Strohschuppen, waren zwei noch sehr junge Leute bei einer Umarmung. Motzer und Einträgerin! Sehr häufig hörte man, wie sich diese jugendlichen Arbeiter mit solchen Sachen einander verspotteten. „Du hast wieder mal die . . . . ." Es schien, daß auch den Vorgesetzten das alles nichts ausmache. Die Hauptsache war, daß jeder seine Arbeit tat, sich nicht raufte und nicht so betrunken war, um noch arbeiten zu können. Alles übrige war offenbar ganz Nebensache. Betrunken sein, hieß unter den Glasarbeitern: „Hosack haben!" Diesen Ausdruck hörte ich sonst nirgends, nur in den Glasfabriken. Das Trinken über den Durst hieß: „Hosack

 machen!" Wenn gehosackt wurde, na, da kamen erst recht die innersten Triebe und Gefühle zum Ausdruck. Und bei jedem Ofen waren mindestens vierundzwanzig Jugendliche beiderlei Geschlechts!

Das Frühjahr 1884 rückte langsam heran. Die Sonne meinte es immer freundlicher und bei unserm Ofen fing's nun erst recht an, warm zu werden. Mich packte eine Angst vor der Ofenarbeit. War ich schon den Winter körperlich sehr abgekommen, wie sollte es erst den Sommer über werden? Mein Nachbar Hübner, der mich oft foppte: „Dich wird bald der Lehmann kriegen!" er meinte den Aussiger Totengräber, machte auch Feierabend und ging Ziegel machen. Ich bekam Lust, dasselbe zu tun. Aber wohin?

Aus dieser Verlegenheit half mir unverhofft der Ziegelmeister Bamba wieder. Er suchte mich auf und trug mir den Posten als Dachziegelmacher an: drei Gulden dreißig Kreuzer fürs Tausend, das ganze Jahr hindurch Arbeit, freie Wohnung und Gebrenne. Die heikelste Sache war dabei die Wohnung, da die Direktion der chemischen Fabrik unverheiratete Leute in ihren Wohnungen nicht duldete. Der Bamba setzte es aber doch durch, daß ich einziehen durfte. Ich zog in eine von den sogenannten Bergwohnungen, weil sie auf einem Berge im Hintergrund der Fabrik standen. Diese Stuben waren, besonders die für Ziegelmacher, nicht gar groß. Die meine war wohl drei Meter breit, vier lang und nicht ganz drei Meter hoch. Unser bißchen Hausrat, das wir uns bisher mühsam angeschafft hatten, brachten wir knapp hinein; zum Hin- und Hergehen blieb dann nicht viel Raum übrig. Es war aber doch eine freie Wohnung, für die man nichts zu zahlen brauchte. Es war das eine alte böhmische Sitte. In Böhmen wohnen nämlich die Ziegelmacher überall in den Ziegeleien, und meist auch unentgeltlich. Mein Bruder Albert kam mir damals nachgereist. Auch er wohnte bei uns mit, und beim Bamba arbeitete er.

Als wir bei der ärztlichen Untersuchung waren, der sich ein jeder in die Arbeit Eintretende dort unterziehen mußte, behorchte und beklopfte mich der Arzt immer wieder und schüttelte dann mit dem Kopfe. „Sind Sie krank?" frug er mich. „Nein!" „Sie waren aber krank! Man sieht es Ihnen an. Sie sind ja sehr abgezehrt!" Ich erzählte ihm nun, sowie dem Fabrikwachtmeister, in dessen Kanzlei die Visite stattfand, daß ich den Winter über am Glasschmelzofen

187 gearbeitet hätte. Daraufhin wurde ich dann doch für tauglich anerkannt. In Aussig

Von dem Berge, auf dem wir wohnten, konnten wir fast die ganze Fabrik mit ihren vielen Feueressen übersehen. Sie hatte einen sehr großen Umfang. Es sollen schon damals in ihr über zweitausend Menschen beschäftigt gewesen sein. Sie war Eigentum, wie ich hörte, einer reichen österreichischen Aktiengesellschaft, der auch die Glasfabrik und mehrere ähnliche Fabriken anderwärts gehörten.

Nachdem sich die Luis auch in das Dachziegelmachen eingearbeitet hatte, verdienten wir in den langtägigen Sommerwochen bis achtzehn Gulden zusammen. Im Frühjahr und Herbst, wo die Tage kürzer waren, waren es nur zwölf Gulden und auch weniger.

Wir arbeiteten unter einem Schuppen und hatten weder Sonnenhitze auszustehen, noch Regen zu fürchten. Auch war die Arbeit der Gesundheit nicht so schädlich, wie die in der Glasfabrik. Daß wir früh um vier anfingen und erst abends um acht Uhr zu arbeiten aufhörten, störte uns damals noch nicht. Das gehörte ja auch stets schon zu diesem Beruf! Es gefiel mir da also halbwegs, wenn nur der Bamba ein anderer Mensch gewesen wäre. Er schikanierte zwar niemanden. Ja, man sah ihn gewöhnlich erst Donnerstags in der Ziegelei. Vom Sonntag bis Montag nachmittag hielt er sich meistens in der Stadt beim Gastwirt Bauer auf, von dort ging er zur Lohnauszahlung / in dieser Fabrik war Montags Lohntag / zahlte uns aus, ging wieder saufen und versoff so nicht nur seinen eigenen Gehalt, sondern auch den Lohn seiner Frau, seiner zwei Töchter und des Sohnes mit. Er war ein sehr lustiger, aber sehr verschwenderischer Patron. Zudem besaß er noch die böse Eigenschaft, bei der Übernahme der Ziegel jeden gerne um einige Hundert zu knapsen. Da gab's immer langes Zählen, Rechnen, Zank und Streit.

Das peinlichste für mich war immer die Nachfeier, die er nach seinen Gelagen gewöhnlich noch zu Hause abhielt. Da mußte ich mit der Harmonika kommen und noch spät in der Nacht spielen. Und er sang und tanzte. Er komponierte und sang zugleich. Deutsch, Tschechisch, alles durcheinander, und niemand verstand etwas davon. Aber man mußte trotzdem darüber lachen und es loben, wenn man vor ihm Ruhe haben wollte. Bier und Schnaps fehlte natürlich nicht dabei. Manchmal wenn ich nicht kommen wollte, bat mich seine Frau

himmelhoch so lange, bis ich mitging. Sie hoffte immer, daß, wenn ich da sei, sich ihr Mann wenigstens vor mir schämen würde, sie zu schlagen. Aber meist schützte sie auch meine Anwesenheit nicht davor, er schämte sich eben nicht. Wenn sie es verpaßte, und nicht sofort zu seinem blöden Gerede lachte und es lobte, hatte sie sofort einen Schlag im Gesicht. Dann flüchtete sie in einen Winkel, die Töchter stellten sich vor sie, um sie zu schützen, und ich mußte dem Trauerspiel zusehen. Ausreißen? Ich wollte mir auch nicht den Zorn des Meisters auf den Hals wälzen. So saß ich gewöhnlich da wie gekocht. Diese Frau verdiente nicht, so behandelt zu werden. Sie plagte sich von früh bis abends, trieb die Kinder an, daß etwas fertig wurde, alles vergebens. Sie kriegte so viele Schläge im Jahre, wie es Tage zählte. Sie war eine wahre Dulderin. „In den fünfundzwanzig Jahren, die wir hier sind, könnten wir uns ein schönes Haus in der Stadt gekauft haben, wenn mein Mann so wie ich wäre," waren immer ihre Worte, wenn sie bei uns saß und von ihren Familienverhältnissen klagte.

Bei dem Bamba waren wir ihrer fünf Ziegelmacherparteien beschäftigt. Ebensoviel waren beim zweiten Meister Roda, der auch ein Tscheche und nicht viel besser als der erstere war. Einen dritten gab's noch bei der Ziegelmaschine; es schien aber ein ordentlicher Mann zu sein.

Unter einer Ziegelmacherpartei versteht man in Böhmen eine ganze Familie, die zusammen arbeitet. Der Mann bereitet den Lehm und die Frau macht die Ziegel, die Kinder aber, die schon Ziegel zu tragen imstande sind, räumen sie vom Arbeitsplatze nach dem Schuppen, wo sie wieder der Vater in die Stöße setzt. Manchmal werden sie auch gleich auf dem Platze aufgeschichtet und mit Schindeln zugedeckt.

So war der Herbst gekommen, und uns Ziegelarbeitern wurde nun andere Arbeit zugewiesen. Ich, mein Bruder und der Nachbar Süßmilch / er hatte, wie viele Tschechen, einen deutschen Namen, sprach aber sehr schlecht Deutsch / wir wurden zum Hofaufseher Schindler geschickt. Die übrige Mannschaft ging wieder in die Gasanstalt.

Erst als Hofarbeiter gewann ich die Gelegenheit, in das Innere der Fabrik Einblick zu bekommen, verschiedene Menschen kennen

189 zu lernen und ihre Meinungen zu hören. Und mich ein bißchen zu orientieren, was da alles erzeugt wird. In Aussig

Auf dem Hofe gab's schon verschiedene Arbeit: zu graben und abzugraben, mit zweirädrigen Karren Ziegel an die Bauten heranzufahren oder Schotter auf die Straßen zu füllen. Auch wurde zur Ziegelmaschine in Hunden Lehm hingefahren, um für den Sommer Vorrat zu machen.

Sämtliche Arbeiten sind in Akkord gemacht worden. Man erfuhr aber nur selten den Lohnsatz von der einzelnen Arbeit. Wie viel man in der Woche verdient hatte, konnte man erst Montags bei der Lohnzahlung auf dem Akkordzettel sehen, den man, wenn es stimmte, unterschrieb, und sich dann bei der Kasse das Geld auszahlen ließ.

Die Akkordarbeiter waren alle in Partien zu je drei Mann eingeteilt, von denen immer einer den ersten Partiemann machte. Der mußte früh vor sechs Uhr nach Schindlers Schreibstube gehen, die Arbeit vom vorherigen Tag angeben und sich neue zuweisen lassen. Dabei bekam er oft noch eine Portion Grobheiten als Zugabe. Deshalb sehnte sich niemand nach dem Posten. Jemand mußte aber doch den Sündenbock machen.

Die Arbeitszeit auf dem Hofe dauerte im Sommer von früh sechs bis sechs Uhr abends. Im Winter von früh sieben bis fünf Uhr abends. Der Lohn schwankte zwischen sieben und zehn Gulden wöchentlich. Nur selten überstieg er einmal diese Höhe.

Bei den Schmelzöfen war eine achtstündige Arbeitszeit eingeführt. Aber freilich nicht im modernen Sinne. Es arbeiteten da zwei sich abwechselnde Partien, von denen die eine in der Woche zehn und die andere elf Schichten machte. So kamen im Durchschnitt auf jede Partie vierundachtzig Stunden Arbeitszeit in der Woche, bei einem Lohn von dreizehn bis vierzehn Gulden. Eine kürzere Arbeitszeit hatten die Arbeiter im Chlorhause, wo Chlorkalk erzeugt wurde. Dort betrug die Arbeitszeit gar nur vier bis fünf Stunden täglich. Sie war auch nicht schwer, aber sehr schädlich! Beim Herausziehen der Holzkrücken aus den Kammern stickte der Chlorkalk so, daß sich jeder vor Beginn dieser Arbeit Mund und Nase mit Watte verbinden mußte. Auch das aber half oft nicht. Sie wurden durch den Dunst doch noch oft aus dem

 Hause hinausgetrieben und warfen sich dann stark hustend einfach
auf die Kohlenhaufen. Wie ich die armen Teufel so das erstemal sah, glaubte ich, ihre letzte Stunde hätte geschlagen. Sie bekamen einen ganzen Gulden und ganze dreißig Kreuzer den Tag dafür. Unfälle aller Art waren keine Seltenheit. Aber die Arbeiter schienen abgestumpft dagegen. Wegen eines Beinbruchs oder verbrannter Glieder machte man nicht erst Gerede.

Unter Schindler arbeitete auch die Luis, als Handlangerin bei den Maurern, für sechzig Kreuzer Taglohn! Sie blieb auch hier nicht vor dem Kampfe um ihre Ehre verschont. Doch hielt sie auch hier mit Erfolg stand.

Der Schindler war ein sonderbarer Patron. Die Arbeiter untereinander nannten ihn nur den verrückten Vinz. Bei ihm mußte alles militärisch zugehen; in barschem Tone und mit kurzen Worten wurde alles abgefertigt. Eine Erwiderung duldete er nicht und wenn es einer einmal wagte, der konnte seine Flecke packen.

Ich selbst hatte den ganzen Winter keine Ursache, mich über ihn zu beklagen. Er zog mich zwar vor den anderen Arbeitern nicht gerade vor, aber er behandelte mich auch nicht mit solchen Namen und Titeln, wie die meisten von uns. Als mich dann wieder mal der Bamba abends nach der Arbeit geholt hatte, um die Nacht bei den Ziegelöfen zu feuern, da regnete und schneite es, und weil über den Schürlöchern kein Dach war, kam ich früh nach Hause, durch und durch naß. Ich ging deshalb erst nach dem Frühstück um halb neun Uhr zu meiner Arbeit auf den Hof. Da meinte Schindler, ich täte besser, wenn ich das Ziegelmachen ganz aufgebe, mir eine Wohnung mietete, und mit der Luis ganz bei ihm in der Arbeit bleibe. Sein Rat gefiel mir, und ich folgte ihm. Ehe das Frühjahr herankam, hatte ich mir noch einige Möbelstücke machen lassen und war in den nächsten Ort Pockau übersiedelt. Die Schwiegermutter zog zu Joseph, ihrem Sohn, der während des Winters auch nach Aussig angewalzt kam, und sich nun auch selbständig einrichtete.

Ich wußte zuerst nicht, wie ich mich dem Schindler dankbar zeigen sollte. Denn es schien, er meinte es mit uns sehr gut. Damit auch die Luis etwas mehr verdiene, sollte sie eine Nebenbeschäftigung haben. Sie sollte nämlich jeden Morgen, vor sechs Uhr, seine Kanzlei reinigen, und da hätte sie alle Tage wohl eine Überstunde

 gehabt, wenn nicht mehr. Aber mir fiel alles das ein, was ich von denen hörte, die schon diese Arbeit verrichtet hatten. Der Gottsinger, der in der zweiten, der Riesenpartie eingestellt war, verdiente schönes Geld, und auch seine Frau, die mit der Luis arbeitete. Also, die Luis ging nicht! Schließlich wohnten wir auch in Pockau nicht lange. Der Ortsvorsteher Weis duldete keine wilden Ehen im Orte und wir mußten ausziehen. „Sie wollen schon mit einer zusammenleben? Ich dächte, Sie hätten in Ihrem Alter noch Zeit zu solchen Sachen!" schleuderte er mir trocken ins Gesicht, als ich mir meine Legitimationspapiere holte. Ich wagte auch nicht, ihm etwas zu erwidern. Vielmehr fühlte ich die Wahrheit seiner Worte. Und handelte doch nicht danach. Wir zogen nach Aussig zurück in die Antoniegasse, in dasselbe Haus, in dem schon die Schwiegermutter wohnte.

Die Wohlgesinnung meines Vorgesetzten aber ließ seitdem auffallend nach, und ich wurde aus einer schlechteren Arbeit in die andere geschoben. Direkt trat er mir zwar niemals entgegen, aber nach dem, was er mir indirekt fühlen ließ, nahm ich wahr, daß er sich in mir verrechnet hatte. Doch hielt ich es bei ihm noch zwei Jahre aus und arbeitete meistenteils in Lohn. Einige Male wurde ich aber auch an einen Apparat abkommandiert.

Einmal in jener Zeit gruben wir einen über zwei Meter tiefen Kanal. Die Arbeit ging die ganze Woche gemütlich vor sich, bis Samstag nachmittag.

„Pssst, Achtung!" ermahnte uns plötzlich der Richter. „Guckt, guckt, wie er geschoben kommt!" Schindler kam und war auch im Nu da. Er frug Richter, wie weit wir heute noch graben wollten. Der zögerte etwas mit seiner Antwort, und siehe, da krachte schon die Meßlatte auf seinem Rücken. „Du verfluchter alter Lump, ich werde dir helfen!" Gleich darauf raste er wieder weiter, ohne sich umzusehen. Lange wurde über diesen Auftritt gelacht. Jeder nahm es von Schindler als etwas Selbstverständliches hin. „Es ist halt Samstag. Da ist der Vinz doch immer verrückt!" hieß es.

Solche und ähnliche Auftritte spielten sich sehr oft und meistens an einem Samstag ab. Die Arbeiter waren aber derart daran gewöhnt, daß es keiner von ihnen je ernst aufnahm oder daß sich jemand von ihnen vermault oder widersetzt hätte.

 War einmal nicht genügend Arbeit vorhanden, und der Partiemann erhielt keinen Auftrag, so rückten wir gleich alle vor das Kontor, stellten uns da auf und warteten, bis der Dinz herauskam. „Habt nichts zu tun? Brecht euch den Finger ab, habt ihr gleich zu tun!" rief er uns zu, wenn er herauskam und spuckend bei uns vorüberlief. Stundenlang standen wir manchmal so da und erwarteten seinen Befehl. Mir war das freilich widerlich genug. Ich konnte mich zwingen, wie ich wollte; ich brachte es nicht fertig, wie meine Arbeitskollegen so geduldig, stillschweigend zu warten wie ein Hund. Meine Natur war schon von jeher nicht fähig, sehr untertänig zu sein. Und so weckte des Aufsehers Benehmen in mir immer mehr Haß und Zorn gegen ihn. In meinen Augen war seine Art gegen uns Arbeiter eine Ungerechtigkeit. Ich konnte mir also nicht helfen. Eine Antwort rutschte doch hin und wieder über meine Lippen. Dadurch mochte auch er mich immer weniger leiden. Na, heute nach dreiundzwanzig Jahren zürne ich ihm nicht mehr. Ich haßte ihn damals auch nur, weil ich die Ursachen seiner Wut und seiner Unmenschlichkeit nicht kannte und auch nicht begreifen konnte. Im Grunde verhielt sich's mit ihm geradeso, wie mit einem Hund, der, weil er ununterbrochen an der Kette hängt, immer böser, immer wütender wird. Er war dienstlich eigentlich viel schlechter daran wie wir.

Nach fünf Uhr früh hockte er schon in seiner Schreibstube, um seine schriftlichen Arbeiten zu erledigen, Rapporte zu empfangen und Aufträge zu erteilen. Das mußte alles vor sechs Uhr geschehen sein. Denn danach hatte er sämtliche Arbeiter im Taglohn und Akkord, die auf dem großen Fabrikshofe zerstreut, verschiedenste Arbeit verrichteten, zu beaufsichtigen. Außerdem führte er noch mit einer Anzahl Maurer kleinere Bauten aus. Abends wurde es dann immer spät, ehe er Feierabend hatte und nach Hause gehen konnte.

Die strengsten Tage waren für ihn Samstag und Sonntag. Da mußte die Arbeit sämtlicher Akkordarbeiter ausgemessen und übernommen werden. Zu allem war er allein. Sonntags saß er bis spät nachmittags da, fertigte Lohnlisten und Akkordzettel für die Tagelöhner und Akkordarbeiter, um sie Montag früh im Lohnkontor übergeben zu können. So ging das jahraus und jahrein.

Dazu soll sein Eheleben auch nicht ganz ohne gewesen sein. „Du kannst mir glauben!" sagte mir einmal einer, der mit ihm Soldat gewesen. „Er war früher ein seelensguter Mensch. Aber diese Ehe und sein strenger Dienst machten aus ihm einen Wüterich, der alles haßt, vielleicht sogar das eigene Leben!"

Ich sah das da wohl auch einigermaßen ein. Aber im Grunde, was kümmerten mich solche Sachen, daß ich unter ihnen leiden sollte? Ich konnte daraufhin doch sein Tun und Handeln nicht lammfromm hinnehmen.

Im schlechten sittlichen Rufe standen bei uns die „Dampfhäuser". Deren gab's da wohl zehn oder zwölf. Zum Kohlenaufschütten waren nun dort, tags und nachts, Mädchen oder auch verheiratete Frauen angestellt. Und ihnen war immer ein geprüfter Heizer zugeteilt. Von letzteren hörte man unter den Arbeitern sehr viel Schlimmes erzählen. „Na, von dort möchte ich kein Mädchen haben!" oder „Meine Frau darf mir in kein Dampfhaus kommen; lieber trockenes Brot fressen als das!" Später hat die Direktion den Jammer wohl selbst eingesehen; die Frauen wurden wenigstens durch jugendliche Arbeiter ersetzt.

In der Fabrik wurde sehr viel Salz gebraucht. Es wurde, wenn es mit der Bahn ankam, in Säcken in das Magazin getragen und dort ungefähr drei bis vier Meter hoch aufgeschüttet. Und lag dann sehr fest und dicht. Wurde es gebraucht, so mußte es losgehackt und klar geklopft werden. Diese Arbeit, das Loshacken, machte ein einziger Mann. Nach den Betriebsvorschriften hätten mindestens drei Mann dazu gehört. Der eine Mann nun, der nur da angestellt war und auch fertig werden sollte, konnte sich nicht anders helfen, er mußte beim Loshacken schrammen, das heißt die Salzwand untergraben, und wenn sie dann noch nicht fiel, mit Schlägel und Keule heruntertreiben. Das Schrammen war natürlich eine höchst gefährliche Sache, bei der man stets in Gefahr war, verschüttet zu werden, wenn einmal die Wand plötzlich riß. Das passierte denn auch diesem Manne. Er hinterließ Frau und Kinder. Ob aber die Armen irgendeine Unterstützung erhielten, kann ich nicht sagen. Es gab zu der Zeit noch keine Unfallversicherung. Uns ging es bei unserer Lehmwand übrigens ähnlich. Hätten wir den Lehm, wie es verlangt wurde, schichtenweise von oben abgegraben, so hätten wir nur den dritten Teil unseres

kärglichen Lohnes verdient. Wir waren gezwungen, zu schrammen, trotz der Gefahr. Dazu kam, daß es von Jahr zu Jahr weniger Lohn für den Hund Lehmabfahren gab, fünfunddreißig, dreißig, bis zuletzt gar fünfundzwanzig Kreuzer. Ruhig nahmen wir deshalb die Grobheiten hin, wenn wir von Vorgesetzten beim Schrammen erwischt wurden. War uns doch nur allzu gut bekannt, daß die nur schimpften, um sich der Verantwortung zu entziehen, wenn etwas geschah. Als wir nach solcher Arbeit wieder einmal Lehm abfuhren, schlug plötzlich ein Hund auf der Halde zurück, und sofort hatte ein Mann sein Bein gebrochen. Ich und mein Bruder sprangen hin, hoben den Hund hoch, und zwei andere Arbeitskollegen zogen den Verunglückten vor. Ich weiß nicht, wann ich in meinem Leben wieder so schnell so eine Last gehoben habe, als in diesem angstvollen Augenblicke. Ein anderer Unglücksfall ereignete sich, als wir für einen neuen Gasbehälter ein sieben Meter tiefes Loch gruben. Das Bodenmaterial stand hier sehr schlecht, weil es sich aus Schichten Letten und Kies zusammensetzte und überall noch Wasser durchdrang. Bald da, bald dort rutschte ein Klumpen aus der Wand.

Neben mir arbeitete erst den dritten Tag ein neuer Mann. „Du," sagte der da plötzlich, „das wird wohl hier rutschen!" „Ach was, wenn man immer danach gucken möchte, da würde nichts fertig werden," erwiderte sein anderer Nebenmann. Nach einigen Minuten rutschte wirklich ein Klumpen Letten herunter. Ein Schmerzensschrei: „Jesus, Maria, Joseph!" und der neue war verunglückt; er stak mit den Beinen darunter und eins war gebrochen. Wir schleppten ihn aus dem Loche heraus. Er schimpfte und fluchte fürchterlich. Draußen legten wir ihn einstweilen auf einen Haufen Nußkohle, wo er weiter schimpfte. Zufällig kam der Bauingenieur dazu. „Was ist denn los? Was ist geschehen?" fragte er uns.

„Nu, was ist los!" schrie ihn der Verunglückte da an. „Zwei Feldzüge habe ich mitgemacht, nichts ist mir passiert, und hier in dem Dreckloche komme ich um meine Pfote!" Da wartete der Herr Ingenieur auf keine weitere Antwort und eilte schnell weiter. Wir freuten uns aber, daß es ihm der Mann wenigstens so gesteckt hatte!

Eine Mustereinrichtung in der Fabrik war zu der Zeit auch die Pensionskasse. Die Pensionisten waren nach den Dienstjahren in

verschiedene Klassen eingeteilt. In die höchste Klasse gehörten Arbeiter, die einen durchschnittlichen Wochenverdienst von zwölf Gulden hatten. Ihre Pension betrug dann, nach fünfundzwanzig Jahren Dienst, monatlich dreißig Gulden. Es bestand aber die schwere Bedingung, daß zwölf Gulden auch noch im letzten Dienstjahre verdient sein mußten. Wer in den letzten drei Jahren einmal weniger verdiente, wurde sofort in eine niedrigere Klasse geworfen. Natürlich konnten unter solchen Verhältnissen nur sehr wenige Arbeiter sich des Glückes dieser höchsten Pension freuen. Meist kamen nur Vorarbeiter und Aufseher in Betracht. Heute soll das Statut zugunsten der Arbeiter revidiert sein.

Befreiung

Zwei Jahre waren nun bereits vergangen seit ich nach Aussig kam. Von meinen Plänen, die ich mir damals gemacht, war nicht ein einziger verwirklicht. Meine Luftschlösser waren eins nach dem andern eingestürzt. Mein Voranschlag, den ich so sachverständig gemacht hatte, stimmte nicht mit meinen bisher erzielten Aktiven überein. Es ging mir wie den meisten Finanzministern: meine Kasse wies ein Defizit auf. Nur konnte ich mir nicht, wie sie, von jemand einen Nachtragsetat bewilligen lassen. Und doch sparten wir soviel wie möglich. Von den zwölf bis dreizehn Gulden, die ich mit der Luis in der Woche verdiente, bezahlte ich nebst dem, was wir verlebten, die Miete, schaffte an, was sonst noch sein mußte, und zahlte die Möbel ab, und stets war das Geld rein alle. Etwas zu ersparen, dazu kamen wir nicht, trotzdem wir uns von allen Vergnügungen zurückzogen. Es offenbarte sich mir immer mehr die Wahrheit der Worte, die ich von der Tante Maj hörte, als ich nach Aussig kam.

Inzwischen bedrängten die Gläubiger auch die Schwiegermutter immer mehr und wollten ihre Ausstände bezahlt haben. Ich sah nun ein, daß es uns nie möglich sein werde, die Schulden zu bezahlen, und riet, das Haus in Charwatetz zu verkaufen. Die Schwiegermutter, die wohl nun dieselbe Überzeugung hatte, folgte meinem Rate. Der Schwager Kane, der die ältere Schwester von

 Luis zur Frau hatte, übernahm das Haus mitsamt den Schulden.
Auf die Luis entfiel dabei ein Erbteil von 137 Gulden.

Als die Schwiegermutter nach Aussig zurückgekehrt war, richtete sie mir aus, daß mein Vater wieder ein Haus baue und mir sagen ließe, daß ich einmal auf Besuch kommen sollte. Das rührte mich doch. Ich schämte mich nun vor mir, daß ich die Meinigen ganz vernachlässigt hatte. Aber meine trüben Gedanken verdrängte auch das nur kurze Zeit.

Immer wieder mußte ich daran denken, wie alle meine schönen Hoffnungen in Nichts zerflossen waren, wie die Nebelwolken ins Abendliche. Der einzige Wunsch, der sich mir erfüllt hatte, war, daß die Luis an meiner Seite stand. Ach! / wie viele Abende brachte ich nun spekulierend, grübelnd über meine Mißerfolge zu! Aber alles war umsonst!

Dazu gesellte sich noch die steigende Unzufriedenheit über meine demütigende Lage bei Schindler. Wenn ich so alles kreuz und quer durchdachte und mich an die Gleichgültigkeit meiner Umgebung erinnerte, wie geduldig und untertänig meine Arbeitskollegen den kargen Lohn und alles Unrecht hinnahmen, und daß auf eine Besserung für die Zukunft nicht zu denken war, da verfiel ich trotz meiner jungen Jahre oft in tiefe Wehmut. Auch die Laubsägerei, die ich eine Zeit betrieb, um meine Gedanken anderswo hinzulenken, fing mich bald an zu verdrießen.

Das „Prager Tagblatt", ein Regierungsblatt, dessen Abonnent ich bereits schon ein Jahr war und das nur sechsundzwanzig Kreuzer monatlich kostete, wohl damit es auch der ärmeren Bevölkerung zugänglich wäre und ihr eine gute Meinung über die oberen Zehntausend beibringen könnte, schätzte ich immer geringer. Dies immerwährende Lob der Reichen! Ja, die Berichte von den Festlichkeiten, Jagden und Lustreisen unter den hohen und höchsten Herrschaften weckten in mir allmählich dumpfen Haß gegen sie. Geradezu erbost wurde ich aber, wenn es gegen die Arbeiter hetzte. Wie oft habe ich da den Wisch in den Kohlenkasten geworfen! Schließlich ging's nicht mehr; an seine Stelle hatte ich mir eine freiheitliche Zeitung beigelegt. Für eine solche wenigstens hielt ich damals die „Narodni Listy" (deutsch soviel wie „Volkszeitung"). Es war das Organ der jungtschechischen Partei. Jede Nachmittags=

ausgabe kostete zwar drei Kreuzer; ich ließ aber trotzdem das „Tagblatt" fahren und kaufte mir dieses, da mir seine Schreibweise bei weitem besser gefiel. Bald schätzte ich das Blatt hoch, denn es schien mir die radikalste und freisinnigste Zeitung zu sein von allen, die ich bisher kannte. Auch las ich hin und wieder die „Wiener Allgemeine Zeitung", also eine deutsche Zeitung, die mir auch ganz gut gefiel. Weil aber das Deutschlesen bei mir noch nicht recht ging, zog ich die erstere, in meiner Muttersprache geschriebene, vor.

Diese Zeitung teilte einmal ihren Lesern, besonders der Arbeiterschaft mit, daß sie für sie eine Rubrik eröffnet hätte, in der diese ihre Beschwerden aus den Betrieben über Lohn- und Arbeitsverhältnisse usw. veröffentlichen könnten, vorausgesetzt natürlich, wenn sie der Wahrheit entsprächen. Ich stutzte und las die Zeilen immer wieder. Das schien mir ja eine gute Gelegenheit zu sein, um mein Herz ausschütten zu können. Material hatte ich genug. Es handelte sich nur darum, was ich davon in die Öffentlichkeit vorbringen sollte. Denn ich stand ganz allein da und konnte mich mit keinem der Menschen, die mich umgaben, und mit denen ich arbeitete, beraten oder ihnen mein Vorhaben anvertrauen. Endlich brachte ich doch mühsam einen Artikel zusammen. Ich wählte etwas, was freilich nicht nur örtliche Verhältnisse betraf, aber doch auf ihnen ruhte, die Gewerbeinspektion. In dem Aufsatze kritisierte ich die Mißstände in den Betrieben, so wie ich von ihnen überzeugt war, sagte, wie die Gewerbeinspektion durchgeführt wird und wie sie eigentlich durchgeführt werden sollte. So hoffte ich für diese ernste Sache das allgemeine Interesse zu wecken und besonders die Aufmerksamkeit der Arbeiter darauf hinzulenken. Ja, meine Hoffnung war sogar so groß und naiv, daß ich annahm, die Behörden müßten nach meiner Anklage sofort einschreiten, um die Übelstände abzuschaffen. Wie sehr ich mich täuschte, sah ich bald ein. Zunächst freilich, nach Erscheinen meines Artikels, den die Redaktion geradeso, wie ich ihn eingesandt hatte, nur nach Beseitigung einiger orthographischer Fehler, veröffentlicht hatte, stieg meine Begeisterung für dieses Blatt erst recht. Denn es galt nun in meinen Augen für dasjenige, das sich nicht scheute, auch die Arbeiterinteressen offen zu vertreten. Wäre es in meiner Macht gelegen, so hätten nach meinem Willen sämtliche Arbeiter das Blatt lesen müssen.

Eines Morgens aber, kurze Zeit danach, als wir wie gewöhnlich unsere Arbeit antraten, um oberhalb der Ziegelei einen langen Streifen von der Lehmwand abzugraben und dann eine Böschung herzustellen, kam der Arbeiter Römmler an, ein früherer Forstadjunkt, nun aber ein heruntergekommener Alkoholiker, und brachte ein Flugblatt heraus, und las es uns vor. Die Blätter sollten nachts in dem Städtchen Türmitz, eine halbe Stunde Weges von Aussig, ausgestreut worden sein.

Nach so vielen Jahren ist es mir heute nicht mehr möglich, den ganzen Inhalt des Flugblattes hier noch wiederzugeben. So viel ist mir aber doch noch in meinem Gedächtnis davon geblieben, daß darin der Verfasser den Arbeitern ihre ganze soziale Lage in Staat und Gesellschaft klarzumachen versuchte. Zunächst wurde die elende wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft besprochen. Wie sie sich jahraus, jahrein, das ganze Leben hindurch, schinden und plagen, und doch dabei nur Not leiden müßte. Wie sie von den kapitalistischen Ausbeutern um den größten Teil des Ertrages ihrer Arbeit beraubt würde. Wie die Reichen, die in ihrem Leben nichts Nützliches schafften, nur auf Kosten der Arbeiter ein bequemes und luxuriöses Leben führten. Dann wurde auf die Rechtslosigkeit der Arbeiter hingewiesen. Wie ihnen Preß- und Versammlungsfreiheit vorenthalten werde, so daß sie, obwohl Hauptfaktor der Gesellschaft, doch nur eine Null bedeuteten. Wie diejenigen, die den Mut besaßen, für Recht und Freiheit des arbeitenden Volkes offen aufzutreten und zu kämpfen, gefesselt, in Gefängnisse geschleppt würden, wo sie Monate, ja auch Jahre unschuldig schmachteten, während ihre Familien hungern müßten. Und zuletzt noch wurden die Arbeiter aufgefordert, sich zu vereinigen, sich zu erheben, um das Joch der kapitalistischen Ausbeutung von sich wälzen zu können, in den Kampf gegen ihre Unterdrücker zu treten, sie zu vernichten! Nieder mit den Ausbeutern! Nieder mit den Unterdrückern, den Tyrannen der Arbeiterklasse! Das, so weiß ich noch, war der Schlußruf!

Fast atemlos hörten wir dem Vorleser zu. Eine lange Weile standen wir sprachlos da und blickten einander stumpf an, als er mit dem Lesen zu Ende war. Denn so etwas, und in solchem Tone, hatten wohl die meisten von uns noch nie gehört. Das erlaubte man sich ja nicht einmal zu denken, geschweige zu reden.

 Römmler steckte sein Flugblatt wieder ein. Niemand wollte zu diesem Inhalt mit einer Meinung heraus. Wohl weil einer dem anderen nicht traute. Bis schließlich der Römmler selbst, der sich überhaupt aus niemandem viel machte, ein sehr gutes Mundwerk besaß und selbst mit den Vorgesetzten nur Luderei trieb, das Wort ergriff und mit seiner bombastischen Stimme herausplatzte: „Na, es wäre die höchste Zeit, daß es losginge. Es ist ganz recht, wie es drin steht. Wenn nicht so angefangen wird, wird es auch nicht besser werden, merkt's euch!" Einige gaben ihm recht, andere wendeten ein, daß wir Arbeiter arm, mittellos und deshalb machtlos wären, etwas durchzuführen. Auch wurde auf das Militär, die Polizei und die Gendarmerie hingewiesen, die zu jeder Zeit bereit wären, wenn etwas angefangen würde, es unterzudrücken. Kurz, die ganze Diskussion hielt sich in matten Grenzen. Die meisten hielten sich als Arbeiter in dieser Hinsicht für machtlos. Der höchste Pessimismus kam dann noch aus dem Munde des ehemaligen Polizisten und Bürstenmachers Heinrich heraus, indem er philosophierte: „Wir sind einmal für den Schiebbock geboren, und bei dem müssen wir auch bleiben!"

Bald nachher kam der Aufseher Schindler angerast. Römmler erzählte ihm gleich diese Neuigkeit und würzte sie noch mit einigen ausgesuchten Lügen. Daß die Sozialisten alles in gleiche Teile unter die Menschen verteilen wollten usw. Er verlangte nun das Flugblatt und zeigte große Neugier. Aber der Römmler, der ihn wohl recht aufziehen wollte, gab es nicht her und entschuldigte sich, daß er froh sei, daß er wieder mal zu so etwas gekommen. Nach kurzer Zeit erschien bei uns auch der Fabrikwachtmeister. Auch er frug den Römmler nach dem Flugblatt. Der aber machte auch vor ihm noch seine Witze, gab es aber dann doch hin. Gierig griff der Wachtmeister danach und fing sofort an, es für sich zu lesen; als er fertig war, steckte er es dann ein und eilte fort von uns.

Der Inhalt des Flugblattes wirrte in meinem Kopfe. Obwohl ich von Preßfreiheit und anderen Rechten noch keinen Dunst hatte, hielt ich doch den übrigen Inhalt, der von der Not und dem Elend der Arbeiter sprach, für volle Wahrheit.

„So also denken und so wollen es die Sozialisten?" frug ich mich immer wieder, wenn ich über das Gehörte nachdachte. Ihr Ton

 schien mir zwar zu scharf, weil ungewöhnlich. Wenn ich aber das
alles, was sie in dem Blatte den Arbeitern vor die Augen führten, mit dem verglich, was über ihre Forderungen und ihren Charakter im „Prager Tagblatt" geschrieben wurde, da fand ich und erkannte, daß wohl das meiste davon eine böswillige Lüge, eine Fälschung der Wahrheit sein mußte. Ich traute ja ohnehin diesem Blatte nicht mehr, nachdem ich eingesehen hatte, daß seine Meinung sich immer nur auf die Seite der Reichen schlug. Die Ausdrücke, die es meist gegen sie brauchte: „Petroleumgesellen, Vaterlandsverräter, Aufwiegler, Umstürzler!" das vereinbarte sich unbedingt nicht mit dem, was ich da aus dem Flugblatte hörte. Wie aber sollte ich mir Gewißheit verschaffen, wer eigentlich recht hatte? Wo war einer, der sich wirklich zum Sozialismus bekannte, und der mir seine Grundsätze und Anschauungen über die Lage der Arbeiter auch erklären konnte? Da stand ich ratlos da. Und noch längere Zeit tastete ich so in der Dämmerung über diese Sache.

Unterdessen brach in Brünn ein Weberstreik aus. Obwohl ich sehr weit davon entfernt war, verfolgte ich doch durch die Zeitungen alle seine Einzelheiten, wie ich das nun auch in andern ähnlichen Fällen mit Vorliebe tat. Schon der große Bergarbeiterstreik in dem Duxer Bergwerkrevier Nordböhmens, der vorher ausgebrochen war, hatte in mir höchste Sympathie für die Streikenden geweckt. Ich kannte ja die Arbeits- und Lebensbedingungen der dortigen Leute aus eigener Erfahrung. Hatte ich doch schon als zwölfjähriger Junge dort in der Grube mitgearbeitet, das tiefste Elend nicht nur beobachtet, sondern selbst ertragen müssen. Nach meiner Überzeugung hatten die Arbeiter ganz recht, wenn sie die Arbeit einstellten und bessere Lebensbedingungen verlangten. Aus vollem Herzen wünschte ich den Armen den Sieg.

Und nun wieder der Streik der Weber! Die „Narodni Listy", von der ich immer noch ein begeisterter und fleißiger Leser war, widmete der Lage der Weber einen langen Artikel. Sie schilderte die niedrigen Löhne, die lange Arbeitszeit, die schlechten Wohnungen und das menschenunwürdige Leben der Weber überhaupt, und stellte das alles als berechtigte Ursachen des Streikes hin. Nach einem Telegramm hatten sich Tausende von Streikenden auf dem Marktplatze versammelt und entblößten Hauptes einander geschwo-

 ren, nicht wieder die Arbeit aufzunehmen, bis ihre Forderungen genehmigt wären.

Diese Schilderung rührte mich sehr. Das Mitleid mit den armen Menschen stieg, und die Wut in meinem Innern gegen die Reichen hob meine Brust immer mehr. Denn nach meiner Meinung waren sie allein an dem Elend der Arbeiter schuld.

Ungeduldig erwartete ich jeden Tag den Augenblick, wo ich mir die neue Zeitungsnummer holen konnte. Schien mir ihr Inhalt doch ganz wahrheitsgetreu! Und vor allem, wie würde der Ausgang sein? Jede Zeile wurde dann förmlich verschlungen.

Als ich wieder einmal eines Abends zu meinem Nachbar, Schuhmacher Honsa, kam, den ich in der letzten Zeit durch seinen Bruder, einen Tischler, kennen gelernt, und bei dem ich nun mein Schuhwerk machen ließ, kamen wir auch auf den Streik und die Zeitungen zu sprechen. Ich konnte bei dieser Gelegenheit selbstverständlich meine Begeisterung für die „Narodni Listy" nicht unterdrücken und lobte sie als die beste Zeitung von allen. Der Honsa lächelte, schielte mich forschend an und sagte dann halblaut:

„Es gibt aber Zeitungen, die noch besser schreiben."

„So! Und welche?" platzte ich schnell mit der Frage heraus, erwartete spannend des Schusters Antwort.

Dieser aber nagelte weiter an seinem Stiefel und gab mir keine Antwort. Ich aber drängte weiter, und da sagte er schließlich noch, daß er jetzt keine solche Zeitung da hätte, und er wisse auch nicht, wo sie wirklich erscheine. Das befriedigte mich aber immer noch nicht; ich drang weiter in ihn ein, fragte, wo doch und bei wem ich so eine Zeitung unbedingt bekommen könnte. Denn hier war ich einmal auf der Spur des Langgesuchten. Schließlich versprach er, mir eine Nummer zu besorgen. „Aber das sage ich dir: vor einem jeden darf man sich damit nicht breitmachen!" „Nun, ist es vielleicht etwas Verbotenes?" fragte ich erstaunt. „Das nicht. Aber es braucht's nicht jeder zu wissen." Der Honsa hielt sein Wort. Er schickte mir noch demselben Abend durch seinen Gesellen Zaruba das versprochene Blatt, mit der nochmaligen Ermahnung, es niemandem zu erzählen, daß er mir es verschafft hätte. Ich schüttelte mit dem Kopfe; warum hatten die Leute aber nur so viel Angst, wenn es nichts Verbotenes war?

Es war ein vierseitiges Blatt großen Formats und trug den Titel: „Duch Casu", das ist „Geist der Zeit", Organ für die Interessen des vierten Standes, das vierzehntägig erschien und vierzig Kreuzer vierteljährlich kostete. Verantwortlicher Redakteur war Franz Hlawacek. Der Erscheinungsort war Proßnitz in Mähren. Redigiert war das Blatt sorgfältig; mich wenigstens riß gleich die erste Nummer so hin, daß ich beschloß, von nun an keine Gefahr zu scheuen und auch mich unter die „Petroleumgesellen" zu zählen.

Und da damals keine Parlamentspolitik getrieben wurde, wie es die Arbeiterschaft heute tut, weil sich das Parlament nur aus Angehörigen der besitzenden Klassen zusammensetzte und die Arbeiter von dem Wahlrecht noch ausgeschlossen waren, und weil es Sozialisten wohl deshalb grundsätzlich ignorierten, und weil es noch fast keine politische und gewerkschaftliche Organisation gab, so befanden sich in dieser Zeitschrift meistens Artikel, die die Arbeiterfragen nach den volkswirtschaftlichen Lehren von Karl Marx behandelten. Das Blatt war die einzige sozialistische Zeitung in der tschechischen Sprache, die damals in Österreich erschien. Gleich in der ersten Nummer, die ich auf so zufällige Weise in die Hände bekam, stand z. B. ein Artikel drin, der über das Kapital und seinem Ausbeutungsprozeß aufklärte. Es wurde darin geschildert, wie das Kapital die Arbeitskraft des Arbeiters ausbeuten und sich rapid vermehren müsse. Sehr ermutigend war dann der Schluß, wo es hieß, daß so etwas in einem Zukunftsstaate nicht stattfinden könne, da dort für seine Mitglieder gleiche Pflichten auf Arbeit und gleiche Rechte aufs Leben gelten würden.

Ich stutzte, der Mund blieb mir fast offen stehen, verwundert saß ich da und blickte immer wieder hin, wo das geschrieben war, als wenn ich meinen Augen nicht recht trauen täte. Das war in der Tat noch ein anderer Ton, eine ganz andere Meinung und Anschauung als in den „Narodni Listy"! Es ging freilich noch über meinen Verstand, was ich da las, denn wie sollte so etwas möglich sein? Und doch, war es nicht etwas höchst Gerechtes, diese Forderung: Gleiche Pflichten, gleiche Rechte? Ja, so sollte es sein, so soll es sein! Diese und ähnliche Gedanken kreuzten sich in meinem Gehirn und steigerten mein Gerechtigkeitsempfinden immer mehr.

Dann verschlang ich noch die politische Übersicht und das aus

verschiedenen Gegenden und Provinzen Eingesandte, worin vor aller Öffentlichkeit über schlechte Lohn- und Arbeitsverhältnisse und sonstige Mißstände in Betrieben geklagt wurde. Jede Zeile, die ich da las, schien mir wahr zu sein. Denn solche Beschwerden hatte ich ja selbst genug in Vorrat und war täglich Zeuge, wie auch anderen Arbeitern Unrecht geschah.

Endlich hatte ich nun also erreicht, wonach ich mich so lange gesehnt! Der noch dunkle Schleier fiel mit einem Male von meinen Augen. Die Begeisterung wandte sich mit einem Sprunge von dem jungtschechischen Blatte weg, dem „Duch Casu“ zu, und der Idee, die er lehrte und vertrat: dem Sozialismus!

Als ich dann dem Honsa das Blatt wiederbrachte, konnte ich meine Freude, die mein Inneres füllte, nicht unterdrücken, und mußte laut die unerschrockene, wahrheitsgetreue Schreibweise des Blattes loben. Er schaute mich forschend an, wandte dann seine Blicke wieder seiner Arbeit zu, nickte mit dem Kopfe, über seine Lippen flog ein leises Lächeln und sagte dann: „Ja, ja! Das ist noch ganz etwas anderes, als die ‚Narodni Listy‘! Was?“ Nachdem ich noch einige Stellen, die mich besonders interessierten, hervorgehoben und besprochen hatte, legte ich vor ihm vierzig Kreuzer und eine ausgefüllte Postanweisung hin und ersuchte ihn, bei Gelegenheit das mit auf die Post mitzunehmen, da ich mich entschlossen hätte, das Blatt zu abonnieren.

Nun erst hielt er mit seiner Arbeit inne, stützte seine Ellenbogen auf die Knie und schaute mich staunend und verlegen an, richtete dann wieder seine Blicke nachdenklich vor sich hin wie einer, der erst sein Gewissen erforschen will. Nach kurzem Schweigen wandte er sich wieder zu mir und sagte halblaut: „Und hast du keine Bedenken, daß dir damit Unannehmlichkeiten entstehen können?!“ Aber so etwas hatte ich nun bereits von ihm erwartet. Denn ich hatte schon beim ersten Gespräch gemerkt, daß er davor Angst hatte, die ich jedoch für unbegründet hielt. Deshalb erwiderte ich unwillig: „Was sprichst du immer von Unannehmlichkeiten! Das Blatt ist doch von der Staatsbehörde zensiert und bewilligt. Ist also gesetzlich. Weshalb sollte es also gefährlich sein, wenn man es abonniert und liest? Ich sehe so etwas nicht ein.“ „Das ist wahr!“ entgegnete Honsa, dem nun, wie mir schien, die ganze Sache

 schon unliebsam geworden war, und daß er mich in das Geheimnis eingeweiht hatte. „Aber,“ fuhr er weiter fort, „es kommt, wie ich schon oft hörte, vor, daß, wenn jemand diese Zeitung abonniert, er schon bei der dritten oder vierten Nummersendung die Hausdurchsuchung auf dem Halse hat, und dann . . . . .?“ „Und wenn auch das wahr sein sollte!“ unterbrach ich ihn plötzlich. „Da soll mich auch das nicht abschrecken und mich von der gerechten Sache abhalten!“ erklärte ich feierlich und stolz. Da erwiderte er kein Wort mehr und zeigte sich bereit, das Geld fortzuschicken.

Mit dem Abonnement ist es mir aber doch nicht geglückt. Ich wartete immer darauf, daß die Zeitung kam. Aber sie kam nicht. Schließlich stellte sich heraus, daß der Geselle Zaruba das Geld hatte auf die Post schaffen sollen. Nach einigen Wochen aber, als er sich mit dem Honsa zergrollte, kam die von mir ausgefüllte Postanweisung bei ihm zum Vorschein. Er hatte sich das Geld behalten.

Unterdessen trachtete ich eifrig, jemanden zu finden, der selbst auch das Blatt hielt und Sozialist war, um von ihm zu erfahren, was ich so sehr gerne wissen wollte, nämlich: was der Sozialismus sei! Denn der Schuhmacher Honsa konnte mich darüber nicht so genügend, wie ich mir es wünschte, aufklären, da er, wie ich sah, davon nicht viel mehr wie ich verstand. Die eine Zeitungsnummer, die er mir geliehen hatte, war auch nicht seine gewesen. Überhaupt schien mir, daß er so ein bißchen für den Sozialismus mitstimmte, bei ihm nur eine Geschäftssache zu sein. Bald hielt ich ihn wegen seiner großen Angst, die sich bei ihm immer zeigte, wenn wir auf den Sozialismus zu sprechen kamen, für einen Feigling. Und eben deshalb sah ich mich veranlaßt, mir jemand anderes zur Aufklärung zu suchen. Einen solchen Mann, wie ich mir ihn wünschte, der mir meine Sehnsucht zu stillen imstande war, fand ich schließlich in dem Maurer Wenzel Nowotny, der unweit von mir auch in der Nonnengasse wohnte. Er bekannte sich schon mehrere Jahre zum Sozialismus und kannte gut seine Grundsätze und dessen Endziel. Er war schon Abonnent der allerersten Arbeiterblätter in Österreich gewesen und besaß sie, hübsch eingebunden, noch. Auch war er Mitgründer von mehreren Arbeiterbildungsvereinen, die behördlich wieder aufgelöst worden waren. Seine Bibliothek zeigte, daß er ein sehr

strebsamer Mann war. Meine Bekanntschaft mit ihm kostete mir gar nicht viel Mühe, nachdem er gehört hatte, daß ich der Verfasser jenes langen Eingesandt in den „Narodni Listy“ war. Auch er hatte mir schon vorher nachgespürt.

Gleich beim ersten Besuch, den ich ihm einmal abends nach der Arbeit in seiner Wohnung machte, nahm er mich freundlich auf. Nach mehreren nebensächlichen Fragen und Antworten lenkte er geschickt unser Gespräch auf mein Eingesandtes und hielt mir im schonenden Tone vor, warum ich das alles in einem so arbeiterfeindlichen Blatte veröffentlicht hätte. Ich war sehr froh, als er mich selbst aus meiner Verlegenheit herausriß, indem er mich damit entschuldigte, daß ich wohl keine andere Zeitung gewußt hätte. Diese Leute hätten, fuhr er fort, nur die Absicht, auf diese und andere Weise die Arbeiter als Schlepper für ihre Parteizwecke zu benutzen; ihre Interessen lägen aber ganz wo anders als bei den Arbeitern. Dann zog er scharf gegen die alt- und jungtschechische Partei los und kritisierte ihre Haltung in wirtschaftlichen, politischen, wie in rechtlichen Fragen. Und dann kam er überhaupt auf die Nationalitätenfrage zu sprechen. Da meinte er ohne Umschweife, daß wir Arbeiter, ohne Unterschied der Nationalität, international gesinnt sein müßten. Weil auch das moderne Kapital keine Grenzen kenne, die Arbeiter aller Nationen in den industriellen Bezirken zusammenziehe und sie dort ohne Rücksicht auf ihre Sprache oder Religion ausbeute. Dieses Prinzip verfolge das industrielle Kapital überall, wo es auftrete, auf der ganzen Welt.

Nach ungefähr zwei Stunden beendete er seinen Vortrag, ohne daß er sich von der alten Truhe, auf der er saß, gerührt hätte. Und ich saß während der ganzen Zeit auf dem altmodischen Stuhle ihm gegenüber und horchte andächtig mit größter Spannung auf jedes Wort, das aus seinem Munde herauskam, und ich zweifelte nicht an ihrer reinen Wahrheit. Ich war glückselig, fühlte mich höchst zufrieden darüber, daß ich endlich so einen Mann gefunden habe, der mir mit solchem Verständnis alles so klarlegen konnte. So etwas hatte ich in meinem Leben nie gehört. Der Mann schien mir unübertrefflich! Und ich beneidete ihn in meinem Innern um seine Weisheit! O, könnte ich es doch auch so weit bringen! tauchten in mir sehnsüchtige, von Ehrgeiz geweckte Gedanken auf. Mein

 Gesicht glühte vor Seligkeit und die Augen strahlten vor Freude.
Auch Nowotnys Blicke, und das Lächeln, das von Zeit zu Zeit über seine Lippen flog, verriet, daß er sich mitfreute. Es machte ihm gewiß Freude, daß er wieder einen neuen Anhänger für die sozialistische Idee geworben hatte.

Bevor wir uns abends trennten, bat ich, daß er mir etwas zum Lesen leihen möchte. Er zeigte sich sofort bereit, hieß mich ein Weilchen sitzen bleiben und schritt zur Stubentür hinaus. Bald darauf vernahm ich Geräusch über der Stubendecke. Das machte mich einigermaßen unruhig. Ich ahnte nun, daß auch er die Bücher versteckt hatte und sie nun behutsam aus dem Verstecke hereinholte. In meinem Kopfe kreuzten allerlei Gedanken: Polizei, Haussuchung, Gericht und Gefängnis. Und doch sehnte ich mich so durstig nach diesen Büchern! Und meine Ängstlichkeit verschwand mit einem Schlage, als er wieder ins Zimmer trat und mir zwei Bücher mit den Worten hinlangte: „Hier, das schwächere ist ein Almanach, in dem sich meist nur Erzählungen befinden, die alle leicht faßlich sind. Aber, das andere ist Wissenschaft, es ist die „Quintessenz des Sozialismus", das muß studiert werden, wenn man es begreifen will. Lassen Sie sich also mit dem Lesen Zeit. Sollten Sie manches nicht begreifen, so bin ich bereit, Sie darüber aufzuklären."

Gierig warf ich mich am nächsten Abend auf das Buch „Quintessenz des Sozialismus" und ließ den Almanach liegen; denn mich trieb die Neugier, nun endlich etwas Richtiges vom Sozialismus zu erfahren, unwiderstehlich. Ich las die ersten Seiten nacheinander; aber mir kam es vor, als gehe ich im Finstern, herumtastend, und wußte nicht, was ich gelesen hatte. Mein ungeübtes, nicht abgehärtetes Gehirn war nicht imstande, diese hohe geistige Kost zu empfangen und zu verdauen. Der Leseeifer sank immer mehr. Aber ich ließ trotzdem nicht locker. Ich zwang das faule Organ immer wieder zu neuem Versuch, bis die letzte Seite gelesen war. Dann fing ich wieder von vorne an, ging aber zugleich zum Nowotny und gestand ihm meine Unfähigkeit. Er eröffnete eine Diskussion über den Inhalt des Buches und klärte mich über das, was mir unklar war, auf. Als ich das zweitemal mit dem Lesen zu Ende war, machte ich mich noch ein drittes Mal daran, und da merkte ich dann doch, daß immer mehr aus dem Buche in meinem Kopfe blieb.

 Gewiß hätte ich das Buch verdrossen beiseite geschoben, wenn mir Nowotnys Hilfe nicht zur Seite gestanden hätte. Mit dem Almanach und den anderen Büchern, die ich mir nach und nach von dem Manne borgte, ging's gleich von Anfang leichter. Erstens deshalb, weil sie volkstümlicher geschrieben waren, und zweitens, weil sich mein bisher in Faulenzerei liegendes Gehirn nun auch schon an die harte Arbeit besser gewöhnt hatte.

Bei jeder neuen Schrift aber, die mir der Nowotny gab, machte er's wie das erstemal: stets verschwand er eine Zeitlang aus der Stube und rumorte auf dem Boden herum. Was er da anstellte, wußte ich zwar nicht, und getraute mir auch nicht zu fragen. Nach meiner Vermutung hatte er seine Bibliothek eben irgendwo auf dem Dachboden. Und richtig, später, als ich mit ihm schon längere Zeit verkehrte, und er die Überzeugung gewonnen hatte, daß er mir wohl vertrauen konnte, erzählte er, daß er seine Bücher stets auf dem Dachboden unter den Fußbodendielen versteckt hielte. Neben diesem Hauptversteck hatte er noch ein anderes in der Stube, wo er Kleinigkeiten, wie Broschüren oder Zeitungen, verbarg, um nicht jedesmal erst über die Leiter nach dem Boden klettern zu müssen. Dieser Versteck war unter dem Kohlenkasten beim Ofen, wo der Fußboden ein bißchen ausgehöhlt war. Und so machte es auch ich, als ich mir später selbst nach und nach Bücher anschaffte oder die geborgten nicht in meiner Stube den Tag über liegen lassen wollte. Mein Versteck aber war nicht so vorteilhaft wie das Nowotnys. Über meiner Dachwohnung lagen keine Dielen mehr, und da blieb mir nichts anderes übrig, als die Bücher oben auf den Boden zwischen die schiefe Stubendecke und das Dach zu schieben. Dieses Versteck war sehr unbequem, denn ich mußte mich jedesmal, wenn ich die Bücher herausholte oder andere verstecken wollte, lang auf dem Bauch in den Staub legen, um mit der Hand unter das Dach langen zu können. Manchmal rutschten mir auch die Bücher, die ich einzeln in Zeitungspapier eingepackt hielt, zu weit hinunter, so daß ich den Schürhaken zu Hilfe nehmen mußte. Am schlechtesten ging es mir, als ich dann aus dieser Wohnung wegzog. Da kriegte ich einige Bücher nicht einmal mit dem Schürhaken heraus und mußte sie ganz dort lassen. Und dort, in der Antoniegasse Nummer sieben, stecken sie vielleicht heute noch. Die übrigen

 Anhänger der Partei, die ich später kennen lernte, machten es bald
alle so wie wir. Denn, obwohl die Bücher nicht verboten waren, wurde doch jeder, bei dem man sie fand, wegen Geheimbündelei verhaftet. Und so war ein jeder hübsch vorsichtig, um nichts in die Hände der Polizei kommen zu lassen. Abends wurde dann der Lesestoff aus dem Versteck geholt, gelesen und dann wieder versteckt.

Mein Vorversteck bestand, im Gegensatz zu demjenigen Nowotnys, aus einem Stuhle, unter dessen Sitz ich ein schwaches Brett genagelt hatte, wohin ich jedesmal nach dem Lesen das Buch oder die Zeitung unterschob. Dort glaubte ich es vor den Augen der Polizei bei einer Durchsuchung sicher zu haben. Ein besonders eigenartiges Versteck für die Zeitungen hatte der Schuhmacher Fiala. Als ich ihn einmal besuchte, und wir auch auf Polizeischikanierungen zu sprechen kamen, sagte er lachend: „Na, zu mir können sie kommen, da werden sie wohl keinen ‚Duch Casu' finden!" Dabei zeigte er mit der Hand auf die Rollvorhänge an den Fenstern. Ich konnte ihn nicht gleich verstehen, was er damit meinte. Er ließ mich aber nicht erst lange rätseln, sprang von seinem Schemel und schon rasselte das Rollo (Rouleau) herunter, aus dem nacheinander einige Zeitungsnummern herausfielen. „Das ist praktisch, was? Hier riecht sie kein Polizeispion!" rief er freudenvoll. Lächelnd nickte ich ihm zu und lobte seinen guten Einfall. Er aber zog wieder an seiner Schnur und ließ die Zeitungen wieder mit in das Rollo hinaufrollen. Die ganze Sache machte uns beiden viel Spaß. Zugleich gab's Anlaß, uns für gescheiter zu halten als die Polizei.

Allmählich wurde ich nun auch bei den übrigen Anhängern, erprobten Genossen und Sozialisten, eingeführt. Es waren ihrer insgesamt, den Nowotny mitgerechnet, neun Mann: Rericha, Beran, Duschek, Kulic, Fiala, Kolar, Krutak und Nejedli. Das waren alle, die ich da in Aussig kennen lernte und die längere Zeit hindurch die ganze sozialistische Partei in dieser Stadt bildeten. Wir waren alles Tschechen, bis auf den Krutak, der ein Deutscher war, aber auch sehr gut Tschechisch konnte. Auf deutscher Seite wurden mir als Sozialisten nur die beiden Liebich genannt, Vater und Sohn, mit denen ich aber erst später bekannt wurde, da sie sich in jener Zeit von der Bewegung fernhielten. Es mag sie wohl die Furcht abgehalten haben, aus der Arbeit gejagt zu wer-

209 den. Der alte Liebich aber hoffte auf die Pension, weil er schon viele Jahre in der chemischen Fabrik beschäftigt war. Befreiung

Wir versammelten uns gewöhnlich im „Neptun", dessen Wirt ein Tscheche war, bei dem nur Tschechen verkehrten, und wo auch der jungtschechische Verein Beseda sein Vereinszimmer hatte. Dort fühlten wir uns sicherer als wo anders, da das Haus von Spießbürgern wie Behörden verächtlich angesehen und deshalb auch von der Polizei und anderen Spionen wenig besucht wurde. Dort wurde debattiert wie zu Hause, über wirtschaftliche und politische Fragen. Manchmal kam auch ein Zusammenstoß mit den Jungtschechen dazwischen. Denn unser Sozialismus vereinbarte sich nicht mit deren „böhmischem Staatsrecht". Solch eine Debatte war dann immer besonders für den Nowotny etwas; denn er war ein guter Debattierer und besaß mehr Wissen wie wir alle, und konnte jedesmal die Kerle ordentlich heimleuchten. Überhaupt war der Nowotny von allen in jeder Beziehung der reifste, der seine Prinzipien auf das strengste und konsequenteste wahrte. Er war zwar sehr vorsichtig, zeigte aber deshalb nie Furcht, agitierte, wie und wo es nur ging, mündlich und mit Schriften, um neue Anhänger zu gewinnen, vertrat und verteidigte überall offen und ehrlich seine Sache, wenn ihr jemand irgendwo zu nahe trat oder sie herabzusetzen suchte. Da gab's dann keine Rücksichten; wer es auch sein mochte, ihm wurde der Standpunkt gründlich, mutig und klar dargelegt. Ebenso forderte er dieselbe Konsequenz auch von jedem andern, der als wahrer Sozialdemokrat gelten wollte. Wer sich zweideutig zeigte, anders dachte als handelte, der taugte nach seiner Auffassung nicht zum Sozialisten. Das widersprach der neuen Idee, die nur unverfälschte Gesinnung verlangte.

Selbstverständlich aber war nicht jeder von uns in allen Punkten so streng wie es der Nowotny verlangte. Die meisten machten das Leben eben so mit, wie es sie traf. Sie ließen ihre Grundsätze hübsch zu Hause und hielten ihren Schnabel auch dann, wenn ihre eigene Sache beschimpft wurde. Bildungsdrang war bei manchem noch wenig vorhanden. Sich das nötige Wissen anzueignen, um so dann andere aufklären zu können und um neue Anhänger zu gewinnen, dazu waren die zu lau. Von Not gedrungen, waren sie Anhänger der Sache geworden. Aber die innere, feste Überzeugung fehlte noch.

 Und eben das empörte den alten Nowotny aufs höchlichste. Er ließ oft die Zügel seiner Zunge schießen und geißelte solches Vorgehen unbarmherzig. Aber damit schuf er sich wieder nur persönliche Feinde. „So wie es der Nowotny haben möchte, kann man nicht immer handeln!" wendeten gewöhnlich die andern ein, wenn sie allein waren. Und auch ich sah mich bald in meinem Glauben, unter den Leuten Engelsbruderliebe zu finden, getäuscht. Die dem Nowotny wenigstens im Wissen am nächsten standen, waren Katscha und der Krutak. Der letztere hatte etwas Stirnersches an sich, womit ich noch nicht behaupten will, daß er ein Anarchist gewesen wäre. Nein. Er war dabei ein ehrlicher Sozialist, hatte sich als solcher auch schon fünf Monate Gefängnisstrafe bei St. Wenzel in Prag geholt. Als er von dort zurückkam, war die liberale Stadtvertretung von Aussig so liberal, daß sie ihn aus der Stadt auswies. Der damalige Bezirkshauptmann aber war wieder so unliberal, daß er das Ausweisungsdekret aufhob und ihm ein weiteres Leben in dieser Stadt gestattete.

Solange die Abende noch warm waren, kamen wir auch oft, wenn es schön war, hinter der Elbstraße am Rande des Waldes zusammen und debattierten dort. Manchmal freilich über Sachen, die mir heute höchst kindisch erscheinen. Die meiste Zeit wurde mit den Auseinandersetzungen über den Zukunftsstaat vergeudet. In dieser Beziehung hatte ein jeder von uns seine besonderen Ansichten und wollte sie nun auch behaupten. Ach, war das manchmal eine erbitterte Redeschlacht! Wenn freilich Nowotny anwesend war, kam es selten zu solchen Debatten, da er uns jedesmal schnell einen Strich durchmachte. „Kümmert euch lieber um die Gegenwart! Wie der Zukunftsstaat sein wird, kann erst in der Zukunft besprochen werden!" Mit diesen und ähnlichen Worten fiel er immer in unser Lieblingsthema und verdarb uns unsere Freude.

Einmal kam es dort wegen derselben Sache zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung zwischen Kolar und dem auch erst neubacknen Genossen Paletschek, der sich besonders für den Zukunftsstaat interessierte. Er stellte uns so viele Fragen, daß wir gar nicht imstande waren, sie nach seinem Wunsche zu beantworten. Er ging von einer Einzelheit zur andern. Schließlich kam die Rede sogar auf die Ernährungsweise, die Kost. „Ja, was soll dann mit den

Kartoffeln werden?" rief Paletschek fragend und fuhr in seiner höchsten Neugier schnell fort: „Wenn dann jeder wählen kann, was seinem Appetite entspricht, wird selbstverständlich niemand Kartoffeln essen wollen. Und der Champagnerwein, den heute nur die Reichen trinken, reicht dann auch nicht aus." In diesem Sinne philosophierten wir den ganzen Abend, weil eben der Nowotny nicht dabei war. Und noch auf dem Heimwege setzten die beiden, Kolar und Paletschek, die Debatte fort, die schließlich schon mehr in einen Streit ausartete.

Einmal saßen wir auch mit einem angereisten und arbeitsuchenden Genossen dort, der von Beruf ein Tischler war, dessen Namen ich aber schon vergessen habe. Er war ein Mann von hübschem Ansehen, trug einen Spitzbart, und seine Aussprache verriet Intelligenz. Er erzählte uns alle seine Leiden, die er wegen seiner Überzeugung und wegen seiner Beteiligung an der Arbeiterbewegung schon hatte durchmachen müssen. Wie oft er von seinen Arbeitgebern gemaßregelt worden sei; wie er verhaftet gewesen und was er alles im Gefängnisse während der Untersuchungshaft und einer viermonatigen Strafe erlebt hatte. Nun war er wieder aus seiner letzten Stelle entlassen und aus seinem letzten Wohnorte ausgewiesen worden, stand ganz ohne Geld, ohne Arbeit da. Zu Hause hatte er Frau und drei Kinder gelassen, er aber trieb sich, Arbeit suchend, nun schon wochenlang in der Welt herum, bisher ohne Erfolg. Und hatte auch noch nicht einen einzigen Faden Hoffnung, wo er würde Arbeit antreffen, und wo er sich ein neues Heim würde gründen können. Heute noch fühle ich mich gerührt, wenn ich an den gehetzten Mann denke. Wie er traurig, niedergeschlagen, gesenkten Kopfes, in unserer Mitte auf dem rasigen Rande saß, wie kläglich seine Stimme klang, wie schwer die Worte über die Lippen gingen. Nur ab und zu, wenn er um etwas gefragt wurde, hob er seinen Kopf und da erblickte man jedesmal Tränen in seinen Augen. Ein qualvolles Schicksal! Ein herzzerreißendes Bild!

„Aber, Genossen!" sagte er dann noch am Schlusse seines Erzählens, „so kann das unmöglich lange weitergehen. Die Menschen können die Unterdrückung und die von Jahr zu Jahr größeren Lasten nicht mehr lange ertragen und dann werden sie sich gegen die Tyrannei erheben." Ach, seine Prophezeiung hat sich bis heute noch nicht erfüllt.

Ich fühlte mit dem armen gehetzten Manne damals das allergrößte Mitleid. Meine Brust hob sich vor Wut über so großes Unrecht. Ich haßte nun doppelt alles, was reich war und mit dem Namen des Staates verflochten schien. Die Fäuste ballten sich, ich dürstete nach Rache! Aber wie sie nehmen?

Damals wurde auch der Schuhmachermeister und Genosse Weiz aus dem Gefängnis bei St. Wenzel in Prag entlassen. Er hatte dort volle zwei Jahre wegen Geheimbündelei sitzen müssen. Auch dieser Mann war damals von harten Schicksalsschlägen heimgesucht. Er im Gefängnis, und daheim an seiner Stelle sein Geselle namens Tyle, der nicht nur das Geschäft weiterführte und die Kunden besorgte, sondern ihn auch im ehelichen Bette vertrat. Und ehe der Weiz nach zwei Jahren wieder heimkehrte, hatte er ein Familienmitglied mehr! Das lastete auf Weiz besonders schwer. Er verschwand auch bald mitsamt seiner Familie, ohne jemandem zu verraten, wohin. Später erfuhren wir, daß er in Süddeutschland wohnte. Noch später erfuhr ich zu meiner Freude, daß es ihm wieder gut ginge.

Aus mir wurde durch das alles ein rasender Eiferer, wenn nicht gar ein Schwärmer. Ich agitierte überall, wo es nur ging, auf der Straße, im Gasthause und auch in der Fabrik, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen. Von mir und meiner Begeisterung für die Sache ausgehend, glaubte ich, daß jeder Arbeiter so leicht wie ich die sozialistische Idee erkennen und für sie eintreten müßte, ob er nun mehr oder weniger zu leiden hatte. Denn er war doch der Ausgebeutete wie wir alle. Ich war so hitzig, daß ich jedem mein bisher erworbenes Wissen und meine Schriften förmlich aufzwang. Ach, wie mußte ich mich bald in meinen glühenden Hoffnungen getäuscht sehen, im Handumdrehen alle, mit denen ich arbeitete und verkehrte, auf meiner Seite zu haben! Da waren manche, die hatten zuviel Angst, daß sie dadurch ihre Arbeit verlieren möchten, und wollten deshalb mit der Sache nichts zu tun haben. Andere entgegneten wieder, daß alles umsonst wäre, die Verhältnisse würden nie anders werden. Und da gab es gewöhnlich unter uns scharfe Auseinandersetzungen. Blieb der oder jener auf seinem Standpunkt und wollte sich nicht überzeugen lassen, da riß meine Geduld, ich warf ihm seine Gleichgültigkeit und seine Dummheit vor, wofür

 ich wieder den Titel eines Wirrkopfes einstecken mußte. Ja, es
kam manchmal so weit, daß ich bei der Arbeit zum besten gehalten wurde, mit dem, was ich sagte, Witz getrieben, ich verhöhnt wurde. Kein Wunder, wenn ich da sogar die eigenen Klassengenossen haßte, und, wenn ihnen hier und da unrecht geschah, ich es ihnen gar noch gönnte. Selten traf ich einmal jemanden, der meiner Meinung zustimmte und die Sache guthieß.

Luis und ihre Mutter fingen schließlich auch an, für mich zu fürchten, und gaben sich alle Mühe, mich von der Sache und von ihren Anhängern, von den Sozialisten, abzuwenden. Ihr Bitten und Weinen nutzte ihnen aber nichts, ich blieb immer fest, und immer war meine Antwort: Niemals!

Auf dem Tauffeste unseres erstgeborenen Sohnes / ich hatte nun schon das stattliche Alter von fast zweiundzwanzig Jahren! / den wir Heinrich taufen ließen, machten sich alle über mich her, die Paten, Luis, ihre Mutter, ihr Bruder und die übrigen Gäste, und malten mir mit den schwärzesten Farben vor, welche Gefahr mir drohte. Wie viele deshalb schon ins Gefängnis gekommen wären. Wie ihre Familien dadurch zugrunde gerichtet worden wären. Schließlich meinten sie, daß es ohne mich auch ginge. Dieses Abreden und Angsteintreiben füllte den ganzen Abend aus. Jeder hatte dazu etwas Neues zu sagen, denn das Bier machte ja Mut, und Verstand dazu. Aber, sie alle bemühten sich vergebens! Ich wich nicht. Und ich erklärte: „Der Jesus hat auch für die Wahrheit am Kreuze geduldet! Weshalb sollen es nicht auch wir?" Als die Luis sah, daß alles Zureden nichts nutzte, warf sie den letzten Trumpf heraus: „Wenn du die Sache nicht läßt, dann zeige ich dich bei der Polizei an; mögen sie mit dir dann machen, was sie wollen!" Das überraschte mich zwar, aber ich nahm ihre Worte nicht ernst. Ich meinte nur: „Das wäre mir von dir sehr lieb, denn dann wüßte ich wenigstens, was ich an dir habe."

Ich trat dann auch noch in den Arbeiterbildungsverein „Koruna Vychodu", das heißt Krone des Ostens, ein. Es war das ein tschechischer Verein, dessen Mitglieder sich meistens aus Handwerkern, Schuhmachern und Schneidern rekrutierten. Die Statuten mit ihrem Zweck, Bildung unter den Mitgliedern zu verbreiten, waren bei ihnen Nebensache. Sie waren alle radikal tschechischnational und die größ-

 ten Feinde des Sozialismus. Ihnen genügte, wenn sie in der Woche einmal zusammenkamen, um ihre nationalen Lieder herunterzubrüllen. Von Politik und dergleichen Sachen verstanden sie nichts. Ja, sie verstanden nicht einmal etwas von wahrem Nationalismus. Kam es doch einmal zu einer längeren Aussprache, so gab gewöhnlich eine Notiz aus den Zeitungen den Anlaß dazu, daß irgendwo ein deutscher Student einen tschechischen geprügelt hatte, oder umgekehrt. Daß die Verhältnisse in dem Verein so lagen, wußte ich schon, bevor ich eintrat. Denn Nowotny, der auch schon dort Mitglied gewesen, aber ausgeschlossen worden war, unterrichtete mich aufs beste. Besonders machte er mich auf einen früheren Sozialisten, den Spinnmeister Schafarschik aufmerksam, der nun in diesem Verein den Hauptscharfmacher spielte. Trotzdem wollte ich versuchen, den ganzen Verein umzukrempeln. Gleich in der ersten Monatsversammlung stellte ich den Antrag, daß das Blatt „Duch Casu" abonniert werde, und begründete ihn damit, daß der Verein aus lauter Arbeitern bestehe, die es als Ehrensache betrachten müßten, das Blatt aufliegen zu haben. Man sollte lieber von den nationalen Hetzblättern eins abbestellen. Da aber stach ich in ein volles Bienennest! Viele meldeten sich gleichzeitig zum Worte. Zu allererst natürlich bekam es der Schafarschik. Wie ein Staatsanwalt wies er darauf hin, welche Gefahr mein Antrag dem Vereine bringen könnte. Er würde, wenn er solche Zeitungen hielte, von der Behörde aufgelöst, die Mitglieder, besonders die Funktionäre, kämen in Untersuchungshaft oder gar ins Gefängnis. Hunderten wäre es schon so gegangen. „Ich warne einen jeden, für diesen Antrag zu stimmen!" so sagte er zum Schluß mit erhobener Stimme. Alles applaudierte, nur der Schlastny nicht. Trotzdem ergriff ich noch einmal das Wort, um meinen Antrag noch besser zu begründen und ihn zu retten. Dann wandte ich mich scharf gegen meinen Gegner und geißelte seine feige Haltung. „Laßt euch keine Furcht eintreiben, laßt euch nicht zu Verrätereien der Arbeitersache verleiten, stimmt mannhaft für den Antrag!" so forderte ich die Anwesenden auf. Dann wurde über den Antrag abgestimmt und / nur eine Hand erhob sich für ihn. In der nächsten Ausschußsitzung aber wurde ich ausgeschlossen.

Mein Arbeitskollege Havlas, dem ich die Geschichte erzählte, riet mir nun, in den deutschen Arbeiterverein „Einigkeit" einzutreten,

in dem auch er Mitglied war. Ich hatte es nun aber nicht mehr so eilig und wollte mir erst einmal als Gast das Vereinsleben ansehen. Eines Montags / an diesem Abend wurden immer die Kneipabende abgehalten / ging ich mit hin. Na, da sah ich erst recht das traurige Bild einer Arbeitervereinigung. Die Mitglieder waren meistens Arbeiter der chemischen Fabrik. Das Gastzimmer war voll Menschen, Männer, Frauen, jung und alt. In einer Ecke saßen vier Musikanten, neben ihnen gleich der Vorstand. Auf den Tischen standen Doppelliter mit Bier. Der Vorsitzende klingelte alleweil und verurteilte bald den oder jenen zu Geldstrafe. Anlaß dazu war, wenn einer den anderen mit „Sie" ansprach, oder ihn anders nannte, als wie es auf seiner Vereinskappe stand, oder wenn er gar mit seiner Kappe aus der Gaststube hinausging. Es wurden Lieder, Deklamationen und Couplets vorgetragen, mitunter auch unzüchtige und unflätige, desto mehr aber fand man an ihnen Vergnügen. Die Pausen füllte die Musik aus. Die Stube war voll dichter Wolken von Tabakrauch. Die Gastwirtsleute rannten hin und her und hatten alle Hände voll Arbeit. Der Surs und Lärm der Menschenstimmen stieg immer mehr. Ach, war das ein edles Vereinsleben! Schließlich besann ich mich auf mein Heim. Ohne mich erst in die Mitgliederliste eingetragen zu haben, ging ich fort, um einen Gulden leichter, und dümmer, als ich hingekommen. Der Havlas aber lobte sich am nächsten Tag das schöne Vergnügen. Der Gastwirt Thomas aber kaufte sich nach einigen Jahren ein schönes Haus. Er war aber auch der Gründer und die Seele des Vereins gewesen.

Kurze Zeit nach meinem Reinfall im Verein „Koruna Nychodu" gruben wir einmal, wir waren gegen zwanzig Mann, zu einem neuen Sodaapparat den Grund aus. Da kam eines Morgens der Schindler angerast und schrie schon von weitem: „In die Versammlungen gehen und dort Reden halten!?" Gleich darauf schob er wie ein Wütender wieder weiter. „Wen ging das an?" fragte da einer den andern, als er hinter dem Kupfervitriolgebäude verschwunden war. „Dich, Holek," war die Antwort. Lange dachte ich nach, von wem der Schindler erfahren haben konnte, daß ich in einer Versammlung gewesen und dort gesprochen hatte. Schließlich erinnerte ich mich an den Fabriktischler Rinda, der auch Mitglied des Vereins „Koruna Nychodu" war und mit dem Schafar-

 schif paktierte. Vielleicht war's der gewesen? Jedenfalls wurde ich bald nachher auf die Sodaschlammhalde versetzt, die sich außerhalb der Fabrik befand. Das galt als der letzte Posten, den einer in der Fabrik erhielt; von dort wurde man gewöhnlich gänzlich abgeschoben. Die sechs Mann, die wir da beschäftigt waren, waren im gewissen Sinne eine Strafkolonne. Man arbeitete dem Schindler direkt vor den Augen. Wer die Arbeit nicht leisten konnte, so daß sich die andern über ihn beschweren mußten, der mußte unweigerlich gehen. Und leicht war die Arbeit in der Tat nicht. Denn der Schlamm, der aus gemahlenen und ausgelauchten Steinen bestand, mußte mit der Schubkarre bis sechs Meter hoch gefahren und dann aufgeschüttet werden. Der Wochenlohn aber betrug nur acht bis neun Gulden. Dennoch hielt ich dort noch ein Jahr aus. Denn auch mir war es lieb, daß ich den gehaßten Mann vor den Augen hatte.

Ich aber und der Nowotny, wir wurden die intimsten Freunde. Weil er in allem gut unterrichtet war, schätzte ich ihn immer höher und als meinen Meister. Und er wieder freute sich über meinen Eifer. Hatte ich abends oder Sonntags nur ein bißchen Zeit, so war mein Weg zu diesem Manne. Und niemals verbrachten wir die Zeit unnütz.

Einmal, als ich ihn wieder besuchte, saß bei ihm ein nur gewöhnlich gekleideter, ungefähr fünfunddreißig Jahre alter Mann, mit dem er in ein Gespräch vertieft war. Sie sprachen Deutsch, weil der Mann nicht Tschechisch konnte. Der Nowotny stellte ihn vor als einen Genossen Hanke. Bald erfuhr ich aus seinem Munde, was ihn hierher getrieben, welches Schicksal er zu ertragen hatte. Er war als Maschinenwärter im Kohlenrevier tätig gewesen, dann wegen seiner sozialistischen Gesinnung verfolgt, vielmal schon aus der Arbeit entlassen worden und nun wieder einmal arbeitslos. Längere Zeit war er von einem Schacht zum andern gewandert, stets umsonst.

Es war zum Weinen, was der Mann von all den Verfolgungen uns erzählte. Er blieb bei Nowotny über Nacht. Sein Wille war, ins Ausland zu wandern.

Sehr beklemmend wirkte es auf mich und uns alle, als eines Samstags abends, als wir wie gewöhnlich im Hotel Neptun saßen, der Nowotny uns aus der „Narodni Listy" vorlas, daß ein gewisser

 Cerny wegen Hochverrats zu sechzehn, der Paćes zu zwölf und der
Rampas zu zehn Jahren Kerker verurteilt worden waren. Traurig schauten wir einander an, als er mit dem Lesen des Berichts zu Ende war. Ich kannte die Männer nicht. Aber auf dem Heimwege erzählte mir dann der Nowotny näheres über die Tat, derentwegen sie so harte Strafen erhalten hatten. Sie hatten bei Reichenberg in Böhmen eine geheime Druckerei errichtet, um eine Zeitschrift selbst zu drucken und unter die Genossen der Partei zu verschleißen. Aber es war ihnen nur eine einzige Nummer herzustellen gelungen. Dann hatte sie die Polizei schon gefaßt. Nachher bekam auch ich von Nowotny diese einzige Nummer dieser geheimen Zeitung zu lesen. Es war ein vierseitiges Blatt kleinen Formats. Gleich beim ersten Blick erkannte man, daß das keine Fachleute hergestellt hatten, aber für einen Schuhmacher und Maurer war es noch reichlich gut genug gemacht. Ihr Titel hieß „Svoboda", das ist „Freiheit". Ihr Inhalt war so, daß sich selbst mir beim Lesen meine Haare sträubten und mich die Kälte überrieselte.

Der Cerny hat seine lange Strafe auch überstanden, starb aber bald, nachdem er die Freiheit wiedererlangt hatte. Der Rampas kam nicht mehr lebend aus dem Kerker. Und der Paćes bekam noch drei Jahre dazu, weil er sich an einem Sträflingsauffseher tätlich vergriffen hatte. Ob er noch lebt, weiß ich nicht.

Dann erschien eine Vorlage wegen eines Ausnahmegesetzes am Gesetzeshimmel. Wie einem verderbenbringenden Gewitter sahen wir ihr entgegen. Nach ihr sollte, wie man in unserer Zeitung las, kein freiheitlicher Schritt mehr möglich sein. Wie ernst auch die Redaktion des „Duch Casu" die Gefahr nahm, geht daraus hervor, daß sich der Redakteur Hlawacek in einer Nummer verabschiedete und dann übers Wasser / nach Amerika / fuhr. Zum Glück wurde das Gesetz vom Reichsrat dann doch nicht angenommen, und wir atmeten wieder leichter auf.

Unser enger Kreis, obzwar wir schon einige neue Anhänger gewonnen, wollte uns / es war nun im Herbst des Jahres 1886 / auf die Dauer immer weniger genügen. Die Zusammenkünfte im Walde oder in den Gasthäusern entlegener Dörfer wurden uns mit der Zeit überdrüssig; die meisten von uns sehnten sich nach öffentlichem Leben, nach einem Verein. Einen solchen gründen, war nun frei-

lich eine heikle Frage. Die älteren Genossen trauten der Behörde nicht, daß sie ihn anerkennen würde. Der Verein Eintracht und auch ein Arbeiterbildungsverein waren schon von der Polizei aufgelöst worden, weil auch in letzterem die Aufklärung in sozialdemokratischem Sinne getrieben worden war. Schließlich kamen wir nach langem Hin und Her auf den Gedanken, den nationalen Verein „Koruna Nychodu“ mit Hinterlist zu okkupieren, um ihn in unsere Hände zu bekommen. Zu dem Zwecke wurden zunächst diejenigen von uns als Mitglieder hineingeschoben, die den Nationalen am wenigsten bekannt waren; sie sollten für uns dort erst den Weg ebnen. Nowotny und ich sollten mit dem Eintritt bis zuletzt warten. Unser Plan geriet uns immer besser. Alle, einer nach dem andern, waren drin, nur wir zwei warteten noch die Gelegenheit ab. Unsere Leute hatten sogar schon einige Sitze im Ausschuß inne, und so waren wir schon unseres Erfolges sicher. Die Nationalen schienen unsern Plan nicht zu durchschauen, bis schließlich der Schafarschik dahinterkam. In einer einzigen Ausschußsitzung wurden unsere sämtlichen Leute aus dem Verein ausgeschlossen. Und so blieb uns wieder weiter nichts übrig, als so wie früher fortzuwursteln. Wenn ich heute noch manchmal über dies Parteitreiben nachdenke, muß ich darüber wie über ein Kinderspiel lachen. Und doch war damals alles nicht anders möglich. Es erinnert an die Kinderjahre, wo wir auf den Wiesen Vieh weideten und uns Kartoffeln brieten. Da mußten wir auch mit der Mütze oder Schürze fächeln, damit das Feuer nicht erlosch. Aber wenn wir genug Stroh oder Blattwerk bei der Hand hatten und es auf das Feuer legten, dann schlug die Flamme hoch.

Kurz danach ging es doch noch mit einer Vereinsgründung vorwärts. Statuten hatten wir schon ausgearbeitet und geschrieben. Da begannen sich die Nationalen im „Koruna Nychodu“ in die Haare zu fahren; ein Teil von ihnen trat aus dem dortigen Verein aus und beabsichtigte, einen neuen zu gründen, wußte sich aber dabei keinen Rat, wie das gemacht werden sollte. Als wir das erfahren und sie sich ihrerseits uns zu nähern anfingen, wurden wir einig, einen Verein gemeinschaftlich zu gründen. Natürlich fädelten wir es so ein, daß uns das Ruder in Händen blieb und wir die Majorität im Ausschusse hatten. Aber Nowotny war mit dieser

219 Paarung nicht einverstanden und trat deshalb dem Verein nicht bei. Befreiung
Wir tauften den Verein „Polaban", das ist „die Elbtäler". Es war ein besonderer Titel, aber er verriet keine freidenkerischen Absichten und stach der Polizei nicht so in die Augen wie „Eintracht" und andre.

In der ersten Zeit brachte diese Gründung und die Haltung der meisten Genossen nur Zwist und Feindseligkeit unter uns. Die nationalen Brüder trieben hinter unseren Rücken allerhand Intrigen. Die Arbeiterzeitungen „Rovnost" (Gleichheit) und „Hlas Lidu" (Volksstimme), die bei uns auslagen, waren ihnen Dornen im Auge, ebenso auch wissenschaftliche Bücher. Kurz, sie haßten auch jetzt noch alles, was Bildung und Aufklärung hieß. Manche von unsern eignen Genossen fingen sogar unter ihrem Einfluß wieder zu schwanken an und ließen von ihren Prinzipien nach. Solche Achselträgerei wollten wir übrigen nun aber nicht dulden; besonders Nowotny und ich, wir vertraten die Ansicht: alles oder nichts! Darüber kam es zu öfteren heftigen Zusammenstößen unter uns. Und unsere frühere Organisation ging immer mehr aus dem Leime. Die Genossen sanken so weit, daß sie auf Betreiben der Nationalen sogar für meinen Ausschluß stimmten. Die Sache verhielt sich so: Ich versah im Ausschuß die Bibliothekarstelle. Und da wir anfangs arm an Lesebüchern waren, borgten wir uns welche vom Arbeiterbildungs- und Unterstützungsverein in Türmitz. Darunter befand sich auch das Buch Monismus, das sich nun zufällig auch ein Nationaler einmal lieh. Der Inhalt brachte den Helden so außer sich, daß er von einem Mitglied zum andern lief und ihm erzählte, was für ein gottloses Buch das sei. In der nächsten Monatsversammlung zogen dann die Nationalen wild über mich her, warfen mir vor, daß ich meine Funktion mißbrauche, den Vereinsmitgliedern meine eigenen revolutionären und religionsfeindlichen Bücher leihe. Ich ging darauf gegen sie rücksichtslos vor und behandelte sie und auch meine Parteigenossen, die sich bei dem ganzen Vorgang höchst gleichgültig benahmen, nicht sanft. Der und jener fühlte sich beleidigt. Eine außerordentliche Ausschußsitzung wurde einberufen, und ich eiligst ausgeschlossen. Auf das Ausweisungsdekret, das ich dann erhielt, schrieb ich aber mit Beihilfe Nowotnys dem löblichen Ausschuß eine Antwort, die Hörner und Zähne überreichlich hatte. Es folgte deshalb noch eine außerordentliche Aus-

 schußsitzung, in der ich mich dessen, was ich geschrieben hatte, rechtfertigen sollte. Das kam mir gelegen, um den Kerlen noch einmal meine Meinung zu sagen. Die nächste Monatsversammlung aber verwarf schließlich meinen Ausschluß und wählte mich wieder zum Bibliothekar. Trotzdem zogen meine Feinde daraus keine Konsequenzen. Schließlich gelang es uns doch mit der Zeit, die Nationalen zu verdrängen und eine Vereinstätigkeit in unserem Sinne und Geiste zu entfalten. Mancher Arbeiter, der nach Aussig angewandert kam, trug dann, wenn er wieder weiter in die Welt reiste, eine höhere in diesem Verein erworbene Anschauung mit sich fort.

In diese Zeit fiel auch meine Bombengeschichte. Aber nur weiter lesen, lieber Leser, nicht zittern; denn es ist keine explodiert, und es gab auch keine Tote. Mir war nämlich damals ein Bombenrezept aus einer amerikanischen Zeitung in die Hände gefallen. Und das wollte ich nun einmal probieren. Was ich eigentlich mit den fertigen Bomben machen wollte und warum ich überhaupt auf den Gedanken gekommen war, wußte ich selbst nicht. Jemanden töten? Lächerlich! Dazu war ich viel zu weichherzig. Konnte doch nicht einmal ein Kaninchen schlachten sehen, und wenn wir zu Hause einmal ein Schwein geschlachtet, riß ich immer aus. Was wollte ich also mit einer Bombe machen? Ich wußte es eben selbst nicht. Und doch ging ich zu dem Klempnergesellen Prusik, der auch Vereinsmitglied war, und ersuchte ihn, mir zwei Büchsen zu machen. Als ich ihm ihre Größe, Form und alles so genau und eifrig angab, frug er mich neugierig, was ich eigentlich damit wollte; ich verriet aber nichts. Aber die Sache mochte ihm doch schon verdächtig gewesen sein. Bald darauf wurde ich auf einen Abend von den Genossen zu einer Besprechung eingeladen. Die Freunde waren diesmal merkwürdigerweise alle erschienen. Ich ahnte schon etwas Wichtiges. Ehe ich aber noch fragen konnte, über was denn verhandelt werden sollte, wurde mir auch schon von allen der Kopf gewaschen: „Was denkst du? Was machst du? Du willst uns alle ins Unglück stürzen!" und so ging es weiter. Der Prusik hatte es ihnen verraten. Und ich? Ich war ihm im Herzen dankbar dafür. Und das ist die ganze Bombengeschichte, die mir aber deutlich im Gedächtnis geblieben ist. Von dem Rezept selber aber weiß ich heute nichts mehr.

Durch das Vereinsleben offenbarte sich mir immer mehr meine

Rückständigkeit im Schreiben. Nun sah ich erst, was ich mindestens hätte in der Schule lernen sollen. Wenn manchmal unter den Mitgliedern von Rechtschreiben und Ähnlichem gesprochen wurde, zog ich mich verschämt zurück, um meine Unkenntnis in dieser Hinsicht nicht enthüllen zu müssen. Aber es veranlaßte mich doch, mir von Prag die Sprachlehre und ein Lesebuch der vierten Klasse der Volksschule schicken zu lassen. Und nun fing ich an, von neuem zu lernen, mit dem festen Vorsatz, den alten, allerdings nicht durch mich verschuldeten Fehler endlich gut zu machen und meine Vereinskollegen wenigstens einzuholen. Freilich, ich hatte zwar einen guten Willen, aber doch zu wenig Zeit. Was sollte ich nicht in den paar freien Stunden abends alles leisten? Lernen, Bücher und Zeitungen lesen und dann noch das Vereinsleben dazu! Doch gelang es mir mit vieler Mühe allmählich, die tschechische Rechtschreibung zu lernen. Ach, was hätte wohl mein alter Lehrer Behounek gesagt, wenn er mich so gesehen hätte, wie ich als dreiundzwanzigjähriger Kerl abends in den Schulbüchern herumblätterte und lernte? Ach, damals, als er mich das lehren sollte, trieb mich die Not von ihm fort, unter fremde Menschen Brot zu betteln, anstatt zur Schule zu gehen. Und nun mußte ich mich schämen, weil ich das Nötigste nicht lernen konnte.

Mein Vater hatte bis nach Charwatetz hin erfahren, daß ich zu den Sozialisten halte. Und die Angst um mich trieb ihn eines Tages zu mir nach Aussig. „Kind, stürze dich nicht ins Unglück und lasse von der Sache ab!" bat er mich kläglich. Dann erzählte er mir, wie der Heizer Podany aus der Zuckerfabrik nach Amerika ausgewandert, dann wieder zurückgekehrt war, sozialistische Zeitungen mitgebracht und sie in der Fabrik verborgt hatte. Aber die Gendarmerie hätte es schließlich erfahren und ihn verhaftet; viele Wochen säße er schon in Untersuchungshaft in Prag und seine Familie befände sich in größter Not. „So könnte es auch dir passieren!" meinte er besorgt. Dabei brachte er natürlich alle seine Vorurteile zum Vorschein. „Ein armer Mensch vermag nichts . . . . Mit dem Kopfe rennt man nicht die Wand durch!" und ähnlich ging das lange Zeit fort. Schließlich gelang es mir doch, ihn zu beschwichtigen. Ich setzte ihm auseinander, was die „Soziliſten", wie er sie nannte, eigentlich anstrebten, daß nur den armen Leuten ihre Lage

 verbessert werden solle, und daß sie keine so gefährliche Menschen wären, wie von ihnen die Meinung herrsche. Aber noch bevor er das Schiff nach heimwärts bestieg, versicherte er mich, vorsichtig zu sein, um mit den Behörden nicht in Konflikt zu geraten. „Ich bitte dich! Daß es dir nicht auch so geht wie dem Podany!“ ermahnte er mich noch einmal, als wir uns schon die Hände zum Abschied gereicht hatten.

Unterdessen war die Schlammhalde mit der Eisenbahn bis hinter Karbitz in die durchgebrochenen Täler, die durch den Kohlenbau entstanden waren, geschafft worden. Und es genügten nun zu dem Planieren des Schlammes nur zwei Mann. Für diese Arbeit blieben dort der ehemalige Ziegelmeister Bamba, der längst von seinem guten Posten abgesetzt worden war, und der Zumpe. Wir übrigen vier Mann gingen wieder zum Schindler vor sein Kontor. Der hatte aber schon für uns gesorgt. Als wir uns vorstellten, hieß er Gläsner, Fischer und mich mitgehen. Es ging nach dem Sodaapparat, in das sogenannte Calzinierhaus. „Hier bringe ich Ihnen drei Mann, die bleiben so lange hier, bis ich sie wieder holen werde!“ sagte er zum Vorarbeiter Köcher. Was seine Worte bedeuteten, verstanden wir, nämlich, daß wir für immer hierher verurteilt seien. Aber es war schon spät im Herbst, und wir konnten deshalb nichts weiter machen, durften nicht das Geringste einwenden, wenn wir nicht ganz aus der Fabrik hinausfliegen wollten.

Die Arbeit in dieser Abteilung reichte gerade aus, der Lohn dagegen nicht, denn er betrug nur ein Gulden zehn Kreuzer für die Schicht. Diejenigen, die sich schon längere Zeit hier quälten, bekamen zehn Kreuzer mehr dafür. Gearbeitet wurde Tag und Nacht abwechselnd. Unter den zwölf Mann waren wir drei Tschechen, die übrigen waren alles Deutsche. Der Vorarbeiter Köcher war ein vernünftiger Mensch, ein weißer Rabe unter seinen Kollegen. Er erzählte gern und hörte auch gern immer wieder Neues. Mir war das natürlich sehr lieb, und ich sorgte für Stoff, um ihn immer zu befriedigen. Über Politik sprachen wir nur dann, wenn wir hier und da allein waren. Unter diesen Umständen hätte es mir da schon gefallen können, wenn es nur mehr Lohn gegeben hätte und die Nachtschichten nicht gewesen wären. Doch hielten wir drei bis zum Frühjahr bei dieser harten Arbeit aus.

 Als aber dann die Sonne immer wärmer schien, es immer besser
mit uns meinte, die Hitze an dem Apparate aber immer drückender wurde, da zog es uns mächtig hinaus; wir sehnten uns nach frischer Frühlingsluft und bekamen Lust, lieber draußen zu arbeiten.

Wir gingen wieder zum Schindler. Er wollte uns nicht haben. So spannen wir noch einige Schichten weiter und dann begaben wir uns zum Betriebsleiter Modús und ersuchten ihn um Zulage. „Nein, nein!" sagte er und lief von uns fort.

Darauf ging ich allein zum Maurerpolier Walter in der Fabrik und frug den, ob er mich nicht beschäftigen möchte, und der nahm mich gleich an, da er mich kannte. Aber nach einigen Tagen kam der Fabrikwachtmeister zu mir / ich war gerade mit Grundgraben beschäftigt / und fragte mich: „Holek, wo haben Sie denn Ihre Papiere!?" „Bei Ihnen, Herr Wachtmeister!" war meine Antwort und sah dem Herrn verwundert nach. Am nächsten Tage aber, früh beim Verlesen, schrie er mich an, als ich drankommen sollte: „Für Sie habe ich keine Arbeit mehr!"

Ich fragte ihn nicht warum und holte mir meine Papiere. Denn ich wußte ja, von wo der Wind herkam.

Also, der Walter, der alte hinkende Mann, ließ mich nun aus der Arbeit gehn! Der! der schon selbst lange aus der Fabrik hätte hinaus sein sollen! Hatte ihn doch mein Kollege und Freund Kolar, als er noch bei ihm arbeitete, in der Werkzeugstube angetroffen, im Momente geschlechtlichen Verkehrs mit einer Handlangerin. Holar hatte es auch der Bauleitung gemeldet. Walter aber diente weiter, bis er Pension bekam.

Wandlungen und Wanderungen

Eine Woche lang etwa ging ich nun wieder von einer Fabrik zur andern, Arbeit zu suchen. In der Glasfabrik war mir's zu warm. Bauten aber waren noch wenig im Gange.

Eines Tages besuchten mich Kolar, Kroupa und noch ein mir unbekannter Mann, auch ein Tscheche, namens Nikula, wie er sagte. Er erzählte uns, daß er in Skaska in Sachsen arbeite, wo der Torf abgedeckt und Briketts daraus gepreßt würden. Die Arbeit dort wäre eine dauernde und gut bezahlte; vier Mark täglich wäre das wenigste, was man da verdienen könnte. Das Logis gäb es von der Fabrik auch noch umsonst, und die Kost in der Kantine sei sehr billig. Das schien nicht schlecht! Es lockte. Es dauerte gar nicht lange, und die Reise war beschlossen, für ihren Antritt schon der nächste Tag bestimmt.

Und wirklich, am folgenden Tage nach der Mittagsstunde machten wir uns auf den Weg. Sobald wir das Freie erreicht, zog ich meine Harmonika hervor, und wir schritten lustig nach der Musik und hoffnungsvoll aus, über Berg und Tal nach Pirna zu, von wo es mit der Eisenbahn weiter nach Kamenz gehen sollte. Mein Reisegeld, das ich einstecken hatte, war aus dem ins Leihamt gewanderten Überzieher destilliert, und Kolar seins aus seinem Winterrock, der ihm jetzt auch nichts nutzte, nachdem es so warm war. Wie es bei dem Kroupa mit dem Gelde stand, wußte ich nicht.

Nachdem wir in Pirna auf der Herberge jeder eine Portion Pferdefleisch verzehrt und uns dann ausgeschlafen hatten, ging es weiter. Es war ein schöner, sonniger Sonntagmorgen, als wir nach dem Bahnhofe gingen. Wir waren so froh und atmeten mit Wonne die frische duftende Luft der Sächsischen Schweiz ein. Wir ahnten nicht, wie enttäuscht und niedergeschlagen wir nach acht Tagen wieder hierher zurückkehren würden. Von Kamenz ging es zu Fuß weiter nach Skaska, aber wieder unter Musikklängen und mit Gesängen. Der Weg dorthin war ungefähr drei Stunden lang. Und es mußte öfters eingekehrt werden.

Als wir bereits am halben Wege auch wieder mal Rast machten, um uns durch ein Gläschen Bier zu erfrischen, frug der Gastwirt, wohin wir wollten, und als er es von uns gehört hatte, meinte er: „Na, dort wird nichts zu holen sein!“ Aber als er noch weitersprechen wollte, wurde er von einem soeben eingetretenen Gaste unterbrochen. Unser Führer aber drängte, daß wir bezahlten und weitergingen.

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Hoffnung, Skaska. Nach dem Marsche „Philipowitsch“ rückten wir, der Nikula an der Spitze,

 in ein links an der Straße stehendes Gasthaus, wo uns einige unserer Landsleute bewillkommten.

Nachdem wir ein Bißchen gespeist und uns erfrischt hatten, wurden wir dem Schachtmeister Schwandera, auch einem Landsmanne, vorgestellt, der uns unsere Papiere abnahm und uns in die Kaserne führte, die von draußen eher einem größeren Ziegenstall ähnelte, niedrig gebaut war und kleine viereckige Fenster hatte; auch die Türlöcher waren ganz schmal und niedrig. Das mochte ja noch gehen. Geradezu erschrocken aber war ich, als wir in das Innere traten. Der Fußboden war mit Ziegeln gepflastert, man sah sie aber vor Dreck nicht. Die Wände zeigten nur noch Spuren, daß sie früher mal geweißt wurden. In der Kammer, in die wir gewiesen wurden, standen zwei Pritschen mit einem Doppellager, eins unten und das andere oben an der Decke. Die Strohsäcke aber und die Decken, die waren nicht nur schmutzig, sondern schwarz! Diese Beherbergung machte auf uns einen ganz niederschmetternden, abschreckenden Eindruck. Sie veranlaßte uns, uns sofort über die Verhältnisse zu erkundigen. Es gelang mir, unter denen, die schon dort arbeiteten, einen Mann herauszufinden, der mir ehrlich alles erzählte.

„Mensch, erst acht Tage bin ich hier, aber mir wachsen schon Hasenhaare," das waren die ersten Worte, die ich von ihm hörte, als ich ihn auszufragen anfing. Und dann fuhr er weiter. Die Herren von der Torfgrube täten, wenn sie Not hätten, Leuten guten Verdienst versprechen, wenn aber halbwegs ein Stück des Torfes abgedeckt wäre, so sinke der Lohn immer schnell, von Woche zu Woche. Die Kollegen, die schon länger da wären, hätten anfangs über vier Mark den Tag verdient, aber am letzten Lohntag hätte es nur noch zwei Mark achtzig Pfennig gemacht. In dem Zigeunerlager müßte man immer Angst haben, daß man Läuse kriege. Und die Kost in der Kantine wäre auch nichts weniger als gut und billig. „Na, wenn es nicht einmal Polacken hier ausgehalten haben, dann kannst du dir's schon vorstellen," bemerkte er am Schlusse. Das war ein schöner Trost. Als ich meinen Kollegen erzählt hatte, was ich von dem Manne gehört, sagte Kolar: „Ja, aber anfangen müssen wir, mag es nun sein, wie es will. Zurück können wir nicht." Und recht hatte er ja.

Als wir am nächsten Tag früh ausrückten, zählte die ganze Partie

dreiundzwanzig Mann. Über dem Torfe, auf der Stelle, wo wir abdeckten, lag über zwei Meter hoch lauter sandiges Material, das mit Blechhunden oder Loris in die Löcher, wo der Torf schon heraus war, geschafft wurde. Bei jedem Hunde waren wir zwei Mann. Von der Mannschaft waren zwanzig Tschechen, die übrigen waren Deutschböhmen.

Die Arbeit ging rasend rasch, wie um die Wette.

Die bei den ersten drei Hunden hatten immer am schnellsten vollgeladen und sausten davon, und die hinter ihnen zwangen sich nun, ihnen ebensoschnell nachzukommen. Wir, die Neuen, waren die letzten. Bis zu Mittag taten wir so mit; aber dann hatten wir schon das ganze Spiel durchschaut. Die ersten drei Mann waren die rechte Hand des Schachtmeisters; unter ihnen befand sich auch der Nikula. Gewiß erhielten sie mehr Lohn, damit sie uns „anführten". Nachmittags schon, als wir Hinteren nicht so verrückt mehr mittun wollten und bei jeder Tour zurückblieben, verteilten sich die ersten drei, einer vorn, einer in die Mitte und der dritte hinter uns. Aber sie bemühten sich umsonst; es ging nicht mehr hinten und auch nicht mehr in der Mitte, weil wir beim Mittagessen allen die Essenz dieser Arbeitspolitik in das Essen gemischt hatten. Das war gar nicht so schwer geworden, denn die Leute hatten es schon längst selbst satt. Das verrückte Antreiben und dazu der immer geringere Lohn hatte sie schon höchst unzufrieden gemacht . . .

Als wir Donnerstag früh aufstanden, regnete es stark, und nach den dichten Wolken war nicht zu hoffen, daß es den Tag über viel besser werden würde. In solchen von der Natur verschuldeten Feiertagen kommt es vor, daß man aus langer Weile zusammenkriecht, über dies und jenes spricht und kritisiert. So war's auch diesmal. Alles, was mir am Sonntag der Koula erzählte, wurde von allen wiederholt und bestätigt. Jeder hatte große Lust, den Kram hinzuhauen. Und schließlich kam es so weit, daß alle dafür stimmten, am morgigen Tage die Arbeit nicht eher wieder aufzunehmen, bis ein sicherer Lohnsatz festgestellt, die Schlafräume gereinigt, ausgeweißt und unsere Nachtlager, Strohsäcke und Decken durch neue ersetzt waren.

Alle waren damit einverstanden. Nur die drei, die es mit dem Schachtmeister hielten, nahmen an der Beratung nicht teil. Am Nachmittag rieselte es nur noch. Der Schachtmeister holte uns ein-,

zweimal und wie er zum drittenmal kam, zeigten seine Gesichtszüge und Stimme, daß er schon erbost war. „Nu, also, was wird, wollt ihr gehen oder nicht? Ich hole euch zum letztenmal!“ „Und wenn Sie noch einmal kommen, werden Sie hinausgeschmissen!“ rief da der Kolar, und damit war der Krieg bereits erklärt.

Als wir den nächsten Tag früh aufstanden, bemerkten wir erstaunt, daß neun Mann unserer Kolonne, die gestern auch mit geschworen hatten, die Arbeit einzustellen, längst aus ihren Nestern und wieder an die Arbeit in die Grube geflogen waren. „Was nun?“ hieß es. Die Mehrzahl war der Meinung, überhaupt nicht erst mit den Herren zu verhandeln und lieber gleich ganz aufzuhören. Und so wurde es auch gemacht.

„Heute gibt's kein Geld, erst morgen abend!“ schrie uns der dicke Kassierer mit bombastischer Stimme an, als wir in das Kontor kamen und ausgezahlt zu werden verlangten. Verblüfft drückten wir uns hinaus; keiner wußte in dem Augenblicke, was wir anfangen sollten. Ich und noch einige Kollegen gingen und besichtigten das wendische Dorf. Doch von der Sprache, die die Insassen sprachen, verstanden wir hin und wieder nur ein Wort, aber nicht den Zusammenhang. Dann gingen wir in das Gasthaus, wo wir die übrigen Kollegen antrafen. „Bis morgen abend hier aufs Geld warten, können wir nicht, da verzehren wir mutwillig noch die paar Pfennige, die wir rauskriegen!“ hieß es. Dem stimmten alle zu. Und der Gastwirt erzählte, daß es den Polen auch so gegangen wäre, und was für eine Rebellion sie gemacht hätten. Ich riet nun den Kollegen, heute noch energisch das Geld zu verlangen; in Gutem richte man bei dieser Sorte von Leuten nichts aus. Wieder gingen wir nun zum Kassierer hin. Ich wurde vorgeschoben als Sprecher, weil ich am besten Deutsch konnte. Der aber speiste uns gerade wieder so ab, wie das erstemal. „Herr Kassierer, wenn wir bis Mittag das Geld nicht haben, werden wir es uns zu erzwingen suchen,“ sagte ich keck und forderte die hinter mir stehenden Kollegen auf, sich nicht zu rühren. „Na, da holt mal den Schachtmeister!“ sagte er schließlich. Da begaben wir uns alle hinten nach der Grube, um den Lumpen zu holen. Der aber wollte, als er uns sah, ausreißen; aber wir umzingelten ihn und nahmen ihn wie einen Gefangenen in unsere Mitte.

„Sie gewissenloser Schuft! Sie geben sich dieser Gesellschaft hier als Sklaventreiber her, holen Leute von Böhmen her, versprechen ihnen hohen Lohn, wo Sie wissen, daß alles nur Lüge ist. Sie verdienen, daß sich jeder hier einen Knüppel abschneidet und Sie ordentlich durchhaut," so schnauzte ich ihn nun an. Und die andern legten jeder noch ihr Scheit dazu. So ging es bis vor ins Kontor. Wir führten ihn wie einen Verbrecher, und er wagte nicht, jemandem etwas zu erwidern. Es war auch sein Glück, denn jeder hatte in diesem Augenblick Mut im Übermaß. Bevor es zwölf war, hatten wir unser Geld. Ich bekam nach Abzug des Kostgeldes noch fünf ganze Mark und ein paar Pfennige heraus.

Die drei Deutschen fuhren nach Kiel auf den Hafenbau, Kolar, Kroupa und ich nach Dresden, die übrigen zurück nach Böhmen. Wir hofften, in Dresden Arbeit zu bekommen. Unsere Hoffnung erfüllte sich aber nicht. Wir suchten den ganzen Samstag Arbeit, fanden aber keine. Dann hofften wir wieder auf den Montag. Die erste Nacht, die wir in Dresden zubrachten, schliefen wir in der Neustadt. Aber dort war's uns zu teuer, deshalb schlug Kolar, der hier schon bekannt war, vor, das Asyl aufzusuchen, wo Nachtmahl und Schlafen unentgeltlich wären. Als wir es fanden, lasen wir auf der Tafel über der Tür: „Einlaß nur von sieben Uhr an!" Es war aber erst fünf. Wir spazierten also noch weiter in den Straßen der Stadt umher und beschauten die Schönheiten und Reichtümer in den verschiedenen Schaufenstern. Schließlich traten wir in ein kleineres Gasthaus ein, um wenigstens ein Glas Bier zu trinken. Als die anwesenden Gäste meine Harmonika erblickten, baten sie, daß ich spielen sollte, was ich auch tat. Es gab dafür zu essen und zu trinken und auch noch einige Groschen Trinkgeld. Ein Dienstmann, Bruder der Gastwirtin, sie waren alle auch Österreicher, riet uns, am Montag früh nach Plauen zu gehen, dort würde mit dem Bau einer Villa begonnen.

Im Asyl gaben wir unsere Papiere ab, zogen die Schuhe aus, fuhren in die vom Asylvater uns hingelangten Strohpantoffel und warteten dann auf der Bank sitzend, was noch kommen sollte. Die Not hatte viele hierher getrieben. Das Warte- und Speisezimmer war voller Menschen. Schließlich rief jemand: „Suppe!"

Alle erhoben sich, liefen den Gang entlang und drängten an den

 Schalter. Ich mit meinem vollen Magen folgte als letzter. Es gab Mehlsuppe. Gut, daß einer neben mir noch mehr Hunger hatte, als er aus seiner Schüssel alles herausgelöffelt hatte. Er verzehrte meine Portion Suppe und Brot mit. Dann, nach längerer Zeit, hieß es: „Schlafen gehen!" „Gott sei Dank!" denn hier wurde einem alles zur Ewigkeit. Jeder saß still auf der Bank, wie in einer Kirche. Oben im Schlafsaal suchte ich mein Lager Nummer 37. Ich griff und tastete, aber ich griff auf lauter Eisen und Draht. Ich nahm das Leintuch herunter, aber ich fand keinen Strohsack, keine Matratze, nur ein Drahtnetz. Ja, da mußten die armen Tierchen, die einer bei sich hatte, alle durchfallen. Na, ich schlief aber doch gut. Früh gab's wieder die Mehlsuppe. Dann kamen zwei Polizisten und nahmen vier unserer Schlafkollegen mit. Und am Sonntag abend gingen wir, weil ich vom Asyl nichts mehr wissen wollte, auf die Herberge zur Heimat in der Neuen Gasse.

Montag früh zogen wir nach dem Bau in Plauen; aber es standen schon mindestens hundert Mann da, als wir hinkamen, und von denen wurden etwa zehn Mann angenommen. Wir konnten wieder unseres Weges gehen. Nun sahen wir schon, daß uns nichts anderes übrigbleibe, als nach Böhmen zurückzukehren. Doch wollten wir erst noch, nach Kolars Rat, zum österreichischen Konsul und um eine Reiseunterstützung bitten. Und wir warteten auch noch auf dies Nichts bis elf Uhr. „Ja, Freunderl, Sie sind noch nicht lange genug auf der Reise. Da geht's nicht, da kann ich nichts geben," erwiderte der Herr Konsul auf meine Bitte sehr freundlich. „Aber eine Anweisung an die Volksküche will ich Ihnen noch geben," fügte er bereitwillig hinzu, nachdem ich ihn noch einmal zu erweichen versucht hatte. Sonst war nichts zu erhalten, und auf die Anweisung verzichteten wir.

In der Mittagsstunde rückten wir dann von Dresden ab. Unsere Barschaft betrug nun zusammen noch dreißig Pfennig. Traurig und beklommen, langsamen Schrittes zogen wir heimwärts. Ja, es schien, als befänden wir uns zwischen zwei Naturkräften: die eine stieß uns ab, die andere zog uns an. Es mochte elf Uhr abends sein, als wir nach Berggießhübel kamen; aber unser Marsch sollte bis nach Hause fortgesetzt werden. In einem Gasthause rechts an der Straße war noch Licht. Kroupa, der nicht mehr weiter gehen wollte,

meinte: „Ach, hier hätten sie uns gewiß über Nacht behalten; wenn wir im Stalle schlafen, kostet es nichts.“ „Du wirst mich die Sachsen kennen lehren! Nicht einmal im Stalle lassen sie dich umsonst ruhn“, entgegnete Kolar jähzornig.

Beide warfen ihre Bündel auf die Straße und stritten sich laut miteinander, bis sie gleichzeitig in das Gasthaus hineinliefen. Ihre Naturen verrieten, daß sie eben Schuster waren. Wir schliefen wirklich auch im Stalle. Früh aber verlangte der Wirt von jedem fünf Pfennig Schlafgeld. Wir entschuldigten uns mit unserer Armut und blieben es schuldig und marschierten nüchternen Magens weiter.

Erst in Peterswalde, als der Kroupa sein Schuhmacherwerkzeug, das er mithatte, verkaufte, konnten wir uns satt essen. Ein halbes Brot und eine große Schüssel voll Buttermilch von einer Bäuerin, taten uns sehr gut. In der Dämmerung schlichen wir dann nach Hause, weil wir von Bekannten nicht erblickt werden wollten.

Oberhalb der Pockauer Straße in Aussig, unter der Königshöhe, hatten die Herren Industriellen einen bisher menschenleeren und verwilderten Winkel, wo man sich abends im Dunkeln zu gehen fürchtete, zu ihrem Ruheort gewählt. Er wurde planiert, Anlagen und Kanalisation angelegt, und dann schossen die Villen eine nach der andern empor. Jeder Mensch staunte, was für ein Paradies aus dem Dreckloch geworden war.

Auf der linken Seite der Pockauer Straße aber, am Friedhofe, fing nun auch die Stadtgemeinde mit dem Bau eines Armen- und Waisenhauses an. Auch eine evangelische Schule entstand dort. Die Bauten waren dem Baumeister Kehler übertragen. Es war also vorderhand Arbeit genug. Dort fand auch ich nach meiner trüben Rückkehr und zwar beim Bau des Armen- und Waisenhauses, Beschäftigung als Handlanger für neunzig Kreuzer Tagelohn. Das, was mir vor acht Tagen noch nicht getaugt, war nun gut. Doch machte ich diese Arbeit nicht lange, denn ich kam nach einigen Tagen zu einer Akkordpartie, und grub einen zwischen den obengenannten Häusern stehenden Hügel mit ab, der über zwei Meter hoch war, und von dem das Material auf die neuangelegte Friedhofstraße gefahren wurde. Bei dieser Abgrabung verdiente ich, wenigstens in den Sommerwochen, doch noch zehn bis zwölf Gulden. Freilich dehnten wir die Arbeitszeit fast so lange wie in den Ziegeleien aus. Meine

 Landsleute, mit denen ich schaffte, und die vom Lande angewandert kamen, kannten ja überhaupt noch keine normale, menschliche Arbeitszeit.

Die Luis ging auch wieder mit auf die Arbeit. Sie arbeitete an der Elbe, bei den Kohlenkarrern, und verdiente ganz leidlich, an manchem Tag sogar zwei Gulden, dann freilich auch wieder noch nicht einen, je nachdem die Karrer viel oder wenig zu tun hatten. Auch kamen Tage, wo sie gar nichts verdiente. Ihre Arbeit war schwer, besonders für eine Frau. Für zwei Gulden mußte sie zweiundeinhalb Waggon Kohle in Karren laden. Sie leistetete aber die Arbeit doch. Ihre Mutter, die auch wieder bei uns war, versah das Häusliche und die Kinder.

Unser Partei- und Vereinsleben ging dabei seinen Gang weiter. Durch den Verein hatten wir nun doch ständig Zutritt zu den Leuten, und es gelang uns so, immer mehr Anhänger für unsere Idee und Leser für die Arbeiterblätter zu gewinnen. Unser Verein hatte nun schon über ein Jahr seiner Existenz hinter sich und freute sich des Glückes, von der Polizei nicht aufgelöst zu werden. Er wollte nun auch sein erstes Gründungsfest feiern, und mir wurde aufgegeben, die Festrede zu halten.

Es war keine leichte Aufgabe für mich, diese Festrede zurechtzumachen und vorzutragen. Aber ich opferte gerne die freien Abendstunden, die das erforderte. Überzeugung und Liebe zu der großen Idee geboten mir so. Und auch ein bißchen Ehrgeiz erwachte in mir, denn ich strebte nach Anerkennung! So wie die Schnecke von den Sonnenstrahlen aus ihrem Gehäuse getrieben wird, so kroch auch ich unter den Strahlen der werdenden Freiheit aus meiner Nichtigkeit. Und mein Werk gelang. Es war zugleich meine Jungfernrede gewesen.

Als dann die Tage kürzer und die Vereinsversammlungen besser besucht wurden, studierte ich mir wieder und diesmal einen längeren Vortrag ein über Zweck und Nutzen eines Vereines. Die Gehirnmuskeln, die infolge der früheren geringen geistigen Tätigkeit bald verkümmert waren, härteten sich dabei immer mehr ab, und die geistige Kost wurde von dem bisher ans Faulenzen so gewöhntem Gehirn immer leichter verdaut. Auch dieser Vortrag fand allseitigen Beifall. Wie ich dann mit der Luis nach Hause ging,

lobte auch sie mir seinen Inhalt, sowie mein ganzes Auftreten. „Ich hätte dir gleich, während du sprachst, einen Kuß geben können!" sagte sie freudig und schmiegte sich an mich.

Das trieb mich zu immer neuen Studien und Vortragsversuchen. „Arbeiter und Bildung", „Arbeiter und Literatur" und ähnliches wurden meine Lieblingsthemata. Das schlechteste war, daß die tschechische Literatur an solchen Schriften noch so arm war; besonders fehlten größere naturwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Werke. Dieser Umstand nötigte mich immer mehr, auch das Deutschlesen zu üben, was freilich anfangs nur sehr mühsam vorwärtsging. Und eine Übersetzung ins Tschechische erforderte mit Hilfe des Wörterbuches manchmal mehrere Abende. Ein Kundiger wäre damit vielleicht in einer Stunde fertig geworden.

Ungefähr fünf Wochen vor Weihnachten endete die Arbeit bei dem Armenhause. Die meisten von uns wurden ganz entlassen und die übrigen auf andere Bauten verteilt. Ich kam zum Glück zum Schleusenbau, wo ich achtzig Kreuzer für den Tag Lohn erhielt, da wir nur von sieben Uhr früh bis fünf Uhr abends arbeiteten. Die letzten paar Tage vor Weihnachten, wo dann auch der Schleusenbau zu Ende war, arbeitete ich dann noch auf dem Bau einer Villa.

Dann aber machte die Natur uns einen bitteren Strich durch die Rechnung. Sie reihte an die Weihnachtsfeiertage einen unfreiwilligen nach dem andern, gleichgültig, ob wir etwas zu schmausen hatten oder nicht. Sie hüllte die Erde in ihr weißes Gewand und ließ sie gefrieren. „Kommt wieder, wenn andere Witterung eintritt!" sagte der Polier Schlesinger, als wir nach dem neuen Jahre wieder bei ihm anfragten. Sehr gut gemeinte Worte! Und doch ist ihr Inhalt für den, dem sie gelten, schrecklich!

Die Luis keine Arbeit. Und ich nun auch nicht!

Wie werden wir leben? Die Miete bezahlen? Was wird mit uns werden? Hunderte solcher sorgenvollen Gedanken wirrten einem da im Kopfe. Mir war so, als ginge ich unter einer sehr schweren Last heim. Und es verging eine Woche nach der andern, immer mühte ich mich vor einer wie der andern Fabrik umsonst ab. Denn ich war nicht der einzige, der Arbeit suchte. Hunderte solcher Unglücklichen wanderten umher so wie ich. Unsere bescheidenen Er-

 sparnisse waren nun erschöpft, und wir machten Schulden beim Kaufmann, Milchhändler und anderen. Schließlich bekam die Luis wieder etwas Arbeit in der Glasfabrik, und so lebten wir von ihrem Verdienst und von dem, was die Schwiegermutter an den zwei Kostleuten verdiente. Ich aber, ich griff schließlich zu einer Beschäftigung, von der mir früher nicht einmal träumte, und von der ich mir nun ein schnelleres und ergiebigeres Fortkommen versprach.

In den Zeitungen standen Inserate, in denen ein leichter und hoher Verdienst versprochen wurde. Ich nahm eine Agentur für Kautschukstempel an. Fünfzig Prozent Verdienst, das zog freilich! Drei Gulden für die erste Musterkollektion brachte ich noch auf. Dann nahm ich auch noch Wandbilder dazu. Bald aber sah ich ein, daß auch dieses Geschäft nicht so leicht sei, als wie es für den Unerfahrenen aussieht. Bald mußte ich mir gestehen, daß ich, der in seinem Leben nur mit Schaufel und Hacke zu tun hatte und von der Geschäftswelt rein nichts verstand, zu solchem Agenten schon gar nichts taugte. Ich verdiente nicht einmal so viel, daß ich mich selbst hätte ernähren können. Auch fehlte mir vor allem die Rücksichtslosigkeit, den Leuten meine Ware als unentbehrlich einzureden. Ich konnte wohl jemand von der Not, und wie ihr abgeholfen werden könnte, erzählen, aber ihm Lüge als Wahrheit einzureden, das brachte ich nicht fertig.

Bisher hatten wir, ich, Luis und ihre Mutter, friedlich gelebt, trotzdem wir uns in allen unseren früheren Wünschen so gründlich getäuscht sahen. Nun aber, wo der Verdienst so niedrig war, dann überhaupt ausblieb und dafür richtige Not in unserem Haushalt einbrach, entstand auch bei uns Unzufriedenheit. Nun kam es öfters zu Zank und Streit unter uns, wobei gewöhnlich mir die Hauptschuld an der Not vorgeworfen wurde. „Wenn du dir eine Arbeit in der Fabrik suchen würdest, wie andere Männer, wo gleich ganzjähriger Verdienst ist, so brauchten wir nicht in dem Kummer zu leben wie jetzt." Oder es kam gar noch der Vorwurf von beiden Zungen geflogen: „Wenn du in deine sozialistische Dummheit nicht so verbissen wärest, hätten sie dich nie aus der chemischen Fabrik hinausgeschmissen!" Wenn sich dann solche Vorwürfe fast bei jedem Frühstück, Mittag- oder Abendessen wiederholten, wo ich

selbst schon die Entbehrungen hart genug fühlte und mir selbst ohnehin nicht gut war, da trieb es mich manchmal in die Wut. Und ich konnte mich nicht mehr beherrschen und vergriff mich an der Luis. Und wenn mich dann das Geheul der Frauen und die Reue über alles hinaus ins Freie getrieben, war mir's oft bitterbös ums Herz.

Als es dann wieder wärmer wurde, und die Maurer mit ihren Kellen herausgekrochen kamen, warf ich nach den so bitteren Erfahrungen mein Agenturgeschäft ganz beiseite, ließ mir meine Lehmhacke schärfen, richtete mir die Schaufel wieder vor, die ich schon niemals mehr zu brauchen gehofft hatte, und griff wieder zu dem Beruf, in dem ich schon als Junge gefrondet. Ich fing wieder beim Baumeister Kehler zu scharwerken an und grub nun mit noch einigen Arbeitskollegen in unserem Aussiger Millionenviertel den Grund für eine neue Villa. Sechs Wochen ungefähr dauerte der Akkord, dann gab's wieder Taglohn, einen Gulden. Kaum aber hatten wir uns ein bißchen erholt, so starb uns ein Knabe. Es war der zweite Knabe und unser drittes Kind. Denn vor ihm hatte die Luis auch einem Mädchen das Leben geschenkt. Und wir lebten immer noch / wie die Bodenbacher die wilde Ehe nennen/ auf Probe! Der Junge war zwar noch nicht alt geworden, erst sieben Wochen, aber sein Sterben tat uns doch leid, und wir weinten um ihn. „Es ist besser, daß ihn der liebe Gott wieder zu sich nahm. Was hätte er hier auf der Welt? Dort ist er gut aufgehoben," tröstete uns die Mutter. Und uns / das Herz tat weh bei solchen Gedanken / uns war das in unserer Notlage schließlich gar recht!

Von dem Villabau wurde ich dann auf den Bau einer kleinen chemischen Fabrik nach Türmitz versetzt, wo ich auch in Taglohn etwa fünf Wochen zubrachte, bevor ich rechtzeitig wieder in die Glasfabrik eintrat. Denn solchen Winter wie den letzten wollte ich nicht nochmals durchmachen.

Der Portier Wanek, bei dem ich deshalb schon, währenddem ich noch auf dem Bau arbeitete, um Arbeit bat, ließ mir schließlich durch Luis sagen, daß ich kommen solle. Er stellte mich in der Steinmühle ein, wo wieder Tag und Nacht abwechselnd gearbeitet wurde. Lohn gab es zwar auch dort nicht viel, nur einen Gulden die Schicht, aber ich war doch für den Winter gesichert, und ich

blieb auch bis ins Frühjahr bei dieser Arbeit. Und auch meine Luis arbeitete wieder mit mir in dieser Fabrik.

Noch bevor wir in der Glashütte anfingen, mieteten wir eine Wohnung nahe bei ihr, außerhalb der Stadt. Dadurch entzog ich mich zugleich dem Vereins- und Parteileben. Denn ich hatte mir vorgenommen, einmal eine Zeitlang alles beiseite zu schieben, um mich erst wieder materiell erholen zu können. Doch aber gab ich deswegen das geistige Leben nicht auf. Ich las wie immer meine Zeitungen und Bücher. Und es war mir nicht zum Schaden, daß ich nirgends hinging, da ich viel mehr Ruhe und Zeit gewann, um mich allein dem Lesen widmen zu können.

Diesen Winter entschlossen wir uns endlich, auch „vor Gott" unsere Ehe zu schließen. Uns war das freilich egal, ob wir so oder so beisammen lebten. Mir lag aber daran, daß die Kinder doch auch ihren rechtmäßigen Vater hatten, wie ich das auch dem Dechanten Weis sagte, als ich die Trauung bei ihm bestellte. Daß uns wirklich nur daran lag, bewies schon der Verlauf unseres Hochzeitstages. Früh um sechs Uhr waren wir in der Kirche und nach acht Uhr, nach der Frühstückspause, traten wir schon wieder unsere Arbeit an. Es gab also keinen Hochzeitsschmaus und -braus! Es verursachte uns auch keine Ausgaben, da ich die zwei Gulden, die die Trauung kosten sollte, schuldig blieb.

Im Frühjahr wurde ich dann aus der Steinmühle an den Gasofen der ersten Glaswanne als Schürer versetzt, wo ich zwanzig Kreuzer die Schicht mehr Lohn erhielt. Auch mein Bruder Albert, der inzwischen vom Militär nach Hause zurückgekommen war, und dem es in der Zuckerfabrik nicht mehr paßte, schaffte nun bei diesem Ofen mit. Und schließlich arbeitete auch der jüngste Bruder Gottlieb in dieser Fabrik, da ich ihn, als ich die Eltern einmal besuchte, mitgenommen hatte, damit wenigstens er die Glasmacherei lernen könnte, die er bis heute auch noch betreibt.

Auch bei der ersten Glaswanne blieb ich nicht lange. An dem Weißglasofen wurde eine Schürerstelle frei, und der Betriebsleiter Kögler wollte jemand hinhaben, der beide Sprachen, Deutsch und Tschechisch, konnte. Ich meldete mich und kam auch an. Der Lohn dort war zwar nicht höher, als an anderen Öfen, aber die Arbeit bedeutend leichter. Unter den Glasmachern herrschte noch alte

Zunftsitte, da ihre Arbeit, die Herstellung von Biergläsern, Krügen, Vasen, eine mehrjährige Lehrzeit erforderte. Zwischen diesen Glasmachern und den Flaschenmachern war etwa derselbe Unterschied wie zwischen einem Kunst- und Bauschlosser. Auch der Betriebsleiter dort verfuhr mit uns Arbeitern menschlicher und anständiger. Er ließ uns manchen Nebenverdienst zukommen, wenn wir, ich und der Schürer Thomas vom Hafenofen nebenan, Nachtschicht hatten.

Am schwersten hatte es mein Schmelzer, namens Tischler. Die Glasmacher an unserem Ofen schafften sechs Schichten zu elf Stunden in der Woche. Wenn sie zu arbeiten anfingen, ging der Schmelzer schnell nach Hause schlafen, besorgte danach mit dem Kohlenschieber den Gasofen und regulierte auch noch das Feuer im Ofen, je nachdem, wie es die Glasmacher brauchten. Die Glasmacher arbeiteten 66 Stunden in der Woche, er auf diese Weise 102. Und diese Arbeit verrichtete dieser Mann schon zehn Jahre lang! Aber er ist dabei auch halb verrückt geworden. Am schlechtesten war es mit ihm immer Sonntags, wo seine Schicht mittags anfing und bis Montag früh sechs Uhr dauerte. Da füchtelte er bald mit dem, bald mit jenem Werkzeug umher, brummte und schimpfte, und wenn er sich dann schließlich einen ordentlichen Schnaps geholt hatte, da sahen wir ihn dann manchmal, wie er in die Werkstatt trat und seinen Hintern gegen das Kontor zeigte. Mit dem Munde machte er aber keinen Lärm, tat auch uns nichts zum Trotz. Ich dagegen freute mich wieder, wenn Schmelzschicht war, da ich da nur den Gasofen zu besorgen hatte und dabei einige Stunden einnicken konnte, wenn er angeschürt und mit Kohlen gefüllt war. Das ermöglichte mir, daß ich mich dann wieder zu Hause dem Lesen mehr widmen konnte.

Und bei dieser Arbeit habe ich denn auch das Deutschlesen und -schreiben gründlich gelernt. Die sinnreichen Titel der Bücher: „Kraft und Stoff", „Darwinsche Theorie" und andere trieben mich mit aller Gewalt, die Sprache, in der sie geschrieben waren, ganz genau zu lernen. Denn in tschechischer Sprache bekam man ja solche Werke nicht oder doch nur schwerverständliche kurze Auszüge von ihnen. Um alles nun recht gründlich zu lernen, bezog ich von Prag Unterrichtsblätter in der deutschen Sprache, mit denen der Kursus ein Jahr dauern sollte. Eine vierseitige Nummer kostetete fünfund-

 zwanzig Kreuzer und erschien monatlich zweimal. Aus diesen Blättern lernte ich viel, besonders im Lesen, im Schreiben brachte ich es dagegen doch nicht auf die ganz gleiche Stufe. Später aber befand ich mich wieder im Wirbel des Partei- und Vereinslebens, der mir bald keine Zeit zum Lernen übrigließ.

Unterdessen hatten wir uns auch wirtschaftlich wieder einigermaßen erholt. Die Schulden waren bezahlt, und das Nötigste an Kleidung, Schuhwerk, Hausrat war wieder nachgeschafft, und so lebten wir wieder in Frieden. Da aber traf uns schon ein neuer Schlag. Die Schwiegermutter erkrankte plötzlich und starb. Das gab wieder neue Sorgen, denn wir mußten die Begräbniskosten tragen. Der Schwager, in dem erst nach dem Tode der Mutter die Kindesliebe erwachte, bezahlte bloß die zwölf unnötigen Gulden, die der Geistliche für den kurzen Weg von der chemischen Fabrik bis zum Friedhof verlangte (es waren ungefähr sieben Minuten); alle übrigen Auslagen mußten aber wir bestreiten. In unserer Mutter verloren wir eine treue Ratgeberin und Schiedsrichterin. Manchmal, wenn es knapp herging und es schien, daß es durchaus nicht mehr weitergehe, schaffte sie Rat und tröstetete uns. Oder wenn unsere jungen, hitzigen Naturen zusammenprallten, so versöhnte sie uns. Und ihre große Güte zu mir erlosch in ihr auch in der letzten Stunde noch nicht, trotz aller Mißerfolge meiner früheren Pläne. Wenn sie mir daher manchmal ins Gewissen redete, nahm ich es ruhig hin, eben weil ich sie wegen ihrer Güte und reichen Erfahrungen hochschätzte.

Meine Frau mußte nun nach Mutters Tode aus der Arbeit zu Hause bleiben, und so waren wir nur auf meinen Verdienst angewiesen, der im Durchschnitt acht Gulden vierzig Kreuzer wöchentlich betrug. Damit aber nicht die ganze Last der Miete auf uns blieb, entschlossen wir uns, zwei Leute in Logis und Kost zu nehmen. Unsere Wohnung bestand zwar nur aus einer Stube, in der nur zwei Betten stehen konnten, und in der gekocht, gewaschen, gegessen, Gäste empfangen, geschlafen, gelesen, geschrieben und alle übrigen Bedürfnisse verrichtet werden mußten. Aber was blieb uns nun übrig? Wir mußten uns eben einschränken.

Damals war es auch, wo mich der Glasmacher Karban, der an demselben Ofen wie ich schaffte, und den ich seit langem gut

kannte, immer mehr uzte: „Na, du hast wohl den Sozialismus ganz und gar an den Nagel gehängt?" Und alle meine Ausreden, daß ich doch auch immer noch die Arbeiterblätter, Broschüren und Bücher läse, half mir dagegen nichts. Ich sollte mich, wie früher, auch aktiv wieder am Partei- und Vereinsleben beteiligen, sonst wäre ich eben kein ganzer Sozialdemokrat. Und ich sah wohl die Wahrheit seiner Meinung ein. Aber ich ließ mich trotzdem noch lange Zeit nicht bewegen, wieder in eine Versammlung mitzugehen. Denn ich hatte mir fest vorgenommen, mich der Sache noch zu enthalten, um lieber erst etwas Ordentliches zu lernen.

Einmal aber, als mir der Karban wieder manches aus der Vereinsversammlung erzählte, was er oft tat, und mich gewöhnlich dabei auch wegen diesem und jenem um Rat frug, stellte er mir auch die Frage, ob ich nicht wenigstens einen Vortrag im Verein Polaban halten möchte. Doch ich überlegte auch das lange, ob ich es tun sollte. Aber er traf mich doch mit seiner Frage am rechten Fleck. Wieder regte sich mein Ehrgeiz. Und ich sagte endlich ja. Dann wählte ich das Thema: „Die Ernährungsweise des Volkes", und schrieb und studierte es mir vorher gut ein.

Die Versammlung, in der ich es dann vorgetragen habe, war gut besucht. Ich hatte meinen Vortrag mehr vom wissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet. Wie viel im Fleisch, Mehl, Reis und andern Nahrungsmitteln an Eiweiß, Fett usw. enthalten ist, und wie es bei denen mit ihrer körperlichen Entwicklung, Gesundheit und Arbeitsfähigkeit steht, die sich nur von den billigsten Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln oder Reis, ernähren müssen. Und selbstverständlich mußte ich zum Schluß auch auf die Ursachen der schlechten Ernährung, besonders in der Arbeiterklasse, hinweisen.

Die Genossen kamen, nachdem ich geendet hatte, auf mich zu und drückten mir erfreut die Hand, denn sie sahen nun, daß ich während meines Ausbleibens nicht geschlafen hatte, wie sie es wohl erst vermutet. Und nun, nachdem ich einmal wieder unter ihnen gewesen, ging ich auch ein zweites Mal, und ging schließlich immer wieder hin, vor allem, um die Bildung der Mitglieder mit fördern zu helfen. Auch dem politischen Leben, das immer noch vom Verein getragen, half ich ein neues Gepräge schaffen. Wir benutzten nun auch den berühmten Paragraphen 2 des österreichi-

239 schen Versammlungsgesetzes. Mit diesem hatte es folgende Bewandtnis. Als die österreichischen Gesetzgeber, natürlich nur Angehörige der besitzenden Klassen, einst das Versammlungsgesetz fabrizierten, ließen sie darin, wie sie meinten, nur für sich, ein Türchen offen, indem sie in den Paragraphen 2 eine Klausel einschalteten, daß Versammlungen für geladene Gäste den Behörden nicht angezeigt werden müßten und nicht zugänglich seien. Und diese Bestimmung nützte schließlich auch die Arbeiterschaft reichlich aus. Die Behörden verloren dadurch über sie die Kontrolle und konnten so die Entwicklung der Arbeiterbewegung nicht mehr wie früher hemmen.

Meine Frau machte zu dieser meiner neuen Wendung ein böses Gesicht. Sie meinte, ich würde wieder nur für den Verein und für meine Genossen leben und alles andere vergessen. Aber all ihr Bitten und Zürnen, mich lieber wie in der letzten Zeit nur der Familie zu widmen, war erfolglos. Ich konnte nun nicht wieder zurück. Die Interessen unserer gemeinsamen Sache standen mir ja mindestens so hoch, wie alles übrige. Und sollte ich mich wieder Feigling heißen lassen!? Nein!

Das war nun schon im Jahre 1890.

Mir wurde nun wieder eine Funktion nach der andern aufgebürdet, im Vorstande, im Bildungs- und im Vergnügungsausschuß. Dort sollte um die Bildung der Mitglieder, da wieder um Vergnügungen gesorgt werden, damit auch dadurch Geldmittel für uns hereinkämen. Und in den Parteiversammlungen, wie in den Exekutivbesprechungen, die wir immer noch nebenbei im engeren Kreise abhielten, wollte ich auch nicht fehlen. Das alles erforderte mehrere Abende in der Woche, und auch den Sonntag, wenn ich arbeitsfrei war. Neben dem Verlust an freien Stunden kam dazu auch noch der von Geld. Ein Gulden und noch mehr die Woche, verklepperte sich doch dabei. Meine Frau, der das Geld dann zu Hause fehlte, wurde darüber unwillig, machte mir Vorwürfe, daß ich nur die Familie schädige, und auch mich selbst um meine Gesundheit brächte; daß ich das Geld unnützerweise vertäte und halbe Nächte in Gasthäusern säße. Und wieder blieb es manchmal nicht bei Vorwürfen, sondern wir gerieten in regelrechten Zank und Streit. Ich sah wohl ein, daß sie von sich aus recht hatte, aber doch konnte ich nicht

anders. Opfer muß es kosten, versicherte ich mir selber. Und als sie mir einmal gar drohte, von mir fortzugehen, und die Kinder schon angezogen dastanden, auch da beharrte ich noch hart und fest auf meinem Standpunkte.

Wie dann noch der Genosse Kulitsch auf den Gedanken / den wir nachher hundertmal bereuten / kam, ebenfalls wie in Teplitz, einen Konsumverein zu gründen, da trat zu den genannten Funktionen auch noch eine neue hinzu, der ich ebenfalls noch einen weiteren Teil meiner freien Zeit opfern mußte. Und wenn ich einen Abend frei war, oder die Nachtschicht vorher hatte, da wollte ich doch auch die Zeitungen und ein Buch lesen, nachdem ich ausgeschlafen hatte, und so blieb mir wieder keine Zeit übrig, mich mit der Familie abzugeben.

Seitdem ich wieder so tätig war, gewannen wir auch in der Glashütte endlich einige Anhänger. Der Karban agitierte eifrig mit. Wo wir nicht mit Worten beikonnten, suchten wir unseren Zweck durch Zeitungen und Broschüren zu erreichen; sie wurden dem und jenem durch die Post geschickt oder wir steckten unsre eignen gelesenen Nummern bald dem, bald jenem in sein an der Wand hängendes Jackett. Kurz und gut, wir verbreiteten unsre Idee, wo immer sich uns die Gelegenheit bot. So hatten wir es doch allmählich allein in der Glasfabrik auf zwei Dutzend Mann gebracht, auf die wir vertrauen konnten.

Nun tauchte in uns der Gedanke auf, einen Fachverein der Glasarbeiter zu gründen. Auf der Königshöhe hielten wir die erste Besprechung unter uns Glashüttenarbeitern ab. Die Ansichten kreuzten sich zuerst sehr; einige von uns waren für die Gründung, andere wieder meinten, daß zuerst ein Fachblatt notwendiger wäre, um erst das Feld zu bereiten. Schließlich wurde der Antrag eines Genossen, erst ein Fachblatt zu gründen, von der Mehrzahl angenommen. Aus einem Fachverein ist aber damals nichts geworden, obwohl ich auch in der Umgegend dafür agitierte.

Unterdessen hatten sich auch die deutschen Genossen aufgerafft und einen Leseverein gegründet, der in kurzer Zeit Hunderte von Mitgliedern zählte. In ihm wurde nun die Aufklärungsarbeit mit größtem Eifer betrieben durch Lese- und Diskussionsabende und an jedem Samstag durch einen wissenschaftlichen Vortrag. Die Zahl

der Bücher in der Bibliothek stieg von Woche zu Woche. Die Leseabende waren immer von vier- bis fünfhundert Menschen besucht und alles horchte gespannt den Vorlesungen oder dem Vortrage zu. Überall sah man nun plötzlich große Begeisterung und ein neues jugendliches Bewegen, eine fieberhafte Tätigkeit, die nun schnell dem ganzen Leben unter den Arbeitern Aussigs ein anderes, höheres Gepräge verlieh. Der Geist der Massen loderte empor wie Flammen brennenden Strohes.

Wir Tschechen, die wir jahrelang mit unsern fünfzig bis sechzig Mitgliedern herumgewurstelt, waren nun plötzlich von den deutschen Genossen überholt. Eigentlich war es nur etwas ganz Natürliches, da die Tschechen gegen die Deutschen sich in der Minorität befanden. Ich selbst ließ mir natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, Mitglied des Lesevereins zu werden, um aus dem reichen Schatze des Wissens, der sich mir in den Büchern, die zwei Schränke füllten, offenbarte, zu schöpfen.

Ein Gedenktag für mich war auch ein Sonntag, wo unser Verein Polaban von Aussig, und der tschechische Leseverein von Leitmeritz, einen Ausflug nach Salesel machten, um uns dort zu treffen und die Brüderlichkeit zu bezeugen. Unser Schiff von Aussig kam eher an. Begeistert von Bruderliebe, mit jauchzenden Herzen standen wir da am Ufer und warteten, bis das Schiff auch die Leitmeritzer Genossen bringe. Und als sie sich uns schließlich näherten und der Fähnrich die Fahne nach uns schwenkte, da erscholl aus allen Kehlen: „Na Zdar, Bratri!“ (Glück auf, Brüder!) Dann folgte ein Empfangslied, und von der Musik begleitet, ging's darauf nach einem nahen Gartenrestaurent, wo wir uns bis abends unterhielten. Währenddem besuchte uns auch eine Frau Krejsa mit zwei Kindern, einem zehnjährigen Jungen und einem achtjährigen Mädchen. Ihr Mann war auch vor Jahren zu acht Jahren Gefängnis verurteilt worden, von denen er nur eine kurze Zeit verbüßte, denn er starb im Gefängnis. Ich nahm da die beiden Kinder und stellte mich mit ihnen auf einen Gartentisch, den Knaben zur Rechten und das Mädchen zur Linken, und sprach und erinnerte die Anwesenden an die einst nur leise keimende und so schwer verfolgte Arbeiterbewegung der früheren Jahre. Wie viele Opfer die Genossen im Kampfe um Recht und Freiheit bringen mußten, und wie sich doch trotz alledem

der Sozialismus die Anerkennung erzwinge, wie wir Schritt für Schritt zum Ziele gelangen, wovon auch diese Manifestation ein Zeichen sei. Und dann zeigte ich auf die beiden Kinder und fuhr, selber aufs tiefste bewegt, weiter fort: „Hier meine Lieben, weilen unter uns zwei aufblühende Knospen, deren Vater, Ernährer und Erzieher auch einst in den Reihen des schwer kämpfenden Proletariats stand, der auch, wie so viele andere, wegen seines edlen Bestrebens gefesselt und ins Gefängnis geschleppt wurde, wo er als Märtyrer seinen Geist aufgab und seine arme Familie dem Elend überlassen mußte. Wohlan, so laßt uns heute den armen Verlassenen auch ein Opfer bringen. Es ist unsere heilige Pflicht, also zu tun!"

Da standen vielen Anwesenden Tränen in den Augen, und waren alle tief bewegt. Mir selbst rollten sie über die Wangen. Und da wurden gegen zwanzig Gulden gesammelt. Ach, die Frau hätte wohl jeden Monat so viel gebraucht. Aber es gab nicht alle Tage solch ein Fest.

Dann wurde ich auch einmal von dem Arbeiterbildungsverein in Brüx brieflich befragt, ob ich über „Nationalismus und Internationalismus" vortragen wollte. Wir hatten schon damals in Nordböhmen überall heftig gegen den nationalen Hader zu kämpfen. Ich versprach, es zu tun. Als ich dann aber in die Versammlung kam, saß der Regierungsvertreter da. Das erstemal sollte ich nun vor einem Manne von der Bezirkshauptmannschaft sprechen. Kälte und Wärme fuhr mir den Rücken abwechselnd, wie ein elektrischer Strom, auf und ab, schon wenn ich auf ihn hinblickte. Und erst, als ich doch endlich vorzutragen anfangen mußte! Ich hatte wirklich zu tun, daß ich alles so vorbrachte, wie ich es mir aufgeschrieben und auswendig gelernt hatte. Merkwürdig, denn vor sonstigen Gegnern hatte ich nie Angst gehabt.

Allmählich bergab

Eines Tages im Jahre 1891 besuchte mich auch wieder einmal mein Vater. Er war sehr traurig und niedergeschlagen. Ich sah es ihm auf den ersten Blick an, daß ihm etwas Unangenehmes zuge-

243 stoßen sein mußte. Er ließ mich auch nicht lange von der Neugier plagen und klagte sein Leid mit zitternder Stimme, wobei ihm die Tränen in den Augen standen. „Ich bin ohne Arbeit. Der Direktor Berounsky sagte, daß er mich nicht mehr brauchen könne. Dreizehn Jahre war ich recht und nun geht es auf einmal nicht mehr; warum, ist mir unbekannt. Vielleicht weil ich schon zu alt bin!“ Das überraschte mich nicht, denn ich kannte meinen Vater, wußte, daß er stets nüchtern und arbeitsam, und mit allem zufrieden und vor seinen Vorgesetzten untertänig gewesen war. Es konnte also in der Tat an seiner Entlassung nichts anderes schuld sein, als sein Alter. Aber ich tröstete ihn und meinte, daß er sich deshalb nicht den Kopf herunterreißen brauche; es würde schon wieder Rat werden. Und er mietete die Stube, die in demselben Hause, in dem wir wohnten, gerade leer stand, und zog von Charwatetz nach Aussig; und mit ihm kam natürlich auch meine Mutter und meine drei Schwestern. So brachte uns das Schicksal alle wieder zusammen. Vater fand bald Arbeit auf einem Baue. Im Herbst aber ging er dann in die Zuckerfabrik nach Türmitz, wo er heute noch als Nachtwächter dient. Allmählich bergab

Danach sollte in Prag ein Parteitag stattfinden. Unsere Parteiorganisation vom Orte wählte mich und Beran als Delegierte. Wir erhielten auf die drei Tage, die der Parteitag dauern sollte, jeder zehn Gulden. Drei Gulden kostete aber schon die Fahrt auf der Bahn hin und her. Am ersten Weihnachtsfeiertage früh um vier Uhr bestiegen wir den Zug, unsere Pflicht zu erfüllen. Es war das erstemal, daß ich die so verherrlichte Hauptstadt meines Vaterlandes zu sehen und mich an ihren Schönheiten ergötzen sollte. Und im Saale der Schützeninsel kamen wir dann zusammen. Delegierte von Böhmen, Mähren, Schlesien und Wien kamen. Zwei Kommissäre aber standen an der Türe, revidierten die Einladungskarten und schrieben sich jeden Namen auf eine Liste. „Na, da werden wir sie bald auf dem Halse haben, wenn wir wieder nach Hause kommen,“ meinte Beran, als wir in den Saal traten.

Doch machte mir das keine große Sorge. Eine viel größere erwartete mich, als ich nach Hause zurückkam. Da trat meine älteste Schwester zu mir und erzählte mir, daß ihr das Verhältnis zwischen meiner Frau und unserm Logismann Krunzel nicht gefalle. Sie hätte die letzte Zeit immer schon auf die beiden aufgepaßt, bis sie

Allmählich bergab nun dazugekommen sei, wie die Luis vor Krunzels Bette stand, ihn an der Hand hielt und im Gesichte streichelte. „Wenzel, du hast wohl noch nichts bemerkt?“ Ich stand eine lange Weile vor ihr wie versteinert. Ich war keines Wortes mächtig und zitterte am ganzen Körper. „Fanni, hast du es wirklich gesehen?“ „Warum sollte ich lügen und unter euch Unfrieden stiften, wenn es nicht wahr wäre?“ Das klang in der Tat durchaus überzeugend. In dieser Nacht / ich hatte Nachtschicht / machte ich meine Arbeit, und wußte nicht wie. Tausende Gedanken wirrten in meinem Kopfe. Doch aber wollte ich nicht recht daran glauben, daß die Luis sich so weit vergessen hätte. Vierzehn Tage lang trug ich noch das Geheimnis auf meinem Herzen, wollte mich erst selbst mit eigenen Augen überzeugen, ob sie mir wirklich untreu geworden, bemerkte aber nichts. Schließlich wurde ihr selbst meine Sprachlosigkeit und Niedergeschlagenheit auffällig, und sie frug mich nach der Ursache. Da sagte ich ihr, was mich beunruhigte und drückte, und in welchem Verdacht sie stehe. Aber sie schwur bei ihrer Seele, daß es nicht wahr sei und daß sie unschuldig sei. Dann ließ sie ihren Bruder und ihre Schwester von Charwatetz kommen, um die Sache zu untersuchen. Luis schwur auch vor ihnen, daß sie unschuldig wäre. Und es gelang jenen, uns wieder zu versöhnen.

Kurz danach, als einmal der Direktor mit dem Inspektor Scheftschik durch die Hütte gingen und an mir vorüberkamen / ich stand gerade an dem Schmelzofen / zeigte der Inspektor auf mich hin. „Hören Sie mal!“ sagte da der Direktor, „es wäre besser für Sie, wenn Sie von dem roten Zeuge ablassen möchten!“ und ging wieder weiter, ohne erst meine Antwort zu hören. Kurz nachher, als ich eines Abends meine Arbeit antrat, kam der Portier Wanek und brachte mir einen Zettel. Darauf stand zu lesen:

„Wenzel Holek, Hafenofen II. Es wird Ihnen hierdurch mitgeteilt, daß Ihr Arbeitsverhältnis in unserm Betriebe nach acht Tagen gelöst ist. Die Direktion.“ Das war die nachträgliche Frucht meiner Prager Reise! Und den gleichen Zettel erhielt auch der Karban, nur mit dem Unterschiede, daß er noch acht Tage länger arbeiten durfte wie ich. „Na, Joseph, was fangen wir nun an, wenn sie uns werden von hier abgeschoben haben?“ frug ich ihn, als er den nächsten Tag in die Fabrik kam. „Ich wandere aus

245 nach Amerika!" war seine Antwort. „Bist wohl nicht gescheit! Mit fünf Kindern und der Frau?" „Ohne Spaß," erwiderte er. Und es war auch durchaus ernst gemeint. Er trug sich wirklich mit der Absicht der Auswanderung. Allmählich bergab

Mir aber ließ am letzten Tage meiner Kündigungszeit der Maschinist Wagner aus der Bornemannschen Färberei, bei dem mein Bruder wohnte, sagen, daß ich dort zu arbeiten anfangen könnte, was auch wirklich zu meiner Freude geschah. Denn leicht war auch mir der Gedanke an die Zukunft nicht gewesen. Ich kam zum Appreturmeister Starke, den ich sofort an seinem Dialekte als Sachsen erkannte.

„Ach, Servus Holek! Na, da haben wir nun den richtigen hier!" rief mir der Genosse Richter entgegen, nachdem mir der Meister meine Arbeit angewiesen hatte und verschwunden war. Dieser Richter las immer im Leseverein vor. In der Abteilung, in die ich eingestellt wurde, waren wir beiden und noch zwei Mädchen. Ich fühlte mich hier gleich den ersten Tag heimisch, trotzdem ich unter lauter deutschen Kollegen war. Aber überall, wo ich mit einer Rolle hinkam, ertönten die Stimmen: „Servus Holek! Bist du auch hier?" Die meisten von ihnen waren Mitglieder des Lesevereins.

Die Arbeit, die ich da zu verrichten hatte, war leicht. Früh kochte ich eine hübsche Portion Leim, weißen Sirup und Glyzerinöl zusammen. Durch diese Mischung wurden die Stoffe gezogen, damit sie einen harten Griff erhielten. Dann hatte ich eine Maschine zu bedienen, mit einer eisernen, inwendig mit Dampf gefüllten Walze, über die ich einige Rollen Stoff laufen ließ, die dann wie geplättet aussahen. Lohn gab's einen Gulden und zwanzig Kreuzer pro Tag.

Einige Tage nach meinem Austritt aus der Glasfabrik hatten die Genossen eine öffentliche Versammlung einberufen. Auf der Tagesordnung stand: „Die Bezirks- und Betriebskrankenkassen". Die Gelegenheit ließ ich mir nicht entgehen, um mein Herz auszuschütten, und die Mißstände in der Betriebskrankenkasse der Glasfabrik vor aller Öffentlichkeit an den Pranger zu stellen. Sehr lieb war es mir, als ich sah, daß auch ein Regierungsvertreter in dieser Versammlung eintraf. Während ich sprach, saß der Kommissar dicht neben mir und notierte alles auf. Und schon am dritten Tag nach der Versammlung wurde ich auf die Hauptmannschaft vorgeladen. Hier maß mich der Kommissar mit scharfen Blicken, faßte mich mit der

Hand an meinem Jackett auf die Brust und zupfte damit leicht hin und her. „Wissen Sie, daß wenn Sie so was aus sich herausschütteln, es auch nachweisen müssen?!" sagte er hurtig und erbost zu mir. „Bitte, Herr Kommissar! Alles, was ich in der Versammlung sagte, ist wahr, und ich will es beweisen!" entgegnete ich ruhig. Dann wurde ich über alle Einzelheiten, die ich in der Versammlung anführte, gefragt. Als dann alles aufgeschrieben war, bestätigte ich es mit meiner Unterschrift, daß es wahr sei, was ich angab.

In meiner neuen Arbeit hatte ich mich in ein paar Tagen eingerichtet, und es gefiel mir da viel besser, als in der Glasfabrik, da ich nun wenigstens die Nachtschichten losgeworden war und alle Sonntage frei hatte. Der Meister Starke war auch ein anständiger Mann, und wie ich merkte, war er mit mir zufrieden. Nur eins mag ihm nicht gefallen haben, nämlich, daß er mich öfter mit dem Richter sprechend traf, was er mir einmal auf dem Hofe in väterlicher Meinung merken ließ. „Holek! Ich mache Sie aufmerksam, sich mit dem Richter nicht zu sehr abzugeben. Er ist ein Sozialdemokrat! Lassen Sie sich von ihm nichts einreden!" „Ja, ja! Geben sie acht, das ist ein echter Roter!" pflichtete der Maschinist Wagner bei, der gerade vorbeikam und stehen blieb. „So? / Na, da muß ich achtgeben!" erwiderte ich. Dieser Vorgang machte uns Genossen viel Spaß.

Dann kam der erste Mai wieder einmal nahe herbei, und weil er dies Jahr auf einen Sonntag fiel, wurden auf beiden Seiten, sowohl der deutschen, wie der tschechischen Genossen, Vorbereitungen getroffen, ihn soviel wie möglich zu feiern. Es sollten vormittags zwei Volksversammlungen abgehalten werden, eine deutsche und eine tschechische; für den Nachmittag wurde ein gemeinsames Volksfest auf der Ferdinandshöhe geplant. Nun hatten wir Tschechen Not um einen Redner zu der Versammlung. Von Prag, von wo wir einen verlangten, bekamen wir überhaupt keine Antwort, und von anderwärts war schon gar keiner zu kriegen.

Nach langem Hin- und Herberaten sollte ich es übernehmen und über das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht und den Achtstundenarbeitstag referieren. Doch ich hatte dazu keine Lust. Nicht, weil ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen gefühlt hätte, sondern

247 weil ich voraussetzte, daß, wenn ich öffentlich auftrete, ich wieder meine Arbeit verlieren könnte. Und ich äußerte offen meine Befürchtung. „Ach, so gefährlich ist es nun doch nicht mehr. Und wenn es doch der Fall sein sollte, so ist jetzt Frühjahr, wo überall Arbeit zu finden ist," sagten meine Genossen. Nach langem Zureden ließ ich mich schließlich bewegen, am ersten Mai zu sprechen. Nur ungefähr acht Tage hatte ich noch Zeit, um mir mein Referat ausarbeiten zu können.

Allmählich bergab

Als der Tag kam, auf den wir uns alle so sehr freuten, da schien es, als ob wenigstens die Natur uns Trotz bieten wollte, weil wir gerade an diesem einen Tage nach dem Willen und der Macht des Kapitals nicht zu arbeiten gezwungen waren. Früh hingen dichte Wolken über der Stadt, und der Regen strömte nur so herunter. Den Versammlungen schadete das freilich nicht. Aber was sollte mit dem Volksfest werden? Beide Versammlungen waren gut besucht. Und ehe wir sie endeten, drangen schon die goldigen Sonnenstrahlen zu den Fenstern des Saales bis an unsere Tische herein. Nach ein Uhr machten wir dann einen demonstrativen Spaziergang durch die Stadt bis auf die Ferdinandshöhe, wo wir uns, Deutsche und Tschechen, untereinander gemütlich und brüderlich unterhielten.

Am nächsten Tag ging's wieder erfrischten Geistes in das Joch der Arbeit. Die Maschinen bewegten sich wieder, und wir verrichteten unsre Handlangerdienste, die sie von uns forderten. Was drüben im Kontor geschmiedet wurde, ahnten wir noch nicht. Doch sollten wir es bald erfahren. Vor der Vesperpause kam der Meister Starke zu mir, zählte mir Geld aufs Fenster hin und erklärte: „Es müssen fünfzehn Mann einige Tage aussetzen, weil nicht genügend zu tun ist. Sie können aber wieder nachfragen kommen. Wenn Aufträge einlaufen, werden Sie wieder eingestellt." Wir durften nicht einmal mehr bis Ende der Schicht arbeiten. Und das war eine unliebsame Sache, denn man mußte ja mit einer jeden Stunde rechnen, und nun sollte man den Verdienst von wer weiß wie vielen Tagen verlieren. Im ersten Augenblick stand ich da wie abgebrüht. „Na, wegen ein paar Tage mag es immer noch gehen!" dachte ich schließlich und zog mit diesem Trost im Herzen nach Hause ab. Am folgenden Tage, Dienstag, brachten dann auch die beiden Lokalblätter, der „Aussiger Anzeiger" und die „Elbe-Zeitung", kurze

 Berichte über die beiden Sonntagsversammlungen. Was auf der
Tagesordnung gestanden, und wer dazu gesprochen hatte. Und Mittwochs kam zu mir, direkt aus der Fabrik, der Genosse Richter, und erzählte, daß schon wieder etliche von den Beurlaubten angefangen hatten. „Aber du," / es wollte ihm gar nicht über seine Lippen / „du brauchst nicht mehr bei uns anzufragen. Der Starke sagte zu mir, er hätte ja gegen dich nichts einzuwenden, aber der Chef hätte ihm befohlen, dich nicht wieder aufzunehmen." Nun war ich schon gefaßter. Ich meinte nur: „Daß das so gekommen, wundert mich nicht, mein Freund. Eher hätte mich das Gegenteil gewundert." Am vierten Mai holte ich mir dann noch mein Arbeitsbuch. Die sieben Wochen, die ich in dieser Fabrik zubrachte, waren eingetragen. Und dann standen am Schlusse die Worte: „Austritt am 2. Mai."

Mit diesem Kainskennzeichen versehen, mühte ich mich nun wieder wochenlang ab, von einer Fabrik zur andern um Arbeit zu betteln. Einigemal schien es, als wenn doch jemand gebraucht würde. In Neuschuls chemischer Fabrik, Schichts Seifenfabrik und in der Zuckerfabrik Schönpriesen wurde mein Buch verlangt, man sah hinein und gab es mir dann schleunigst mit den Worten zurück: „Kommen Sie noch einmal anfragen. Vorläufig ist nichts." Schließlich kriegte ich die ganze Sache satt, schickte das Buch mit dem Elbstrome nach Hamburg und holte mir ein anderes.

Nach der Abrechnung von dem Volksfeste am ersten Mai wurde der Reinertrag prozentual unter die deutsche und tschechische Partei geteilt. Wir erhielten siebzig, jene über hundert Gulden, und bestimmten den Betrag zum Preßfonds. Wie die Deutschen ihn dann durch Sammlungen noch erhöht hatten, schritten sie schnell zur Herausgabe eines Wochenblattes, das sie „Gesellschafter" betitelten. Als Verleger, Herausgeber und Redakteur wurde der Genosse Ernst Börner bestimmt. Und alles schien zu gelingen. Die erste Begeisterung für den „Gesellschafter" war unter den Arbeitern groß, ebenso wie früher für die Vortrags- und Unterrichtsabende desselben Genossen, die nun ganz abgeflaut waren. Die Auflage des Blattes stieg in kurzer Zeit auf 2600 Exemplare, eine Höhe, die die bürgerlichen Blätter von Aussig damals noch nicht erreichten. In der Verkaufsstelle, die aus einer ganz kleinen Bretterbude bestand,

und sich auf der Pockauer Straße beim Kohlenhändler Kreischel befand, wurden allein 1500 bis 1600 Exemplare verkauft. Die Redaktion aber befand sich einstweilen in Börners Wohnung. Dort wurde geschlafen, geschrieben, expediert, nur nicht gedruckt.

Unterdessen gründeten wir nun auch ganz offen einen politischen Verein. Zum erstenmal genehmigte die böhmische Statthalterei die Statuten, nach denen wir die sozialdemokratischen Grundsätze fördern durften. Aber mit der Gründung dieses Vereines vermehrten sich auch wieder meine Funktionen; ich wurde Obmannstellvertreter. Die drei Funktionen des Obmanns und seiner zwei Vertreter wurden an die verteilt, die als Redner auftreten konnten. Waren auch auswärts Versammlungen einberufen, so mußten wir sie eröffnen und gelegentlich auch über ein Thema sprechen. Dabei wurden uns auch zum erstenmal Reisespesen, Fahrgeld und zwei Gulden Zehrgeld für vierundzwanzig Stunden, festgesetzt. Unser neuer Verein umfaßte eigentlich ganz Böhmen. Der Sitz aber war Aussig. Auswärts sollten nur Zahlstellen gegründet werden, die alle zusammen die politische Organisation der Sozialdemokratie darstellen sollten. Unser Plan und Wille war also gut.

Inzwischen hatten wir gemeinsam mit den Deutschen auch einen Fachverein der Textilarbeiter ins Leben gerufen. Ich hatte seine Gründung während meiner Arbeitsdauer bei Bornemann angeregt. Und gleich anfangs traten ihm etwa fünfzig Mitglieder bei. Auch gründeten wir Tschechen kurz vorher in Schönpriesen, eine halbe Stunde von Aussig, einen Arbeiterbildungsverein. Dort stand eine Zuckerraffineriefabrik, und eine noch größere wurde noch im nahen Dorfe Hostomitz gebaut. Unter den vielen Arbeitern dort war ein solcher Verein sehr notwendig; er sollte die allerersten Grundlagen für eine bessere Bildung und sozialistische Gesinnung legen. Die Aufgabe war sehr schwer. Wir fanden unter den dortigen, meist aus dem flachen Lande angewanderten, noch ganz rückständigen Leuten nicht einmal einen Ausschuß zusammen, der die Fähigkeit hatte, den Verein selbständig zu leiten. Ich mußte deshalb schließlich auch diese Obmannstelle noch auf mich nehmen, wenigstens um die Leute erst einzurichten. Mindestens einmal in der Woche, gewöhnlich Samstag, mußte ich / ich war damals noch in der Fabrik / gleich von der Arbeit weg ziemlich eine Stunde gehen, um die

Allmählich vergab

Leseabende zu leiten, das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz zu erläutern oder sonst einen Vortrag zu halten. Ein, zwei Uhr nachts kam ich dann gewöhnlich erst nach Hause. Für die damit verbundenen Auslagen aber mußte ich selbst aufkommen, der Verein war ja noch arm. Und dann herrschte auch noch allgemein die Meinung, daß man sich einen solchen Dienst nicht bezahlen lassen dürfe, daß man aus Bruderliebe solche Opfer bringen müsse; sonst hätte es ja auch wie Ausbeuterei ausgesehen, gegen die man doch gerade ankämpfte. Der erste Andrang auch zu diesem Vereine war so, wie wir es gar nicht gehofft hatten. Die Mitgliederzahl stieg immer höher. Viele wandten sich von den Christlichen und ihrem Versprechen, der Erlösung nach dem Tode, ab und warfen sich auf die Hoffnung, daß diese Erlösung aus ihrem Jammertale nun noch während ihres Lebens durch den Sozialismus kommen werde.

Nach allen diesen allzuraschen Erfolgen und nach dem Aufschwung des deutschen Blattes tauchte auch unter uns Tschechen die Meinung auf, daß wir eigentlich auch so wie die Deutschen ein Arbeiterblatt herausgeben könnten, um den Arbeitern ganz Nordböhmens ein Sprachorgan zu schaffen und die Aufklärung besser fördern zu können. Nach mehreren Beratungen in Vertrauensversammlungen, wo alle günstigen und ungünstigen Momente erwogen wurden, kamen wir auch endlich zu dem Entschluß, ein solches Blatt herauszugeben. Und ich / ich wurde zum Herausgeber, Verleger und Redakteur gewählt. Als Gehalt wurden mir einstweilen sechs Gulden wöchentlich versprochen. Später sollte ich nach Möglichkeit mehr erhalten. Es war kein hoher Lohnsatz; aber man mußte sich ja oft für so wenig Geld beim Unternehmer schinden; warum sollte ich also dafür nicht auch diese mir viel liebere und leichtere Arbeit für meine Klassengenossen tun? Als Titel des Blattes wurde „Svornost" gleich „Eintracht" gewählt. Der Reinertrag vom Maifeste bildete, wie schon gesagt, den Preßfond, der nun noch durch Sammlungen erhöht wurde.

Daß ich zum Redakteur gewählt wurde, entsprach durchaus meinem damaligen Ehrgeize. Ich glühte in dem Bestreben, es auf der Leiter geistiger Entwicklung so hoch wie möglich zu bringen, mich aus meiner früheren Nichtigkeit loszumachen und auch im öffent-

251 lichen Leben etwas zu bedeuten. Was mich allein beunruhigte, ich aber niemandem verriet, war, daß ich mich der neuen Pflicht doch nicht ganz gewachsen fühlte. Als Genosse Börner von meinem Schritte erfuhr, war auch er aufs höchste erstaunt. „Holek!" rief er mir entgegen, „wie kannst du es wagen, eine Zeitung zu redigieren? Kannst du rechtschreiben?" „Ich will tun, was in meinen Kräften steht. Und dann hoffe ich auch, daß du mir deine Hilfe nicht absagen wirst!" „Ja, wenn ich nur auch nicht mit Arbeit überlastet wäre!" Und richtig, wie dann die Zeit herankam, wo ich die ersten Manuskripte in die Druckerei schicken mußte, war Börner verreist; sie mußten also ungeprüft fort. Er prüfte den Inhalt erst dann, als ich die ganze Auflage von 1200 Exemplaren von der Bahn geschleppt brachte und sie ausgepackt hatte. Gespannt erwartete ich sein Urteil. „Schön und gut ist das Blatt geworden!" sagte er dann, als er es durchgelesen hatte. Dieses Urteil freute mich über alles!

Allmählich bergab

Ich blieb nun bei dieser Ausgestaltung und Tendenz des Blattes, vor allem und zuerst aufklärend auf die Arbeiter zu wirken; ich war ja so überzeugt, wie sehr nötig sie das hatten. Leere, marktschreierische Schlagworte liebte ich nicht, sie konnten ja auch niemanden belehren. Die Leitartikel, die ich schrieb oder aus dem Deutschen übersetzte, behandelten immer bestimmte und einzelne soziale Fragen. Wie oft mußte ich aber gerade deshalb hören, daß das Blatt zu wässerig sei!

Seit dem, wo ich bei der Hauptmannschaft zu jener Protokollaufnahme war, waren nun schon viele Wochen vergangen, und die Mißwirtschaft in der Betriebskrankenkasse der Glasfabrik war immer noch dieselbe wie früher. Erst als Börner einmal bei einer passenden Gelegenheit den Kommissar Keyser frug, wie es komme, daß gegen diese Mißstände auch jetzt nicht eingeschritten werde, wurde auch der Direktor aus der Glasfabrik einmal vorgeladen, um auch ihn zu hören, ob das wahr sei, was ich gesagt hatte. Als ich kurz darauf einmal in die Redaktion des „Gesellschafters" kam, sprang mir Börner freudenvoll entgegen und rief: „Holek, du kannst den Direktor aus der Glasfabrik verklagen, er hat oben erklärt, daß du ein infamer, niederträchtiger Mensch wärest, und alles, was du angegeben hättest, Lüge sei. Du hättest es nur aus Rache geschwatzt, weil er dich aus der Arbeit entlassen hätte. Das

ist eine Beleidigung, wegen der ich an deiner Stelle klagen würde."
„Nein, ich werde nicht klagen, sondern überlasse das dem ehrlichen und wahrheitsliebenden Herrn Direktor!" entgegnete ich und setzte mich hin, um eine Erklärung im „Gesellschafter" abzugeben, und schrieb:

„An den Herrn Direktor der Glasfabrik, hier.

Auf Grund Ihrer Erklärung bei der Bezirks-Hauptmannschaft, erkläre ich vor der Öffentlichkeit, daß alles das, was ich in der Versammlung über Ihre Betriebskrankenkasse vortrug und bei der Behörde zu Protokoll gab, auf Wahrheit beruht, und daß ich es auch vorm Gericht beweisen will. Und wenn Sie mich als niederträchtigen Lügner bezeichnen, dann müßte es erst nachgewiesen werden, wer von uns beiden in dieser Haut steckt. Ich habe noch keine Behörde belogen oder Arbeiter betrogen.

Wenzel Holek."

Als aber der „Gesellschafter" diese Erklärung gebracht hatte, und ich dann am Mittag dieses Tages nach Hause ging, kamen meine Mutter und meine älteste Schwester mir in höchster Wut entgegen. Beide schrien und schimpften schon von weitem: „Du miserabler Lump! Du hast uns ins Unglück gestürzt! Emil, Marie und Anna, wir sind alle wegen dir aus der Glashütte entlassen worden! Pfui, du elender Hund!" und schon fühlte ich ihren Mundschaum im Gesichte. Ich mußte sehen, daß ich eiligst fortkam. Alles, was Holek hieß, hatte aus der Fabrik hinausgemußt. Doch wurde dann die Suppe nicht so heiß ausgegessen, wie sie gekocht war. Der Direktor ließ sich von meiner Mutter auf ihr inständiges Bitten bewegen, alle drei wieder arbeiten zu lassen. Wie ich bei der Unterredung weggekommen, konnte ich mir freilich gut ausdenken. Aber beim Gericht verklagt hat mich der Herr nicht, was ich so gerne gesehen hätte. Dann aber wurde doch wenigstens den Arbeitern das Krankengeld statutengemäß ausgezahlt.

Die Verhältnisse bei unserem Blatte besserten sich inzwischen nicht, wie ich es gehofft hatte. Wir arbeiteten bei jeder neuen Nummer mit immer größerem Defizit. Von den tausend Exemplaren Auflage, die wir mindestens machen lassen mußten, bekamen wir im höchsten Falle fünfhundert bezahlt, das übrige blieb zu Hause oder bei den Kolporteuren liegen. Feste Abonnenten waren nur gegen dreißig

253 eingetragen, und so waren wir fast ganz auf den Einzelverkauf angewiesen. Im Teplitzer Bezirk aber nahm die Zahl der Genossen immer mehr ab. Die in das Preßkomitee Gewählten zeigten sich anfangs sehr eifrig, dann aber fehlten auch sie immer häufiger in den Sitzungen, bis alle Sorgen auf mir allein blieben. Ich selbst war sehr betrübt, weil ich nun schon voraussah, daß sich das Blatt nicht würde behaupten können. Bei der sechsten Nummer brachte ich noch die siebzehn Gulden für den Drucker zusammen, aber für mich zum Leben blieb schon nichts übrig. Ich mußte Schulden machen. Wir versuchten dann noch einen Ausweg. Auch der mißlang. So ging dies erste tschechische Blatt in Aussig schnell wieder ein. Allmählich bergab

Aber was sollte nun ich anfangen? Ich war jetzt so gezeichnet, daß ich selbst bei inständigstem Bitten in keiner Fabrik mehr Arbeit erhielt. Da kamen die Schönpriesener Freunde mit unerwarteten Vorschlägen. Der Gastwirt Rolsch dort hätte seinen Laden frei; ich könnte ihn mieten und ein Viktualiengeschäft anfangen, und sie täten mich unterstützen, bei mir einkaufen. Einer von ihnen bot mir sogar hundert Gulden als Anleihe an. Das war ein Gedanke, der mir noch nie eingefallen war. Er schien mir nicht schlecht zu sein. Nach reiflicher Überlegung entschloß ich mich, ihm zu folgen. Meine Frau, die mit dem Unternehmen einverstanden war, holte bei ihrer Schwester ihr ganzes Erbteil, die 137 Gulden. Ich mietete den Laden von Rolsch, kaufte beim Kaufmann Müller in Aussig Ware ein und war nun selbst mit einem Schlage ein Kaufmann! Allerdings gab ich mich dabei nicht etwa der Hoffnung hin, dadurch vielleicht ein reicher Mann zu werden; aber ich hoffte doch, unsere nun fünfgliederige Familie leichter und sorgenloser durchbringen zu können. Luftschlösser zu bauen, hatte ich mir nun doch schon allmählich ein wenig abgewöhnt.

Nach einigen Wochen war das Geschäft im Schwunge. Die Genossen hatten ihr Versprechen eingehalten und unterstützten mich so, daß ich bald über dreihundert Gulden wöchentlich löste. Jeder, der bei mir einkaufte, bekam ein Buch; Samstags bezahlte er dann, was er über die Woche geholt hatte. So ging das fort. So war es überhaupt allgemein damals die Sitte in der Gegend.

Geschäftsreisende hörten dann von dem guten Gange meines Geschäftes und bestürmten mich nun förmlich. Sie gaben sich alle

Allmählich bergab

Mühe, mich für den Verkauf gerade ihrer Waren zu gewinnen. Einer war immer dienstfertiger, einschmeichelnder und redeflüssiger wie der andere. Keiner ging eher fort, bis er mich in seinem Netze hatte, wie die Spinne die Fliege. Alle Bestellungen wurden auf Ziel geliefert; erst nach drei Monaten oder noch später, brauchte ich zu zahlen. Niemand frug mich auch, ob ich Geld dazu hätte oder nicht. Und so sind mir Sachen aufgehängt worden, die man erst nach Jahren loswerden konnte. Mancher von den Herren meinte es mit mir sogar so gut, daß er mich in die letzten Geschäftsgeheimnisse einweihte, mir Rat erteilte, wie man schlechtere Ware mit guter mischen könne, um mehr Geld zu verdienen. Ich kannte in kurzer Zeit alle kaufmännischen Kniffe, obwohl sie sich mit meinen Grundsätzen nicht vereinbarten, und mein Kundenkreis aus Leuten bestand, bei dem ich so etwas am allerwenigsten anbringen wollte. Es waren ja größtenteils Arbeits- und Kampfgenossen. Meine Kunden hielten im Zahlen auch Ordnung, bis auf wenige Ausnahmen, und so konnte auch ich überall alles ohne Schwierigkeiten decken. Dies alles machte mich zufrieden, und ich blickte hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

In unserm Bildungsverein Svornost, dessen Obmann ich noch immer war, fuhr ich natürlich auch noch mit Vorlesungen und Erläuterungen der Versicherungsgesetze fort, und dazu war, wie ich schon sagte, immer der Samstagabend bestimmt. Eines Samstags war mir sehr unwohl. Ich ging aber doch abends nach acht Uhr ins Vereinslokal, übergab jedoch nur meinem Stellvertreter die Schlüssel zum Schrank, entschuldigte mich bei den übrigen versammelten Mitgliedern, daß ich den Abend nicht vorlesen könne, und ging dann wieder nach Hause.

Als ich bis an das Haus kam, in dem sich unser Laden befand, war dieser schon geschlossen. Ich ging also hinauf in unsere Wohnung / der Laden war unten und die Wohnung zwei Treppen hoch / aber meine Frau war auch hier nicht. Ich zog mich aus und legte mich ins Bett, und weil mich die Kälte schüttelte, wickelte ich mich bis über die Ohren in die Zudecke ein. Nach etwa einer halben Stunde hörte ich Leute die Treppen heraufkommen. Die Türe öffnete sich, meine Frau trat herein und hinter ihr kam noch jemand, ein Mann. Ich glaubte zunächst, einer von meinen Kollegen be-

255 suche mich noch. Aber beide setzten sich an den Tisch und fingen an, von einem Roman zu reden. Der Mann saß mit dem Rücken gegen mich gewandt; so konnte ich ihn nicht erkennen. Dann aber hörte ich seine Stimme, und die erkannte ich. Es war der Krunzel! In meinen Adern fing das Blut an zu jagen; mich schüttelte jetzt nicht mehr die Kälte, sondern eine fürchterliche Wut. Ich konnte es nicht mehr länger in dem Bette aushalten. Wie wild stürzte ich heraus und warf mich auf den Gehaßten. Ein Schlag fiel nach dem andern, wohin ich traf, war mir egal. Allmählich bergab

„Aber, Herr Holek! Ich bitte Sie, was machen Sie?" Aber ich war nicht mehr zu bitten und zu sprechen, ich ließ ihn meine Faust weiter fühlen, bis ich ihn zur Türe hinauswarf. Sein Glück war es, daß ich nichts anderes zum Zuschlagen hatte als meine Hand. Deshalb lief auch die Sache ohne jeden Lärm ab, so daß wohl nicht einmal Hausleute etwas gemerkt haben. Dann wandte ich mich zu meiner Frau: „Willst du jetzt noch leugnen? Was bedeutet das? Stelldichein hinter meinem Rücken, wenn ihr wißt, daß ich fort bin, nicht wahr? Höre! Ich habe gar nichts dagegen, wenn dir dieser Mensch lieber ist wie ich und du mit ihm leben willst. Meinetwegen geh! Aber hinter meinem Rücken dulde ich keine Liebesgeheimnisse." „Das, was du denkst ist nicht wahr, so weit habe ich mich noch nie vergessen!" entgegnete sie mir kaltblütig.

Ich aber kleidete mich wieder an und ging niedergeschlagen, in hunderterlei stürmende Gedanken vertieft, ohne Richtung fort; wohin ich ging, war mir ganz gleich. Zweifel und Unzweifel kämpften in meinem Gehirn. Ist mein Verdacht ein berechtigter, oder hat vielleicht doch sie recht und ist unschuldig? Das, was ich eben erlebte, bewies doch eigentlich noch nicht ihre Schuld. Dann fiel mir auch ihr Charakter und ihre Heldenmütigkeit in ihrer Jugend ein. Aber meine Eifersucht besiegte immer wieder jeden Zweifel. Schließlich erreichte ich die Stadt Aussig. In der Töpfergasse, im Restaurant zum Löwen kehrte ich ein, setzte mich einsam in eine Ecke des Gastzimmers und trank ein Glas Bier nach dem andern, bis mein klares Überlegungsvermögen verschwand, und mein Inneres nur noch von einer fürchterlichen Wut erfüllt war. Nach der Sperrstunde taumelte ich hinaus ins Freie und irrte hinter Schönpriesen in den Feldern umher. Dort wurde ich wieder nüchterner und die Selbst-

Allmählich vergab

mordgedanken verließen mich. Aber als dann der Schnapsjude Kollinger seinen Laden aufmachte, ging ich dort hinein und trank wieder. Von da ging's dann, als die andern Gasthäuser auch auf waren, aus einem ins andere, bis wieder in die späte Nacht. Was mit mir danach geschah, weiß ich nicht mehr. Als ich aufwachte, lag ich in meinem Bett, und meine Frau trat an mich heran und bemühte sich, mir die Sache im Guten aus dem Sinn zu reden, und versicherte mir bei Gott, daß sie unschuldig sei. Doch ihre Worte konnten bei mir keinen Glauben mehr finden.

„Und wenn ich schließlich nachgebe, so nur der Kinder halber, aber unter uns beiden ist kein ruhiges Leben mehr möglich!" sagte ich gleichgültig und halb entschlossen, Frieden zu schließen.

Noch vor Weihnachten wurde der Bau der Nestomitzer Zuckerfabrik eingestellt und die meisten Arbeiter entlassen. Das schlimmste sollte aber noch kommen. Gegen Ende Januar wurde nun auch noch der Betrieb der Schönpriesener Zuckerfabrik auf unbestimmte Zeit geschlossen. Meine Kunden, nur Arbeiter der beiden Fabriken, wurden also unverhofft gänzlich arbeitslos. In der Schönpriesener Fabrik versprach man ihnen zwar baldiges Wiederanfangen; dieses Versprechen zog sich aber von einer Woche zur andern. „Nächste Woche soll es losgehen!" Und wenn die kam, hieß es wieder so. Die Herren trösteten ihre Arbeiter, und die trösteten wieder mich, wenn sie Samstags restierten. Und so vergingen viele Wochen.

Den Leuten nichts zu borgen, das ging nicht. Denn wo sollten sie nun hingehen, wo sie wenig oder gar kein Geld hatten? Auch war es da überall Sitte, daß Kaufleute ihren Kunden, die bei ihnen regelmäßig einkauften, auch während der Zeit, wo die Fabriken stillstanden, borgten, und sich nur auf ihr Gewissen verließen. Ich borgte also auch, natürlich nur so lange, wie auch ich geborgt bekam. Ware ging hinaus, aber Geld kam wenig herein, und ich blieb bei meinen Lieferanten immer mehr in Rest, bis sie die Lust verloren, auf Kredit zu liefern. Nur für bares Geld konnte ich nun noch Ware bekommen. Das aber hatte ich nicht, und so kam das oder jenes im Laden zum Fehlen, so daß sich meine Kunden es anderswo holen mußten. Und natürlich stellte sich dies Fehlen nun immer mehr ein. Und darüber wurden wieder meine Kunden immer verdrießlicher und verließen mich einer nach dem anderen.

257 Manchem mag es ja auch recht gewesen sein, daß es so kam, weil er hoffte, daß er mir so aus den Augen geriet und seine Schuld überhaupt nicht mehr zu bezahlen brauchte. Allmählich bergab

Ehe die Ostern 1893 kamen, war ich dann so weit, daß ich bereits keine Ware und auch kein Geld hatte. Da erst wurde ich gewahr, daß es mit mir zu Ende ging. Denn aus Geschäftsbüchern konnte ich mich über die Lage meines Geschäftes nicht überzeugen, weil ich keine angelegt hatte. Das einzige Buch war die Strazze, wo die Schulden der Kunden eingetragen waren. Was ich schuldig war, konnte ich nur nach den Rechnungen zusammenrechnen. Von kaufmännischer Buchführung hatte ich ja auch keinen Dunst. Die einfache Buchführung lernte ich erst in späteren Jahren. Und diese neue traurige Erkenntnis nahm mir noch mehr meinen Lebensmut. Das war wieder ein Schicksalsschlag, wie ich ihn noch vor vier Monaten nicht erwartet hatte. Ich hätte mich lieber wer weiß wo gesehen, nur nicht in Schönpriesen.

Als ich mir dann eines Nachmittags beim Rechtsanwalt Dr. Gläsner Rat geholt, wie man Konkurs anzumelden hätte, setzte ich mich traurig hin, um eine Bilanz zusammenzustellen. Zuerst nahm ich die Strazze her. Sie wies über achthundert Gulden Forderungen auf. Vorhandene Ware schätzte ich ungefähr noch hundert Gulden. Das, was ich schuldig war, betrug auch beinahe achthundert Gulden. In später Abendstunde war ich mit dieser Arbeit fertig. Dann wurde mir's in der Stube zu heiß. Leid und Schmerz trieben mich hinaus ins Freie, in die dunkle Nacht; dort schüttete ich mein Herz aus und beweinte mein ganzes Unglück. Den nächsten Tag meldete ich Konkurs an. Kurz nach Ostern traf dann eine Vorladung von Dr. Schür ein, der als Konkursverwalter bestimmt war. „Sagen Sie mir nur, wie Sie den Leuten so viel borgen konnten?" richtete er an mich die Frage, als ich bei ihm erschien. Ich wußte wirklich nicht, was ich dem Herrn Doktor da antworten sollte. Was verstand der davon, was arbeitslos, ohne Verdienst, ohne Geld zu leben heißt? Ich zuckte mit den Achseln und stieß heraus: „Das ist eine schwere Sache, Herr Doktor!" Auf dem Heimwege traf ich den Kaufmann Schwarz, der mich erst ein bißchen bedauerte, dann aber meinte: „Sie haben uns heuer gerettet!" Aber auch ihn erreichte bald danach das gleiche Schicksal.

Allmählich bergab Viele Schönpriesener, die sich als Mitschuldige meines Unglücks fühlten, drangen nun in die Aussiger Genossen ein, wenigstens eine Filiale des Aussiger Konsumvereins in Schönpriesen zu gründen. Schon dieser Aussiger Konsumverein war eine übereilte Sache gewesen. Nun wurde trotzdem auch hier eine Filiale gegründet. Es wurde wieder derselbe Laden von Rolsch gepachtet. Die Mehrzahl meiner früheren Kunden trat als Mitglieder der neuen Konsumvereinsfiliale bei und ich wurde als Verkäufer angestellt. Als solcher bekam ich acht Gulden Wochenlohn und die Wohnung frei. Jedes Mitglied, deren sofort über fünfzig waren, zahlte als erste Anteilrate fünf und einen halben Gulden ein, und das Geschäft richtete sich gut ein. Nach mehreren Wochen wurde mir sogar zu meinem Lohne noch ein Gulden zugelegt, so daß ich neun Gulden Wochenlohn hatte. Dafür mußte aber auch meine Frau, wenn es nötig war, expedieren helfen und den Laden reinigen.

Wieder kam der erste Mai. Wir konnten aber dies Jahr an eine ansehnliche Maifeier nicht mehr denken und mußten uns mit der Veranstaltung eines Vergnügens am Abend des ersten Mai zufriedengeben. Denn die frühere Begeisterung für unsern Verein hatte sehr nachgelassen, die Mitgliederzahl war bereits bis auf etwa sechzig gesunken.

Diese unreifen, armen Menschen hatten eben vom Verein etwas zu Großes, für sie zu Vorteilhaftes erhofft; nun sahen sie sich getäuscht. Bloß etwas zu lernen, sich zu bilden, das war ihnen zu langweilig und zu wenig, das brauchten sie nicht! Nur, wenn wir dann hin und wieder einmal eine Volksversammlung einberiefen, und dazu einen fremden Redner bestellten, um die Gemüter wieder ein bißchen zu beleben, da kamen auch sie wieder einmal zusammen, die das Endziel nicht abwarten konnten; aber nur, um ihre Neugier zu stillen, und um aus dem Munde des fremden Propheten zu hören, wie lange es doch noch dauern werde, bis sich ihre Lage wirklich verbessere.

Das Geschäftsgebaren des ganzen Konsumvereines fing auch bald an, bedenklich zu werden. Die fälligen Rechnungen konnten schon nicht immer zur rechten Zeit gedeckt werden. Die Schulden der Mitglieder stiegen immer höher. Bei uns in Schönpriesen wuchsen die Schulden mehrerer Mitglieder besonders schnell, trotzdem in der

259 Zeit, wo die Filiale bestand, die Zuckerfabriken im ganzen nur ungefähr vierzehn Tage stillstanden. Nun sah ich erst, daß es manche gab, die direkt ihre Lebensweise danach einrichten, je nachdem sie geborgt erhielten. Nur aus diesem Grunde bekannten sich auch so manche zu uns als Genossen. Auf Grund dieser Erfahrungen drang ich nun in die Funktionäre, durch einen Beschluß das Kaufen auf Borg einzuschränken, was dann auch geschah. Es wurde bestimmt, daß jeder nur bei Arbeitslosigkeit oder Krankheit, und zwar höchstens vier Gulden in der Woche geborgt kriegte. Aber dadurch machten wir uns natürlich besonders jene Egoisten zu Gegnern. Auch wurde der ganze Schritt zu spät getan. Gerade durch meine Anstellung in diesem Konsumgeschäft kam ich zu der Überzeugung, daß noch viele Arbeiter, trotz ihres Glaubens an den Sozialismus, die alte niedrige Gesinnung von früher hatten und noch ganz dasselbe tun würden, was die bürgerliche Klasse tut, wenn sie nur die Macht besäßen. Und daß sie als Arbeitgeber in Gemeinheit, Brutalität und Rücksichtslosigkeit vielen kapitalistischen Arbeitgebern gleichen würden. Bei ihrem geistigen und wirtschaftlichen Elend war's ja auch nur zu erklärlich. „Ihr lebt nur von uns!" „Wir müssen uns nur für euch plagen!" das wurde einem nicht selten noch ins Gesicht geschleudert. Und die Gegner schürten noch solche Gesinnung. Hätte man jedesmal auf solches Geschwätz hören wollen, und es noch breiter geschmiert, so hätte alles noch mehr gestunken, und unserer Sache, die wir vertraten, erst recht geschadet. Darum dachte ich immer: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Allmählich bergab

Als ich einmal von Warnsdorf, wo ich einen Vortrag über „Bildung und Arbeiter" gehalten hatte, nach Hause zurückkehrte, fand ich den Laden leer. In Aussig, wohin ich mich sofort begab, hörte ich die traurige Nachricht, daß Konkurs angemeldet worden war. Wie man mir sagte, waren wir zwar noch nicht passiv, denn die Aktiven sollten noch mit achthundert Gulden über den Passiven stehen. Natürlich aber waren unter den Aktiven die Schulden der Mitglieder inbegriffen, auf die kein Jude mehr uns etwas borgte. Sie betrugen im ganzen über viertausend Gulden. In Schönpriesen allein wurden in dem einen Jahre, wo die Filiale bestand, über zwölfhundert Gulden unter die Mitglieder verpumpt. Ihre An-

teile aber machten zusammen nicht ganz zweihundertsechzig Gulden aus. Wir Verkäufer aber und Vorstandsmitglieder waren nun in den Augen der Mitglieder und derer, denen die ganze Sache gar nichts anging, die Schuldigen, und zum Schluß auch noch Diebe! Uns wurde alles mögliche nachgesagt. Wir hätten schlecht gewirtschaftet, den Verein betrogen und bestohlen. Einmal machte mir ein Genosse sogar im Gasthause vor allen Gästen Vorwürfe wegen des Bankrotts. Ich hörte ihm ruhig zu und wollte mich mit ihm nicht auflegen. Als er aber dann sagte: „Du bist geradeso wie die andern, hast auch mit gestohlen!" da verbat ich mir doch solche Redensarten. Und als er gar nicht aufhörte damit und immer weiterschimpfte, hieb ich ihm / ich konnte mich nicht mehr zurückhalten / ein paar Ohrfeigen herunter.

Mit der Auflösung des Konsumvereins ging auch alles andre, was wir an Organisationen in Aussig und Umgegend so mühselig aufgebaut hatten, rapid zurück. Es zeigte sich, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse die armen, in der Jugend betörten Massen immer wieder auseinanderrissen und herunterzerrten. Auch war wohl das, was wir errichtet hatten, zu schnell in die Höhe geschossen. Gründliche Durchbildung fehlte. Persönliche Reibereien, die ohnehin noch nie ausgestorben waren, nahmen überhand. Und der Zusammenbruch des Konsums zog auch mich dahinein. Auch ich galt als einer der Sündenböcke. Es bildeten sich Parteiungen, denen ich entgegentrat. Aber ich stieß nur auf immer heftigere Opposition. Und wenige nahmen für mich Partei. Schließlich kam es so weit, daß mich die Mehrheit deshalb / ausschloß! Mich, der ich alles für die Sache geopfert, der sie so begeistert mit aufgebaut hatte!

Kein Schlag, mit dem das Schicksal mich schon getroffen, rührte mich so wie dieser Ausschluß. Nun stand ich noch mehr allein. Ich weinte wie ein Kind, als ich aus jener Versammlung nach Hause ging.

Schon während dieser Vorgänge hatte ich's noch mit einem Milchhandel versucht. Auch den mußte ich schon nach mehreren Wochen wieder aufgeben. Ich verdiente lange nicht so viel, als ich mit meiner Familie zum Leben brauchte.

Und nun kehrte ich wieder zu meinem Ausgangspunkte zurück. Wieder ging ich aus, um Arbeit zu fragen und zu betteln.

An der Elbe, auf dem Umschlagplatze der Staatsbahn, fing ich

Allmählich bergab

schließlich zu arbeiten an. Dort wurden Zucker und Gerste in Kähne verladen und Salpeter, Knochenmehl und sonstige Produkte ausgeladen. Hier konnte ich als Aushilfsmann arbeiten, wenn viel zu tun war, und die feste Partie mit der Arbeit nicht fertig werden konnte. Weil aber gerade in diesem Herbst viel Gerste zu verladen war, so hatte ich gleich anfangs mehrere Lohnzahlungen voll, die alle vierzehn Tage stattfanden. Und wenn man so einen halben Monat voll gearbeitet hatte, kam man auf vierzig Gulden und auch höher. Dies ermöglichte mir, zu Hause ein bißchen Wintervorrat zu schaffen. Wir kauften uns einen Sack Mehl, mehrere Sack Kartoffeln, Kaffee und fünfzehn Kilogramm Fett. Zucker brauchte ich keinen zu kaufen, weil ich mir den, wie die anderen Umschlagarbeiter, vom Platze mit nach Hause brachte. Die Arbeit war nicht leicht, denn man hatte immer mit Hundertkilosäcken zu tun. Der Salpeter wog sogar hundertdreißig Kilo und mußte aus den Kähnen hinausgebuckelt werden.

Diese Arbeit dauerte bis Frost kam und die Schiffer nicht mehr auf der Elbe fahren konnten. Anfang Dezember hatten wir Aushilfsmänner nur noch hin und wieder mal etwas zu tun. Und jedesmal, wenn für uns nichts zu arbeiten war, gingen wir dann nach der Zuckerfabrik in Nestomitz und stellten uns auch dort stundenlang, auf Arbeit wartend, auf. Daß freilich gerade ich in dieser Fabrik Arbeit bekäme, darauf machte ich mir eigentlich keine Hoffnung, weil ich voraussetzte, daß mein Name dort den Herren zu gut bekannt sei; aber ich versuchte es doch. Was blieb mir auch noch andres übrig? Acht Tage schon, früh und abends, standen ich und viele andere vor dem Fabriktore und paßten auf, ob nicht doch ein Beamter herauskommen und jemanden von uns hereinrufen würde. Und eines Morgens lächelte wirklich das Glück; der Magaziner kam heraus, er brauchte zwei kräftige Männer, Sackträger, und seine Augen fielen auf mich und auf meinen Kollegen Kurka. Wir wurden beide der Partie Trägner zugeteilt, die soeben erst als neue, fünfte Sackträgerpartie zusammengestellt worden war. Je eine Partie bestand aus zwölf Mann.

Am ersten Tag hatten wir dreißig Waggons von je hundert Sack Zucker abladen, ihn ins Magazin ungefähr vier Meter hoch tragen und schichten müssen. Als ich mich über diese Leistung wunderte,

 meinte der Partieführer Trägner: „Ach, mein Lieber, das wird noch viel schlimmer kommen!“ Als ich abends nach Hause ging, glaubte ich nicht, daß ich diese Arbeit aushalten würde, denn ich fühlte mich wie zerbrochen. Mein Hals hinten hatte sich durch das Scheuern der Säcke ganz aufgerieben. Auf dem Umschlagplatze war die Schinderei lange nicht so groß gewesen, weil das Tragen nur dann und wann vorkam; der meiste Zucker wurde gleich aus den Waggons auf einer Rutsche in den Kahn geschoben.

Als ich gar am nächsten Morgen aufstand, war mir noch viel schlechter zumute; ich spürte Schmerzen in allen Gliedern. Auf dem Wege in die Fabrik traf ich den Kollegen Wrabec aus unserer Partie, dem ich meine Müdigkeit klagte. „Ja,“ sagte er, „hier bei der Arbeit muß man, ob man will oder nicht, einen trinken, das Bewußtsein, daß man ein Mensch ist, unterdrücken, sonst kann man das überhaupt nicht machen!“

Ich wußte tatsächlich nicht, wie ich den ersten Sack heben und aufhocken sollte, so heftig taten meine Glieder weh. Und doch sollte dieses Heben, Tragen und Laufen den ganzen Tag wieder wie um die Wette gehen! Es war ja Akkord! Aber / was nutzte alles, draußen war der Winter vor der Tür und Not um Arbeit. Vielleicht richtet sich der Körper doch ein, tröstete ich mich, und schleppte schon wieder einen Sack nach dem andern fort. Ich wiederhole: wie nach solcher Arbeit der Körper zerrüttelt ist, und was für Schmerzen in den Gliedern stecken, läßt sich für den, der es nicht durchgemacht hat, gar nicht genug schildern.

Endlich war's halb neun Uhr und Frühstück; mir war zumute, daß ich hätte lieber nach Hause gehen mögen. Wir gingen aber ins Gasthaus, dort trank ich für zehn Kreuzer Schnaps und zwei Glas Bier und verzehrte mein Brot und meine Wurst. Ich fühlte mich nicht kräftiger, aber mir schien es, als hätte ich mehr Mut. Zu Mittag und Vesper wurde wieder getrunken. Und abends nach der Arbeit kehrten wir wieder ein und tranken Bier aus Durst und Müdigkeit. So machten wir es auch den nächsten Tag und dann weiter. Wenn wir abends recht abgerackert zum Sitzen kamen, da hatten wir dann gewöhnlich keine Lust mehr zum Aufstehen, und da wurde lieber eins mehr wie weniger getrunken. Das Schönste war aber, daß keiner seine Müdigkeit verraten wollte, und einer

mehr wie der andere mit seinen Kräften prahlte. Wir waren wohl alles Männer in den besten Jahren; aber unter den sechzig Sackträgern befanden sich nur wenige, die der Arbeit ganz gewachsen waren und die sie mehrere Jahre hintereinander hätten verrichten können. Die meisten, von Not getrieben, zwangen sich zu dieser Arbeit so lange, wie es eben ging, genau so wie ich.

Der Wochenverdienst war aber mindestens fünf Gulden wöchentlich mehr, wie bei anderer, leichterer Arbeit. Die Arbeitszeit dauerte von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends, oft noch länger; und niemals gab es einen Sonntag! Die fünfte Woche hatten wir immer auch eine Nachtschichtwoche. Da mußten wir den fertigen Kristallzucker, 1600 bis 1800 Sack, ins Magazin schaffen, wo er fünfundzwanzig Sack hoch geschichtet werden mußte. Wenn uns die Tour traf, daß wir die oberste Schicht, das heißt, die fünfte Schicht zu tragen hatten, da ging einem bereits der Atem aus, ehe man die Stelle erreichte, wo der Sack hinkommen sollte. Wir zwölf Mann waren sehr selten alle beisammen, gewöhnlich waren zwei und noch mehr von uns krank.

Die Woche vor Weihnachten waren wir auch nur zehn Mann, und dazu war gerade recht viel zu tun. Am Christabend um acht Uhr luden wir immer noch den mit der Bahn angekommenen Rohzucker. Es sind an diesem „heiligen Abend" über vierzig Waggons angekommen und mußten unvermeidlich ausgeladen werden. Und doch habe ich bei dieser Arbeit die lange Zeit von Mitte Dezember 1894 bis Anfang Mai 1895 ausgehalten! Während dieser ganzen langen Zeit kam ich in dieser großen Fabrik nicht weiter herum wie eben in die Zuckermagazine, wo wir arbeiteten. Und von Vorgesetzten kannte ich nur die zwei Magaziniers und den Fabrikpolizisten Hase, der ein früherer Gendarmeriewachtmeister gewesen sein soll. Auf uns alle, wenn auch nicht auf alle gleich, wirkte diese langandauernde und schwere Arbeit durchaus verrohend. Es ist auch klar: Menschen, die über ihre Kräfte hinaus tagaus, tagein schaffen müssen, verlieren schließlich die Achtung vor sich selbst. Wir waren wie Sklaven. Wenn einem nur das bißchen Zeit zum Schlafen gewährt wird, dann muß einem schließlich auch der Sinn für alles Geistige, alles Schöne, den Menschen Veredelnde entgehn.

Karfreitag nachmittag des Jahres 1895 wurde ich plötzlich aus

 dem Magazin vor zum Portier gerufen. Ich sollte sofort nach Hause kommen, meine Frau wäre krank. Ich ging sofort.

„Schwere Entbindung! Zwillinge! Ich habe schon den Arzt von Aussig holen lassen," sagte die Hebamme. Der Arzt kam, und nach einigen Minuten war sie entbunden. Es trat starke Blutung ein, die dann wieder, nach den kalten Umschlägen, die die Hebamme machte, nachließ. „Nun ist keine Gefahr mehr vorhanden, ich werde einen Sprung nach Hause laufen," sagte Frau Schebel und ging. Ich blieb am Bett allein sitzen. Nach längerer Weile hob die Luis ihre Hände und blickte mich starr an. „Wenzel, meine Liebe zu dir...!" stieß sie heraus. Da blieb ihr Mund offen und die Augen fielen zu.

Ich neigte mich zu ihr, horchte, sie atmete nicht mehr. Ich rief sie. Keine Antwort, sie war tot. Eine lange Weile noch blickte ich ihr ins Gesicht: ich wollte das Geschehene nicht glauben. Ihre Worte gingen mir bitter nahe, sie rührten mich höchst.

O hätte sie mir doch noch einmal antworten können! „Hat sie noch in dieser letzten Stunde gelogen oder die Wahrheit gesagt?" Diese Frage konnte nur sie mir beantworten. Aber sie war tot!

Es fiel mir die Heldin ein, wie sie einst ihre jungfräuliche Ehre geschützt, und dann erinnerte ich mich wieder an das, was mir einst meine Schwester sagte, und auch an den Krunzel. Und nun diese ihre letzten Worte. Was sollte ich glauben?

Welche rosige Hoffnungen erfüllten noch vor elf Jahren unsere Herzen! Und welche schönen Pläne von unserem zukünftigen Leben hatten wir uns damals gemacht, als wir die ländliche Einsamkeit verließen! Alles war zerflossen wie Nebel. Nicht ein einziger unserer Wünsche hatte sich erfüllt. Sie mußte mehr Schlechtes wie Gutes mit mir durchmachen. Und auch das Heiligste, unsere Ehe, war in den letzten Jahren zerstört.

Wir hatten uns zwar die letzte Zeit nicht mehr gerauft und auch sehr selten gezankt; aber unser Eheleben war wie ein gezwungenes. Nun waren wir geschieden. Sie war erlöst von dem, was sie noch erwartet hätte, wenn sie noch weiter gelebt. Ich aber? Ich stand da mit vier Kindern, das älteste neuneinhalb, das jüngste anderthalb Jahre alt.

So resümierte ich, während ich immer noch an dem Bette stand und ihr ins Antlitz blickte. Und dann, dann brach ich erst in bitterliches Weinen aus.

Allmählich bergab

265 Am Ostermontag fand das Begräbnis statt. Die Kollegen in der Nestomitzer Zuckerfabrik veranstalteten für mich eine Geldsammlung unter den Arbeitern. Sie brachten mir dreiundfünfzig Gulden, so daß ich alle Kosten begleichen konnte.

Hunderte von Menschen beteiligten sich an diesem Begräbnisse. Ich weiß nicht, ob aus Liebe zur Verstorbenen oder ob sie nur die Neugier trieb, zu sehen, wie die Frau des bekannten Atheisten und Sozialisten begraben ward. Aber sie täuschten sich. Das Begräbnis war ganz einfach.

Mein Bruder Albert, der jetzt in Prödlitz bei Aussig ein Viktualiengeschäft hatte, nahm das achtjährige Mädchen zu sich. Die Genossin Nekovarsch nahm das anderthalbjährige Mädchen. Meine Eltern, die auf der Türmitzer Straße nun ebenfalls ein Viktualiengeschäft betrieben, nahmen den ältesten Jungen. Ich selbst ging mit dem letzten, dem dreijährigen Knaben, zum Genossen Kolarsch in Schönpriesen auf Logis. So waren wir alle einstweilen verteilt und wenigstens zunächst untergebracht.

Zwei Tage nach dem Begräbnis fiel mir in der Fabrik ein Sack Zucker auf das rechte Bein, und ich mußte zu Hause bleiben. Als ich nach sechs Tagen wieder in die Arbeit kam, hieß es, daß der Betrieb nun stehen bleibe, was auch wirklich geschah. Die Mehrzahl von uns Sackträgern wurde entlassen. Ich hätte, auch wenn wir nicht entlassen worden wären, selbst bald diese Arbeit aufgeben müssen, da ich schon furchtbar abgezehrt war und mich immer schwächer an Kräften fühlte.

Ich ließ auf das Grab vom Tischler einen Kasten machen und setzte ihn ein. Wie ich dann wieder ohne Arbeit war, entschloß ich mich, das Grab ein bißchen zu zieren. Ich hob mir auf einer Wiese ein paar Streifen Rasen aus und ging auf den Friedhof. In allerhand Gedanken vertieft, schnitt ich hier den Rasen in schmalen Streifen zu und setzte aus ihnen im Grabfelde ein Herz zusammen. Aber als ich es schon ganz fertig hatte, rief jemand hinter mir: „Das Herz ist verkehrt gemacht!" Ich fuhr zusammen, guckte auf: der Totengräber! Verdrossen blickte ich auf mein Werk und sann nach, was ich damit tun sollte. Schließlich griff ich nach meinem Handkorb, ließ das Herz so wie es war, und eilte aus dem Friedhofe, als verfolge mich ein böser Geist.

Not, nur Not

Nun machte ich wieder alle Tage die Runde von einer Fabrik zu der andern. Die Ziegeleien waren mir wegen der unendlich langen Arbeitszeit und des unsicheren Verdienstes verhaßt. Auch mußte man bei ihnen für den Winter stets eine andere Arbeit suchen.

Am liebsten von allem wäre ich aus dieser ganzen Gegend verschwunden und ins Ausland gegangen. Das aber konnte ich wieder der Kinder wegen nicht. Schließlich blieb mir doch nach langem traurigen Herumlaufen und Suchen nichts anderes übrig, als wieder in einer Ziegelei anzupacken. In Tischlers Ziegelei auf der Türmitzer Straße kam ich an, als Ziegeleinkarrer in die Brennöfen. Diese Arbeit wurde, wie alle übrige Ziegelarbeit, in Akkord gemacht. Von früh vier bis acht Uhr abends konnte man dabei doch ungefähr zehn bis dreizehn Gulden in der Woche verdienen. Leicht war die Arbeit auch nicht, denn man mußte den ganzen Tag immer mit fünfzig Stück Ziegel von oder nach dem Brennofen einherfahren. Mir war diese Sklavenarbeit ganz zuwider, weil ich sie für eine ganz menschenunwürdige hielt. Aber die Verhältnisse waren stärker als ich, und ich hatte mich ergeben. Eins nur war vorteilhaft, nämlich, daß meine Eltern unweit wohnten, und ich in dieser trüben Zeit bei ihnen sein konnte. Mein Vater sah es zwar nicht gerne, wenn ich da war; aber nachdem uns das Schicksal wieder zusammengetrieben, mußte eben Rat werden. Und die Mutter? Ja, die tat für mich ihr Möglichstes; in ihrem Herzen war die Mutterliebe doch noch nicht erloschen. Mein Vater hatte, wie ich schon vorhin erzählte, auf der entlegenen Türmitzer Straße, wo nur einige Mietshäuser und vier Ziegeleien standen, einen kleinen Laden gepachtet und Viktualienhandel angefangen.

Oft, wenn ich jetzt bei den Eltern saß, riet mir der Vater ganz eindringlich, ich sollte doch sehen, ob ich nicht eine Braut fände, die etwas Geld hätte. Ich aber hatte vorläufig verdammt wenig Lust zu heiraten. Und dann: eine mit Geld? Ich war lange nicht mehr so naiv, zu glauben, daß so eine mich in meiner trostlosen Lage, mit den vier Kindern, heiraten würde.

Bald aber wurden die Kinder Allen lästig, und ich wurde von allen Seiten gedrängt, mich um eine Änderung zu kümmern. Ich sah schließlich selbst ein, daß es so nicht gut fortgehen konnte, und daß eine Änderung geschehen mußte. Doch die Wahl war für mich sehr schwer. Ich fühlte mich zu einem Entschlusse zu schwach. Meine leidensvolle Vergangenheit, die trostlose Gegenwart und eine ganz dunkle Zukunft flimmerten vor meinen Augen. Je mehr ich mir alles überlegte, desto schwermütiger wurde ich, und die Willenskraft zum Leben schwand ganz. Schreckliche Gedanken erfaßten mich: Leben wollen und nicht!

Bald siegte der eine und bald der andere Gedanke. Auch reichlicher Biergenuß vermochte den schrecklichen Selbstmordgedanken nicht zu unterdrücken, und ich schwankte machtlos zwischen den zwei Wegen.

Eines Montags nachmittags gelangte ich doch zu dem schrecklichen Entschluß, dem Elend ein Ende zu machen. Ich nahm die beiden jüngsten Kinder, den Knaben und das Mädchen, damit auch sie niemandem hier zur Last fallen sollten, und führte sie nach dem Flusse Biela zu; die Mordmischung trug ich in der Bierflasche. Unter Pflaumenbäumen setzte ich mich nieder. Die armen unschuldigen Kinder rupften unterdessen Wiesenblumen und ahnten nicht, welche Gefahr ihrem Leben drohte, welche schrecklichen Gedanken ihren Vater beschäftigten, welcher Kampf in seinem Innern vor sich ging, um Leben und Tod!

Ich streckte mich auf den Rasen, vertiefte mich noch einmal in mein vergangenes Leben. „Sollst du oder sollst du nicht?!“ und dann weinte ich wie ein Kind.

Unweit von mir flog eine Lerche auf und sang ihr Lied. Sie flatterte immer über mir und sang, als wenn sie von meiner Trübsal wüßte und mich trösten wollte. Wie glücklich magst du dich fühlen, du kleines Tierchen! Wie freust du dich deines Lebens! Und ich, Mensch, Krone des Tierreiches, bin so unglücklich! Mir raubten meine Mitmenschen die Lust zum Leben! So sah und horchte ich ihr zu, und ob ich weiter noch etwas jammerte, weiß ich nicht. Es mag eine ganze Weile darüber vergangen sein, daß ich so dalag. Plötzlich erhielt ich einen Stoß. Ich erwachte, sprang auf und sah erschrocken, daß das Mädchen die Flasche an ihrem Munde angesetzt

 hielt. Hastig riß ich sie ihr aus den Händen und schleuderte sie in den Fluß . . .

Der Herr Tischer hatte eine kleine Wohnung leer stehen. Ich bat ihn nun, mir diese einstweilen zu lassen, was er auch tat, aber nur für so lange Zeit, wie er sie nicht für eine Ziegelmacherpartei brauche. Dort zog ich ein, nahm auch den ältesten und vorletzten Jungen wieder zu mir, und nur das jüngste Mädchen blieb noch bei der Frau Nekowarsch.

Wir kochten uns früh und abends selbst Kaffee, und das Mittagessen holten wir von meiner Mutter. Die Stube war gerade für drei groß genug. Als ich das Bett, den Kleiderschrank, den Tisch mit zwei Stühlen und eine Ofenbank hineingestellt hatte, blieb nicht viel Raum mehr zum Hin- und Hergehen übrig. Der Kleiderschrank stieß bereits an der Decke oben an. Es war eben eine richtige Ziegelmacherwohnung. So lebte ich mit den Kindern eine Zeitlang.

Dann kam die Frau eines Arbeitskollegen, die in die Türmitzer Zuckerfabrik ging, einmal in die Ziegelei und frug mich, ob ich nicht heiraten wollte; sie hätte für mich eine Braut. Ich nahm es als Scherz und sagte: „Selbstverständlich, wenn Sie eine haben, dann sofort. Ist sie auch noch ein bißchen hübsch, jung und wie heißt sie denn?" „Hübsche Person, vierundzwanzig Jahre alt und heißt Anastasia!" „Dann könnte es gehen!"

Nach etlichen Tagen richtete mir die Frau aus, daß ich Sonntag nachmittag zu ihr nach Türmitz kommen könnte, die Anastasia käme auch hin. Ich nahm auch diese Einladung zu dem Stelldichein entgegen und nahm es immer noch als Spaß auf.

An dem bestimmten Sonntag nachmittag versäumte ich aber doch nichts, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein. Als ich ankam, war die Anastasia noch nicht da. „Sie wird schon kommen!" sagte Frau Ferda.

Ungeduldig erwartete ich nun doch, bis sich die Türe öffnete, und die neue Sonne mich bestrahlen sollte. Endlich kam sie, mit einem dreijährigen Mädchen auf dem Arm. Ihre Gesichtsfarbe und Züge verrieten, daß es ihr auch nicht gerade zum besten gehe. Ihr Ansehen aber gefiel mir. Nach ungefähr einstündigem Plaudern wußte ich auch, daß sie nicht gerade eine Xanthippe sei. Als ich sie dann

nach Hause begleitete, machte ich ihr meine Lage klar und gab ihr zu verstehen, daß ich heiraten möchte. Sie horchte mir ruhig zu, ohne mir durch Blick oder Wort ihre Gesinnung zu verraten. Erst unweit ihrer Wohnung, als ich umkehren wollte und ihr die Hand reichte, wurde ich an ihrem warmen Drucke gewahr, daß sich ihr Herz geneigt zeige. „Sprechen Sie darüber mit meinem Vater!" sagte sie und gab mir das Haus an. Ich versprach, Dienstag zu ihm zu kommen.

Als ich an diesem Tage abends dort hinkam, blieb ich ganz verblüfft stehen. Ein Altar mit einem großen Muttergottesbilde in der Stube! Servus! dachte ich, das paßt; ich konfessionslos, und hier sieht es aus wie bei einem katholischen Geistlichen!

Ich trug aber trotzdem dem alten Schneidermeister Lukaschek meine Wünsche vor und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Er war auch schon vieljähriger Witmann. Er frug mich aus, was für eine Beschäftigung ich hätte, wie viel Kinder und mehr. Als ich ihm das Gröbste berichtete, wollte er auf keinen Fall von einer Heirat was wissen. Er setzte mir die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten einer Ehe auseinander, wo zweierlei oder gar dreierlei Kinder seien. Ich ging unverrichteter Sache fort. Bei dem Alten hatte ich also kein Glück.

Die Anna begleitete mich aber bis zur Haustüre hinaus. Wir drückten uns warm die Hände. „Ich bin ja großjährig und kann machen, was ich will!" sagte sie und besiegelte es mit einem süßen Kuß. Bis so weit war also alles gut und schön. Ihr Herz hatte ich gewonnen, nur wegen ihrer religiösen Gesinnung war ich noch in größter Verlegenheit. Denn daß sie ihren Glauben abtrete und sich mit mir nur gerichtlich trauen ließe, damit rechnete ich gar nicht nach allem, was ich in der Wohnung ihres Vaters gesehen hatte. Aber daß ich so bald eine Frau finden würde, die sich mir in ihrem Glaubensbekenntnis anzupassen gewillt gewesen wäre, daran zweifelte ich auch. Und doch zwang es mich von allen Seiten, sobald wie möglich meine Familie in geordnete Verhältnisse zu bringen.

Am nächsten Sonntag war in Türmitz Kirmes. Wir gingen miteinander zum Tanz und haben uns fröhlich unterhalten. Und als wir uns dann auf dem Heimwege trennten, waren wir schon auf du und du! Die Heirat war nun schon soviel wie beschlossen.

Als mein Vater meinen Entschluß, und daß meine Braut unvermögend sei, hörte, zeigte er wenig Freude. „Ihr seid einer so dumm wie der andere!" sagte er und meinte damit sowohl mich wie meinen jüngsten Bruder Gottlieb.

Kirmesmontag machten meine Arbeitskollegen blau. Ich hatte mich nun entschlossen, die Ehe zu schließen und den katholischen Glauben wenigstens äußerlich wieder anzunehmen. So ging ich gleich an diesem Tage nach Türmitz, um das Nötige gemeinsam mit meiner Braut auf dem Pfarramte abzumachen. Ich mußte ihr nun sagen, was sie noch nicht wußte, nämlich, daß ich konfessionslos sei. Vor ihrem Vater sollte sie das aber nicht erfahren, der hätte wohl dann durch unsere Rechnung einen Strich gemacht. Ich lockte sie deshalb auf die Straße und teilte ihr mit, daß ich aufs Pfarramt gehe, um das Nötige wegen der Trauung abzumachen, und dann eben auch das, daß ich konfessionslos wäre. „Ja, was ist denn das, konfessionslos?" frug sie mich da ganz verblüfft. Als ich ihr sagte, daß ich gar keinen Glauben hätte, stieß es sie förmlich vor mir zurück. „Um Gottes willen, das gibt mein Vater nicht zu!" Ich beschwichtigte sie, daß ich doch eben den katholischen Glauben wieder annehmen wolle. „Dann darf mein Vater davon nichts erfahren!" erwiderte sie, schon wieder erfreut.

Nachdem der Pfarrer Bertig alles, was die Trauung betraf, aufgenommen hatte, mußte ich dann auch damit heraus, daß ich konfessionslos sei. „Ja, dann kann ich Sie nicht kirchlich trauen!" antwortete er unwillig, und sein Gesicht bekam ein unfreundliches Ansehen. „Ich will aber den katholischen Glauben wieder annehmen, Herr Pfarrer!" „Dann ist es etwas anders, dann ja, dann geht es!" Sein Gesicht erhellte sich sofort und zeigte große Freude. Der Herr Pfarrer wurde nun gar gesprächig, lobte meinen Entschluß und meinte, er müßte das auch dem Konsistorium melden. Aber das täte die Trauung nicht hindern. Dann gab er mir auf, mich vorzubereiten, da ich vor der Trauung in der Kirche das Glaubensbekenntnis ablegen müßte, und frug mich, ob ich das Glaubensbekenntnis kenne. „Das kann ich nicht mehr, Herr Pfarrer!" „Nu, dann will ich Ihnen eins geben, das lernen Sie auswendig!" und er langte mir ein Blatt Papier her, auf dem die Aufgabe geschrieben stand. Der Pfarrer mag bei alledem vielleicht ein wenig gedacht

haben, daß ich mit ihm Spaß triebe; aber es war dem wirklich so. Ich kannte kein Glaubensbekenntnis, kein Vaterunser oder sonstige Gebete mehr, die ich als Junge doch einst gelernt hatte, und kann sie auch heute nicht. Mir kommt das selbst ein wenig sonderbar vor. Ich habe doch manches aus meiner frühesten Jugend nicht vergessen, aber die Gebete sind mir ganz aus dem Gedächtnis verschwunden.

Gerade damals wollte nun mein Bruder Gottlieb sich auch einen Laden in Türmitz pachten. Ich spielte dabei den Sachverständigen. Ein Laden war dort zu haben, in dem sich noch eine ganze Einrichtung, Pult und Regale befand. Die Miete betrug 120 Gulden. Schließlich sah er aber von dem Laden ab und riet mir, ihn zu pachten. Mir kam der Rat erst lächerlich vor, denn wie sollte ich ohne Geld so etwas noch einmal anfangen? Aber er versprach mir, daß er mir behilflich sein werde, und meinte, daß mir der Vater auch etwas geben könnte. Ich verkaufte nun ein Oberbett für fünfzehn Gulden, und eins hatte ich noch bei der Mutter, das wir erst vor einem Jahre neu kauften und zwei Stück blieben mir außerdem noch übrig. Und auch der Vater gab mir wirklich dreißig Gulden, dafür ließ ich das Oberbett der Mutter. Dann stand er noch beim Großkaufmann Rösler in Aussig für mich gut, weil ich bei dem für fünfzig Gulden Ware borgen mußte. Mit dieser Bagatelle eröffnete ich dann mein zweites oder auch das dritte Geschäft. Ich rechnete damit, daß auf diese Weise auch meine Frau zu meinem geringen Winterverdienst etwas zu verdiene oder, wenn ich später gar keine Arbeit haben sollte, dann doch wenigstens etwas zum Leben da wäre.

Es ging nun alles Schlag auf Schlag, mit dem Geschäft und auch mit der Heirat. Ehe der Hochzeitstag kam, war das Geschäft eröffnet, und wir hatten auch schon ein paar Flitterwochen verlebt, und auch das übrige Kindervermögen beisammen. Zusammen fünf Stück, das war ein hübscher Anfang in der neuen Ehe.

Am Hochzeitstage früh / es war nun der Herbst des Jahres 1895 / erinnerte ich mich erst, daß ich mir von dem Aussiger Pfarramte, wo ich auch aufgeboten worden war, noch zuvor einen Verkündigungsschein hatte holen sollen. Nun lief ich freilich schnell genug zum Pfarrer Bertig, um ihm die Vergeßlichkeit zu melden, und

dachte, daß ich den Schein ja nach der Trauung auch noch holen könnte. Der Pfarrer war aber nicht anwesend, er hatte gewiß noch geschlafen. Ich wandte mich deshalb mit meinem Anliegen an die Köchin. „Ja, ohne den Verkündigungsschein werden Sie nicht getraut. So viel kann ich Ihnen sagen! Wenn man schon zwanzig Jahre auf einem Pfarramt ist, dann muß man es wissen!" antwortete sie mir in selbstbewußtem Tone. Ich lief nun wieder nach Hause. Meine Braut kam mir bestürzt entgegen; ich dachte, es wäre ein Unglück passiert. „Wenzel! / Jesus Maria! / Wir können heute nicht getraut werden!" „Ja, warum denn? Ist etwas vorgefallen?" „Ach! / Ich kann nicht zur Kommunion gehen, / ich habe mich vergessen, habe Kaffee getrunken und Semmel gegessen!" „Beruhige dich meine Liebe, so strenge darf man das nicht nehmen, deswegen kannst du ruhig zur Kommunion gehen!" „Dann begehe ich aber eine große Sünde!" „Das, was in den Mund geht, ist keine Sünde. Aber vieles, was herauskommt." Und schließlich gelang es mir doch, sie zu beruhigen, und ich ließ mir auch noch einen Topf voll Kaffee geben und aß dazu schnell ein paar Semmeln und eilte dann nach Aussig aufs Pfarramt.

Der dicke Kaplan Alfons füllte den Schein sofort aus und langte mir ihn hin mit den Worten: „So, das kostet einen Gulden!" „Bitte, den habe ich nicht!" „Dann müssen Sie zum Herrn Dechanten gehen!"

Ein Schreiber ging gleich mit; der Herr Dechant war in der Kirche. Er führte mich an die Sakristei. Nach längerer Weile kam derselbe Dechant heraus, dem ich noch für die erste Trauung sein Geld schuldig war. Ich erzählte ihm, daß ich heiraten wolle und müsse, weil ich vier Kinder hätte, und daß ich momentan nicht so viel Geld hätte, um den Verkündigungsschein bezahlen zu können. „Na, wegen einem Gulden wird man Sie nicht aufhängen. Wann wollen Sie das bezahlen?" „Sobald wie es mir möglich ist, Herr Dechant!" „Na, gehen Sie in Gottes Namen!"

Der Mann war also nicht so übel, wie man eigentlich nach seiner groben Stimme hätte annehmen sollen. Ich war froh, daß ich wieder mal so billig davonkam. Mit mir machten die Geistlichen überhaupt ein schlechtes Geschäft. Wenn sie von mir etwas zu bekommen hatten, da blieb ich es entweder schuldig oder zahlte nach

der Stolataxe, und das paßte ihnen selten. Sie nahmen dann lieber gar nichts, weil es zu wenig war, und mir war das immer ganz recht. Zwei, drei Gulden, die sie von einem Arbeiter verlangten, oder zweiundvierzig Kreuzer, die man ihnen nach der Stolataxe zu zahlen verpflichtet war, war doch ein großer Unterschied.

In größte Verlegenheit geriet ich doch noch mit dem Glaubensbekenntnis. Der Hochzeitstag war nun da, und ich konnte es noch nicht auswendig, weil ich niemals so viel Zeit übrig gehabt hatte, daß ich es hätte lernen können. Und dann muß ich offen sagen, daß mir auch der gute Wille dazu fehlte. Ich war sehr neugierig, was der Pfarrer nun dazu sagen würde. Aber die Sache fiel viel glätter aus, als wie ich erwartet hatte. Als ich, von zwei Zeugen begleitet, vor dem Altar kam und hinkniete, und der Pfarrer sah, daß ich kein Sterbenswörtchen kannte, da war er so liebenswürdig, mir das Glaubensbekenntnis vorzusagen, und ich sagte es ihm einfach nach. Dann, nach dieser Zeremonie, ging ich zur Beichte und Kommunion. Und dann wurden wir getraut. Das alles war in ungefähr zwanzig Minuten abgetan. Die Beichte dauerte bei mir überhaupt nicht lange, denn ich hatte zur Erforschung des Gewissens ebenfalls keine Zeit gehabt, und wußte daher keine Sünden herzusagen.

Draußen vor der Kirche frug der Schwiegervater, der oben auf dem Chore mitgesungen hatte, was eigentlich heute los gewesen wäre. Was der Mann vor dem Altare gemacht hätte, und wer es gewesen wäre. Nun erfuhr er erst von seiner Tochter, was das bedeutet hatte, und wer der Mann gewesen. Er war darüber aber förmlich erschrocken und blaß geworden.

Außer jenen zwei Zeugen aber und dem Schwiegervater, hatte sich niemand als Hochzeitsgast eingefunden. Trotzdem es die Verwandten von beiden Seiten so nahe hatten!

Der Schwiegervater, der mich nun die ganze erste Zeit nicht schmecken konnte, hat sich doch schließlich mit mir versöhnt. Ja er machte mir, als wir einmal allein waren, gar eine Lehre aus der Heiligen Schrift. Er selbst hätte den heiligen Joseph zu seinem Fürsprech gewählt, an den wende er sich immer, damit der seine Bitte beim lieben Herrgott vermittele. „Das ist mein Patron," sagte er. „Wenn es mir beschieden ist, dann gehen meine Wünsche jedesmal in Erfüllung. Wenzel, so müssen Sie es auch machen!" Ich verhielt mich

 gegen den alten, schon sechzigjährigen Mann streng tolerant, ließ ihm seine Freude und behielt mir meine Überzeugung. Mit ihm herumzustreiten, hätte ja auch keinen Zweck gehabt. Und so blieben wir auch fernerhin gute Freunde.

Die Umgangssprache in meiner Familie war nun die deutsche geworden, weil meine zweite Frau auch eine Deutsche war. Ihr Vater, der ein langjähriger Türmitzer Ansässiger war, war zwar auch Tscheche, aber seine Frau, die schon achtzehn Jahre unter der Erde lag, war eine Deutsche gewesen, und ihre Kinder hatten ihre Sprache geerbt, wie es immer in solchen Familien der Fall ist. Mir und meinen zwei ältesten Kindern bereitete diese Änderung keine Schwierigkeit, ich konnte ja die deutsche Sprache nun schon ziemlich gut, und die Kinder, die zu Hause bei der ersten Frau Tschechisch gelernt hatten, hatten schon in der Schule die deutsche Sprache gehabt. Den beiden jüngsten Kindern aber war es noch ganz egal, welche Sprache sie lernen würden.

Die zweite Frau hatte eine lebhaftere Natur wie die erste. Und ich war mäßiger Natur, vielleicht auch schon durch die harten Schicksalsschläge abgestumpfter; mein Blut geriet nicht mehr gleich in Hitze. So weit hätten wir also zusammengepaßt. Sie hatte auch eine schöne Handschrift und konnte im Rechtschreiben gut fort, so daß ich von ihr darin zu lernen hoffte. Ihre sonstigen Kenntnisse aber, die sie etwa noch besaß, waren etwas Rechnen und viel Beten; das letztere konnte sie besonders gut und reichlich. Alles andere Wissen war ihr fremd! In ihres Vaters Wohnung war noch nie eine Zeitung gekommen und, außer Kalender und Gebetbuch, auch kein anderes Buch. Sonst war sie eine gute Wirtschafterin, rechnete mit einem jeden Kreuzer, verschwendete nichts, war nicht naschig und wußte sich die Lebensbedürfnisse der Familie nach dem Einkommen einzurichten und einzuteilen. Ich konnte ihr meinen Verdienst anvertrauen und brauchte mich um gar nichts zu bekümmern. Und so machen wir es noch bis heute. Wenn ich eine Hose brauche, so besorgt sie auch die. So wie mein Vater halte ich es also nicht.

Eins nur entsprach an ihr nicht meinen Anschauungen, nämlich die Kindererziehung. Sie besaß in dieser Hinsicht keine Geduld. Dazu fehlte ihr auch die Aufklärung, um die Kinder stets in einer be-

stimmten Richtung zu erziehen. Ihre Erziehungsmethode erbte sie von ihrem Vater; es war die Korporalmethode. Wie er es zu Hause gemacht hatte, so machte sie es ihm nach. Nach seiner Auffassung sollte ein Kind immer vor den Eltern in Angst leben, wie der Hund vor seinem Herrn. Wer ein paar gesteckt bekam und dann gleich wieder schmeichelnd gekrochen kam, der wurde als rechter Charakter belobt, der war gut und brav! Sie gebrauchte zu allem sehr viele Worte. Aber gerade durch ihre laute Stimme stumpften die Kinder schnell ab, so daß sie auf das erste und zweite Wort von ihr überhaupt nicht mehr hörten, wodurch sie nun nur noch größeren Lärm machte. Daß ihr auch die natürliche Mutterliebe fehlte, war ja selbstverständlich, und daß sich die größeren Kinder auch dessen stets bewußt blieben, bezweifelte ich nie. Eine bessere, vernünftigere Erziehungsmethode ihr beizubringen, ist mir auch bis heute nicht gelungen. Sie behandelt ihre eigenen Kinder genau so wie die Stiefkinder. Das verursachte schon oft Zwietracht unter uns. Aber das siebente Sakrament: die Ehe, hielt sie heilig. Was auf Erden verbunden war, sollte so auf Ewigkeit bleiben, bis in den Himmel. Ich hatte noch nie Ursache, ihr hierin nicht zu trauen. Es war also ein Weib, wie ich es mir nur wünschen und wie ich es als Arbeiter auch alleine gebrauchen konnte / bis auf die obengenannte Ausnahme.

Ich hatte mich in der Zeit, wo ich Witmann war, dem Trinken ergeben. Ich war zwar kein Gewohnheitstrinker; wenn mich aber Kummer und Sorgen drückten, dann suchte ich gewöhnlich eine Gesellschaft auf, die lustig und sorglos war, um mich zu betäuben und zu erheitern, und dabei wurde oft eins zuviel getrunken.

Einmal war ich auch so „fett", sagen wir Arbeiter, daß ich in der Gerste auf dem Felde neben der Straße bis früh liegen blieb. Zehn oder zwölf Glas Bier hatte ich da wohl getrunken. Wenn ich nicht irre, war es gerade die Nacht vor dem Tage, wo ich mich mit den Kindern vergiften wollte. Nun aber, wo ich wieder verheiratet war, nahm ich mir vor, alles Derartige wieder zu meiden und mich ganz der Familie zu widmen. Auch an die politische Arbeit dachte ich nicht mehr, konnte ja auch nicht dran denken. Aber ich wandte mich wieder meinen früheren Gesellschaftern, meinen Büchern, zu und vertrieb mir mit ihnen zu Hause die Zeit.

 Mit meiner Arbeit und meinem Verdienst in der Ziegelei ging's
mir bald so, wie ich es noch im Sommer gefürchtet hatte. Die Tage wurden kurz, mehr wie fünf bis sechs Gulden in der Woche konnte man schon nicht mehr verdienen. Schließlich nahm der Vorrat in grünen Ziegeln ab, sie wurden nach und nach aufgebraucht, und wir hatten schon vor Weihnachten gar keinen Verdienst mehr.

Ich hatte mich zwar noch im Herbst eifrig umgesehen, den und jenen Kollegen in den Fabriken angeredet, wenn etwas frei wäre, es mir mitzuteilen, oder gleich selbst für mich vorzusprechen, weil man durch Protektion stets leichter ankam. Es war überall so üblich, daß sich die Arbeiter sofort ihre Bekannten hereinholten, wenn der Entlassene oder freiwillig Gehende der Fabrik den Rücken gekehrt. Alles aber war umsonst gewesen. Wir Ziegeleiarbeiter kamen überhaupt sehr schwer irgendwo an, weil sich die Herren in den Fabriken sagten, daß wir im Frühjahr doch wieder davongingen. Wie groß aber die Konkurrenz war, beweist die Tatsache, daß man in Aussig und Umgebung jetzt schon in jedem Winter mit rund tausend Arbeitslosen zu rechnen hatte. Die Kohlenkarrer an der Elbe und die Bauarbeiter bildeten die Mehrzahl von ihnen.

Unsere Krämerei ging natürlich auch nicht besonders, schon weil die Konkurrenz im Orte zu groß war, und dann, weil wir nicht mehr kreditierten. Der Verdienst, den sie uns einbrachte, reichte kaum für die Miete. Ich sah voraus, daß wir, ehe das Frühjahr da war, das Geschäft aufgegessen haben würden. Darum war es mir schon damals gleichgültig, ob ich hier oder auswärts Arbeit bekommen hätte, was ich auch mehrmals brieflich und persönlich versuchte.

In der „Narodni Politika" suchte damals auch wieder einmal ein Ziegeleibesitzer, und zwar in Raudnitz, einen Ziegelbrenner. Ich entschloß mich hinzufahren, trotzdem ich wußte, daß die Arbeit dort noch schlechter wie in Nordböhmen bezahlt wurde. Ich löste mir in Aussig gleich eine Rückfahrkarte und fuhr los. Als ich den Herrn in Raudnitz gefunden hatte und mich vorstellte, erfuhr ich natürlich, daß der Posten schon vergeben war. Nach diesem „Wieder nichts!" ging ich dann, da ich schon einmal hier war, zu meinem Genossen Helbig, bei dem ich mich bis Abends aufhielt. Dann fuhr ich mit dem Zuge wieder nach Hause.

Der Kondukteur kam, die Fahrkarten zu kupieren. Ich suchte

277 meine Karte, fuhr mit den Fingern aus einer Tasche in die andere, nirgends nichts. Je länger ich vergebens suchte, desto mehr steigerte sich mein Schreck, denn ich hatte ja kein Geld mehr bei mir. „Bis ich wieder komme!" sagte schließlich der ungeduldig vor mir stehende Mann und ging weiter. Ich suchte immer wieder in meinen Taschen, fand aber keine Karte, sie war weg. Was nun? Was wird er sagen, wenn er kommt? Not, nur Not

Der Wagen war voller Menschen. Mir war so, als hätte mich jemand mit einem Messer ins Herz gestochen. Niedergeschlagen saß ich auf der Bank und dachte nach, was der Kondukteur nun mit mir machen werde. Die neben mir sitzenden Frauen frugen mich aus, ob ich eine Karte gelöst, ob ich sie verloren hätte und andre Dinge, die mir alle nichts nützten. Ich antwortete gleichgültig „Ja" oder „Nein". Dann kam der Kondukteur wieder. „Na, haben Sie schon die Karte gefunden?" Ich erzählte ihm, daß ich eine gelöst, aber sie offenbar verloren hätte. „Sie scheinen ein Schwindler zu sein! Wenn ich wieder komme, will ich die Karte sehen, verstehen Sie!" fuhr er mich nun barsch an und ging wieder weiter. Alle Blicke wandten sich wieder zu mir. Mir war es nun schon ganz egal, was mit mir geschehen würde. „Na, was ist nun?" „Ich habe sie nicht gefunden!" antwortete ich reumütig. „Dann werden Sie in Salesel aussteigen. Der Stationschef mag dann mit Ihnen machen, was er will!" Da stand eine neben mir sitzende Frau auf und tat, wohl von Mitleid gerührt, das, was ich eigentlich selbst hätte tun sollen. Sie bat die Passagiere, die fünfundsechzig Kreuzer, die die Fahrkarte kostete, zusammenzusteuern, was auch sofort geschah. „Na, und nun bedanken Sie sich bei den Herrschaften!" forderte sie mich lächelnd zu dem auf, was ich ebenfalls hätte schon selbst tun sollen. Aber ich war stets in meinem Leben leicht zerstreut, erst recht bei solchen fatalen Gelegenheiten. „Der Mann muß gar nicht recht sein!" sagte da eine Frau und klopfte sich mit den Fingern auf die Stirn. Die anderen aber lachten darüber, und ich war in meinem Innern tief empört. Ihr lacht über einen unglücklichen Arbeitslosen und wißt nicht, was in dessen Seele vor Kummer und Sorgen vorgeht. Gewiß, er lacht und singt nicht, hat keinen Lebensmut, geht niedergeschlagen umher und sieht wahrlich aus wie nicht gescheit!

 Erst Ende Februar 1896 bekam ich wieder Arbeit; leider wieder
nur in einer Ziegelei: Richters Dampfziegelei in Prödlitz bei Aussig. Ich hatte dort schon, bevor die eigentliche Ziegelfabrikation begann, mit mehreren Arbeitern Lehm gegraben. Diese Arbeit war für beide Teile, für den Herrn sowohl, wie für uns Arbeitende, ein Vorteil; jener bekam die Arbeit billig fertiggemacht, und wir brauchten nicht ganz und gar zu hungern.

Als dann die Ziegelkampagne beginnen sollte, kam eine ganze Partie Arbeiter und Arbeiterinnen, zusammen gegen vierzig Menschen, angewandert. Mit ihnen ihr Vorarbeiter und Dolmetsch, denn sie waren alle Tschechen und nur wenige von ihnen konnten ein bißchen Deutsch. Unter ihnen befanden sich ledige Burschen und Mädchen, aber auch ganze Familien. Sie waren alle aus der Schüttenhofer Gegend. Und weil es dort keine Industrie gibt, wanderten sie alle Jahre im Frühjahr nach Nordböhmen oder Sachsen, und im Herbst kehrten sie wieder nach Hause zurück.

Sie waren alle kontraktlich verpflichtet, bis Ende der Kampagne in der Arbeit auszuhalten; dabei mußten sie sich zehn Gulden allmählich von ihrem Lohne abziehen lassen, die bis zum Austritt aus der Arbeit als Kaution stehen blieben. Daß ein solcher Kontrakt ungesetzlich war, wußten die Leute nicht. Unter dieser Partie fing auch ich nun an zu arbeiten. Ich fuhr mit noch zwei Mann die gebrannten Ziegel aus dem Ringofen. Wir mußten im Durchschnitt täglich 15 000 Stück Ziegel fahren und draußen auf dem Platze aufsetzen oder auch gleich auf die Wagen laden. Für ein Tausend hatten wir vierzig Kreuzer. Zu arbeiten fingen wir wieder gewöhnlich um vier Uhr früh an und waren abends um sechs Uhr mit unserer Arbeit fertig. Die Arbeit war an und für sich so schwer, daß einem der Schweiß schon bei normaler Wärme durch alle Poren kam. Im Ofen aber war es noch viel schlechter; dort waren unter dem Gewölbe meistens über sechzig Grad Hitze; aus dieser Glut mußten die Ziegel herausgeholt werden. Dazu gab es in der Ziegelei noch kein Trinkwasser! Dem Vorarbeiter Audes, der eigentlich die ganze Arbeit akkordiert und daneben noch eine Kantine hatte, war das freilich sehr recht; denn wir mußten nun Bier trinken, vier bis fünf und auch noch mehr Liter täglich, und dazu brachten wir uns auch noch zwei bis drei Liter Kaffee von zu

279 Hause mit. So groß war die Not des Schwitzens. Als dann meine Not, nur Not
Kollegen wegen der intensiven Hitze nicht mehr in den Ofen hineinwollten, / wir hatten uns bisher alle Tage abgewechselt, jeden Tag kam von uns ein anderer in den Ofen und zwei blieben auf dem Platze / da bat mich der Audes, ich solle ganz im Ofen bleiben; er wolle mir jede Woche dafür etwas extra vergüten, und da ich jeden Kreuzer bitter nötig brauchte, schlug ich ihm die Bitte nicht ab. Die Vergütung betrug immer einen Gulden an barem Gelde, und einen Gulden rechnete er von meiner Bierschuld ab, bei jeder Lohnzahlung. Aber ich hatte schließlich von den zwei Gulden keinen Nutzen, weil sie meistens nicht einmal für das reichten, was ich im Ofen an Essen und vor allem an Trinken mehr brauchte. Ich hatte nur so viel davon, daß ich immer elender wurde, bis ich schließlich das immerwährende Arbeiten im Ofen aufgeben mußte; dafür wollte mich der edle Audes auch noch entlassen, und es wäre sicher auch geschehen, wenn sich der Direktor nicht ins Mittel gelegt hätte.

Schon bald nachdem ich in dieser Ziegelei zu arbeiten angefangen hatte, gaben wir unser Geschäft wieder auf und bezogen eine Stube in Prödlitz. Mit dem Geschäft hatte sich es richtig so abgespielt, wie ich es schon im Winter vorausgesehen hatte. Wir hatten am Ende kein Betriebskapital und auch keine Ware mehr, und wir waren froh, daß wir noch die Miete decken konnten, um sie nicht schuldig zu bleiben. Am schlechtsten bei diesem Ladenschluß kam mein Vater als Bürge davon. Denn von den fünfzig Gulden, für die er bei dem Rösler für mich haftete, hatte ich auch rein nichts abzuzahlen vermocht, daraufhin er sie, wie er mir wenigstens sagte, bezahlte. So erhielt ich von meinem Vater im ganzen, die dreißig Gulden für das Oberbett nicht mit einbegriffen, siebzig Gulden, die ich als mein Erbteil verrechne, wenn er in der letzten Stunde seines Lebens nicht mehr an mich denken sollte. Von dieser Verpflichtung abgesehen, hatte ich, selbst den besten Willen vorausgesetzt, bei niemandem weiter Schulden machen können, weil mein Name den Kaufleuten noch von Schönpriesen her wohl bekannt war. Kein einziger Geschäftsreisender hatte mich je in dem neuen Geschäft besucht.

Die Schüttenhofer Leute führten auch ein Leben, das der Menschenwürde nicht entsprach. Sie kochten und schliefen in der Kaserne. Ge-

wöhnlich kauften und kochten vier Mann zusammen. Abends nach

der Arbeit wurde erst eingekauft, Fleisch und Reis oder Graupen; das wurde dann in einem Topfe gekocht und am nächsten Tag aufgewärmt. So ging das fort, Tag für Tag. Diese Kost kam einem jeden etwa auf zwei Gulden und vierzig Kreuzer wöchentlich zu stehen; natürlich Brot, Bier und anderes noch nicht mitgerechnet. Zum Schlafen standen immer zwei Pritschen übereinander, in denen je zwei Mann schliefen. Zu dieser Wohneinrichtung kam dann noch ein Tisch und zwei Bänke. Alles war unangestrichen, und kein einziger Schmuck zierte die Wohnungen. Große Reinlichkeit gab's auch nicht. Vor allem hatten es da die Flöhe gut, weniger die armen Menschen, die so manches Mal nach ihrer schweren Arbeit nicht schlafen konnten, und dann mit der Decke unterm Arme vor den Plagegeistern nach dem Ringofen oder auf den Rasen hinaus retirierten. Es war alles fast noch schlimmer wie in meiner Jugend in Sachsen. Und doch lebten diese Menschen die ganze Zeit so, so lange wie eben die Arbeit in der Ziegelei dauerte, und so lebten sie wieder, wenn sie im Herbst die Kasernen der Zuckerfabriken bezogen, von wo sie dann gewöhnlich erst kurz vor Weihnachten nach Hause zurückkehrten, um einmal ihre Familie und Verwandten zu sehen, und endlich wenigstens ein bißchen ordentlich auszuruhen. Aber schon Ende Januar gingen dann viele von ihnen wieder von zu Hause fort, in die Welt. Und also lebten diese Menschen jahraus, jahrein. Kein Wunder, wenn sie dann für etwas geistig Höheres, Schönes und das Menschenleben Veredelnde keinen Sinn hatten. Und ich, der ich so voll Sehnsucht nach alle dem war, ich mußte nun meine Tage unter ihnen verbringen, mußte auf alle geistige Beschäftigung verzichten. Jene aber fühlten sich zufrieden. Ihr einziges Bestreben war, recht viel Geld nach Hause schicken zu können. Darum sparte und schränkte sich jeder ein, so wie es nur irgendwie anging. Ihre Gesinnung war sehr religiös und demütig. Sie steckten keinen Bissen in den Mund, ehe sie nicht gebetet hatten, und nach dem Essen taten sie wieder so. Vor Beginn der Arbeit wurde auch erst der Körper bekreuzt. Mein näherer Arbeitskollege Kojsar erhielt oft in Briefen von seiner Frau Bilder der Mutter Gottes geschickt, die er dann alle als Schützerinnen bei sich trug. Als ich ihn deswegen einmal auslachte, wollte er mir sofort einen Ziegel

281 auf den Kopf hauen. Sie alle hatten die Köpfe noch voll von gesellschaftlichen und religiösen Vorurteilen, glaubten noch das dümmste Zeug, das selbst mit der Religion nichts mehr zu tun hat, so an die Zauberkraft einzelner Menschen, die, wenn sie wollen, durch Hexerei Schaden oder Nutzen zufügen können, und ähnliches. Ich überzeugte mich hier abermals, daß zwischen sächsischen und böhmischen Landbewohnern, was religiösen Fanatismus und Aberglauben angeht, noch heute kein wesentlicher Unterschied besteht. Dagegen den eigentlichen und wertvollen Bestandteil der Religion, ihren sittlichen Kern, die Sätze: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Tue den andern nicht, was du selbst nicht gern hast!" beachteten sie wieder so gut wie nicht. Ihre Gesinnung ging nur aufs Äußerliche, das Beten zu Hause und in der Kirche; das genügte ihnen zur Befolgung der Gebote Gottes; wie sie dann in dem Kampfe ums Dasein fortkamen, war wieder eine Sache für sich. An Falschheit, Zank und Streit fehlte es unter ihnen nie. Ach, mir tat oft das Herz darüber weh. Not, nur Not

Der Direktor Post, schon ein alter Mann, der aus Preußisch-Schlesien stammte, war auch höchst religiös. „Anstatt Sonntags zu Hause zu beten, wird in Gasthäusern herumgesoffen!" sagte er, als einmal Montags früh einer aus der Ziegelsetzerpartei fehlte und sich krank melden ließ. Unter diesen Verhältnissen durfte ich natürlich meine wahre Gesinnung nicht sehr zeigen, wenn ich die Arbeit nicht verlieren wollte. Und das war jetzt doch die Hauptsache.

Mit diesem Direktor kam ich ziemlich gut aus. Schon weil ich unter den Arbeitern der einzige war, der in der deutschen Sprache fortkonnte, mit dem er sich also unterhalten konnte. Und dann ließ ich mir auch in der Arbeit nichts zuschulden kommen. Als daher der Winter nahte, machte mir der Herr Post Aussicht, daß für mich auch den Winter hindurch ein bißchen zu tun wäre, und ich mir also keine andere Arbeit suchen brauchte. Mir armen abgetriebenen Gaul war das schon recht, und ich blieb. Zunächst war der Ofen in Ordnung zu bringen. Als dann diese Ofenarbeit kurz vor Weihnachten zu Ende war, grub ich wieder mit einigen Arbeitern Lehm. Dabei dachte ich, daß ich, weil es im Winter fünf Kreuzer für den Kubikmeter mehr gab, doch etwa wöchentlich noch sechs bis acht Gulden verdienen könnte. Aber die unbarmherzige

 Natur machte bald durch meine Rechnung einen tüchtigen Strich;
es kam Frost. Nun mußte die gefrorene Erdkruste mit Eisenkeilen und Schlägeln losgerissen werden. Es kostete viele Mühe und Kraft, ehe wir einen Meter so losmachten. Drei bis vier Gulden, mehr konnten wir nun in der Woche nicht verdienen. Der schreckliche Gast, die Not, zog wieder in unsere Wohnung ein. Wir mußten wieder ausschließlich mit Brot, Kaffee und Kartoffeln fürliebnehmen; auch zu dieser Kost wollte es oft nicht langen. Als dann aber die Witterung ein bißchen milder wurde, und wir wieder mehr verdienen konnten, erkrankte ich auch noch und lag an Lungenentzündung und wer weiß was noch, sechs Wochen zu Hause. Und es gab nur vier Gulden und zwanzig Kreuzer wöchentliche Krankenunterstützung! Das reichte nun nicht einmal für die allerspärlichste Kost. Dabei hatten wir noch vier Gulden monatlich Miete zu zahlen. Und schon waren wir mit dem neugeborenen Knaben ihrer acht zum Essen!! Was war das für eine Zeit! Bei meinem Bruder Albert hatten wir zwar Kredit, aber man durfte dort auch nicht große Schulden machen, schon weil ja im Sommer wieder Kleidung, Geschüh und Wäsche angeschafft werden mußte, da das im Winter durchaus nie möglich war.

„Wenn aber die Not am höchsten, ist die Gotteshilfe am nächsten!" sagt ein altes Sprichwort. Meiner Frau wurde von einer Beamtenfamilie, die gleich neben uns wohnte, das Stillen ihres neugeborenen Kindes angeboten. Es widersprach durchaus meiner Überzeugung; es war eine neue Erniedrigung, daneben auch eine Unmöglichkeit, zwei Kinder gleichzeitig zu stillen. Auch war ich mir ganz klar, daß, wenn sie es täte, es jedenfalls für ihre Gesundheit schlimme Folgen haben konnte. Aber sie sollte zwölf Gulden monatlichen Lohn und auch noch die Kost dafür bekommen. Das war eine schöne Hilfe für uns in unserer bedrängten Lage! Schließlich übernahm sie also doch diese schwere Pflicht.

Dann, als ich mich von meiner Krankheit wieder ein bißchen erholt hatte, ging ich wieder in die Lehmgrube, mühselig, aber es ging. Bei Beginn der Kampagne kamen dann wieder die Schüttenhofer angerückt. Diesmal ließ mich aber der Audes nicht wieder mit anfangen. Warum, sagte er mir nicht. Nach meiner Ansicht, hatte er Angst um seinen Posten. Das war freilich eine lächerliche

283 Sache! Hätte ich seinen Posten übernehmen wollen, wären mindestens achthundert Gulden dazu nötig gewesen, die ich doch nimmermehr hatte. Not, nur Not

Ich erhielt auch gleich wieder andere Arbeit, und zwar an dem neuen Schulbau in Prödlitz, wo es freilich auch nur einen Gulden Taglohn gab. Deshalb wollte ich hier auch nur so lange arbeiten, bis ich etwas Besseres gefunden hätte, wo ich mehr verdienen konnte. Aber kaum hatte ich eine Woche hier an diesem Bau gearbeitet, da erkrankte wieder meine Frau. Die Folgen der Überanstrengung stellten sich ein. Sie ließ sich aus dem Türmitzer Kloster eine barmherzige Schwester kommen, aber deren Beten half durchaus nicht, und die Krankheit wurde immer schlimmer, so daß die Schwester es für gut hielt, schon den Geistlichen kommen zu lassen, um der Kranken für die bevorstehende weite Reise wenigstens die Fußsohlen einzuschmieren. Ich aber ließ von Türmitz den Arzt, Dr. Chwoika, kommen. Er konstatierte Lungenentzündung, Herzleiden und Wassersucht. Ach, das war für mich eine traurige Mitteilung! Ich gab aber die Hoffnung noch nicht auf und nahm nun den Bilz her, holte mir bei ihm Rat. Die geschwollenen Beine wurden nun bei Tag und Nacht in warme Umschläge eingepackt. Der fiebernde Körper, dessen Hitze schon weit über neununddreißig Grad gestiegen, erhielt so lange kühle Umschläge, bis die Wärme wieder normal geworden war; dann wurden wieder laue Umschläge gemacht. Alle Leinen- und Handtücher wurden herbeigeholt. Anstatt Wärmeflaschen, die ich nicht hatte, verwendete ich heiße Mauerziegel. Dann kamen Dampfbäder daran, auch nur sehr primitiv freilich, und Abwaschungen und Abreibungen. Ich hatte Tag und Nacht zu tun und ging gar nicht auf Arbeit. Die Schwester war unterdessen auch sehr fleißig. Während ich so hantierte und pfuschte, leierte sie ein Gebet nach dem andern herunter, bis sich die Kranke besserte. Und nach acht Tagen hatten wir sie wieder so weit hergestellt, daß sie in der Stube herumgehen, schon ein bißchen Essen kochen konnte, und ich also nicht mehr zu Hause zu bleiben brauchte. Aber die Arbeit auf dem Schulbau hatte ich nun verloren. Dafür kam ich schließlich beim Gebirgsverein an, und arbeitete vierzehn Tage auf der Ferdinandshöhe, wo dieser Verein das Restaurant, in dem ich einst auch gesprochen, und das er ge-

 kauft hatte, umbauen ließ. Und dann fing ich doch wieder in
Tischers Ziegelei an, wieder als armseliger Ziegeleinkarrer.

Doch war auch das nicht lange. Plötzlich schien sich mein Schicksal bessern zu wollen, und das Glück lachte mich aus einem Weltwinkel an, von woher ich es gar nie geahnt hätte.

Eines Abends, wir wollten gerade recht lange arbeiten, dann im Schürhause nur ein bißchen schlafen und gleich früh um drei Uhr wieder anfangen, damit wenigstens zu den Pfingstfeiertagen etwas mehr Geld im Hause wäre, kam meine Frau in die Ziegelei und richtete mir aus, daß ich sofort zum Direktor Post nach der Ziegelei kommen solle. Ich ging, und er machte mir die Mitteilung, daß soeben bei ihm ein Ziegeleibesitzer von Ladowitz bei Dux, namens Schütze, gewesen wäre und gebeten hätte, ihm einen Meister für seinen Betrieb zu ermitteln, und nun gab er mir den Rat, gleich den nächsten Tag hinzufahren und mich um den Posten zu bewerben.

Ich wußte im ersten Moment nicht, wie mir geschah. Da mit so einem Posten ein besseres Leben verbunden war, lockte mich's ach so lieblich. Aber ich zögerte doch, weil ich mich im Ringofenbrennen nicht ganz taktfest fühlte. Was ich auch dem Post nun offen sagte. „Ach, was! Immer fahren Sie hinauf, und wenn Sie es kriegen, dann werde ich zwei Tage mit oben bleiben und Sie einrichten," tröstete er mich und reichte mir seine Visitenkarte hin und ließ Herrn Schütze grüßen.

Der Herr Schütze nahm mich auch sehr freundlich auf, nachdem ich ihm die Visitenkarte abgegeben hatte. Und als ich dann um den Ziegelmeisterposten ansuchte, war er sofort bereit, mich aufzunehmen.

Der Anfangslohn betrug fünfzig Gulden monatlich, dazu Wohnung und Gebrenne frei. Später sollte ich um zehn Gulden monatlich mehr bekommen. Die Ziegelproduktion betrug rund vier Millionen jährlich. Es waren fünfzehn Ziegelmacherfamilien beschäftigt. Bei der Besichtigung des Betriebes fand ich, daß es alles Tschechen waren. Nach den Pfingstfeiertagen sollte ich den Posten antreten. Schütze klagte, daß das Brennen in seinem Ofen schlecht ginge, daß er deshalb nicht vorwärts käme, da die Ware nicht gut genug gebrannt würde. Das erschreckte mich. Das Einzige, was mir entsprach, war, daß ich keine Kaution zu stellen brauchte, wie es in den meisten Ziegeleien üblich war.

Pfingstsonntag fuhr ich noch einmal nach Ladowitz, und Herr Post mit mir. Wir hielten uns dort bis Nachmittag auf, und er klärte mich über alles auf: wie das Feuer zu halten und zu regulieren sei, und wie man sich hilft, wenn eine Stockung eintritt. Und er versprach mir auch, noch einmal herzukommen, um mir zu helfen, wenn es nötig sei, den Ofen wieder in richtigen Gang zu bringen. Ich zeigte mich aufrichtig dankbar für seine Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit. Phantastische Pläne und rosige Bilder machte ich mir freilich, trotz dieser Glückswendung, nicht mehr; darin wurde ich schon zu oft in meinem Leben getäuscht. Aber ich versprach mir doch nun ein leichteres und nicht mehr so kummervolles Leben, wie ich es bisher mit meiner Familie hatte durchmachen müssen.

Am Dienstag nach Pfingsten trat ich meinen Posten an. Der junge Herr Schütze, ungefähr einundzwanzig Jahre alt, führte mich im Geschäft ein.

„Wünsch gut Morn, Herr Meister!" kam bald da, bald dort, einer von meinen Landsleuten, den Ziegelmachern, ehrfurchtsvoll, in sklavischer Haltung, schüchtern und demütig zu mir, dem neuen Meister, dessen Familie selbst noch im Jammertale ächzte, herangekrochen, um mit mir ein Gespräch anzubandeln, wohl alle in der Absicht, sich bei mir gleich ein gutes Auge zu machen. Gar aber, als ich nachher mit dem jungen Herrn durch die Ziegelei ging, da kamen diese geistig und körperlich armen Teufel erst recht in einer Haltung wie ein Hund zu ihrem Herrn herangeschlichen: „Gut Morn, küß' die Hand, junge, gnädige Herr!" Und ebenso verhielten sie sich auch zum alten Herrn. Ich fühlte mich sogleich wie in einer anderen, freilich nicht besseren Welt. So schlimm, so gesunken hatte ich doch noch nie Arbeiter angetroffen. Ich empörte mich innerlich. Besser freilich wär's wohl gewesen, ich hätte es ähnlich so gemacht, da ich ja doch dem neuen Herrn für das bessere Leben, das ich nun haben sollte, danken mußte. Aber ich brachte es nicht fertig. Ich konnte den ehemaligen Bergwerksdirektor nicht anders wie Herr Schütze nennen. Ob ihm das gerade sehr recht war, wußte ich freilich nicht.

In derselben Woche noch kam auch meine Familie nach. Ich aber hatte Arbeit gerade genug. Früh um vier Uhr schon mußte

 ich nachsehen, ob die Kutscher alle im Stalle waren, die Pferde zu
füttern und zu putzen. Dann ging es an den Ofen, und ich sah nach, in welcher Ordnung der Brenner nachts das Feuer gehalten hatte. Um fünf Uhr fingen schon die zwei Schmiede an zu arbeiten; ob sie es rechtzeitig taten, mußte ich auch wissen. Die Ziegelmacher hatten Akkord, nur um die brauchte ich mich also nicht zu kümmern; die waren von selber noch eher draußen wie ich. Um sechs spannten dann die Kutscher ein, ihre Fuhren mußten bis dahin geladen sein. Dann kamen mehrere fremde Fuhrwerke, die auch nicht lange warten wollten. Jedem, der fortfuhr, mußte ich einen Lieferschein ausfertigen. Dann mußten den vier Mann, die den Wintervorrat von Ziegeln machten, zwanzig Tausend und noch mehr abgezählt werden, damit sie von ihnen unter den Schuppen gefahren werden konnten. Der und jener kam sonst mit einem Anliegen. Einige arbeiteten auch in Lohn; denen mußte also vor allen andern Arbeit angewiesen und dann öfter nachgesehen werden, ob sie auch arbeiteten und wie viel sie schafften. Die Hauptsache aber, an der mir sehr viel lag, war der Ofen, den ich in richtigen Gang bringen wollte, damit die Ziegel ordentlich gebrannt werden konnten. Die Ziegelsetzer mußten deshalb die Ziegel im Ofen anders setzen, als sie es gewohnt waren und es ihnen anscheinend paßte. Deshalb war ich nie sicher, ob sie es auch nach meinem Wunsche machten, und mußte ich auch da immer hinterher sein. Und so war es auch mit den Brennern.

Die ganze erste Zeit stand ich bis zwölf Uhr nachts und noch länger an dem Ofen, schüttete mit Kohlen und regulierte das Feuer. Da kam einmal einer von den Einkarrern zu mir und steckte mir, daß die Setzer in der Rundkammer die Kanäle versetzt hätten, damit das Feuer nicht durch- und vorwärtskäme. Daß Leute so etwas zu machen fähig wären, daran zweifelte ich nach meinen Erfahrungen nicht, aber ich schenkte dem Manne doch nicht völlig Glauben, weil ich annahm, er wolle sich vielleicht bei mir nur einschmeicheln. Ich sagte also niemandem etwas, auch Schütze nicht, und wartete ab, bis wir mit dem Feuer in die Rundkammer kamen, dann mußte sich ja sofort zeigen, ob der Mann recht hatte. Und der Mann hatte recht. Als wir mit dem Feuer so weit kamen, blieb es stecken; wir konnten nicht vorwärtskommen, und wir blieben mit

 dem Brennen um eine ganze Schicht zurück, trotzdem ich die ganze Nacht mitarbeitete.

Schließlich war es mir aber doch gelungen, eine besser gebrannte Ware herzustellen, als die war, wie ich sie bei meiner Ankunft vorfand. Ich erreichte also, was von einem Fachmann gefordert wird. Und ich nahm nun an, daß ich damit den Chef von meiner Fähigkeit überzeugt hätte, und daß ich somit fester stünde als anfangs.

Der strengste Tag war immer der Freitag, wo die fertigen Ziegeln von den Ziegelmachern übernommen werden mußten. Die wöchentliche Produktion betrug bei schöner Witterung zweihunderttausend Steine. Man mußte von einem Ziegelmacher zum andern, um die fertige Ware nachzuzählen. Spät in der Nacht wurde ich dann gewöhnlich erst mit der Lohnliste fertig.

Drei Wochen waren inzwischen vergangen. Alles ging gut und glatt. Keiner von den beiden Herren machte Ausstellungen, daß ihm das oder jenes nicht recht wäre. Und ich hoffte das Beste!

Eines Tages kam ich ins Kontor. Der alte Herr saß allein drin. Als er mich dann über Verschiedenes im Betriebe ausgefragt hatte, trat er näher zu mir, sein Blick schien mir zwar mitleidig, aber aus seinem Munde kamen Worte, durch die ich so betroffen wurde, daß mir schwindelte. „Hören Sie, Meister! Mit uns beiden wird es wohl doch nicht gehen,“ sagte er langsam, als wäre er doch noch nicht recht schlüssig über das, was er wollte. „Weshalb denn, Herr Schütze? Haben Sie vielleicht an der Ware noch etwas auszusetzen?“ „Das nicht! Aber sehen Sie, Sie sind mit den Leuten zu gut. Und Sie werden auch nicht anders. Denn das liegt offenbar so in Ihrer Natur. Mit diesen Menschen muß man energisch umgehen. Wenn die nicht angeschnauzt werden, da haben sie keinen Respekt und machen was sie wollen.“ „Bitte, Herr Schütze! Nach meiner Ansicht genügt es, wenn man es ihnen ein-, zweimal nachdrücklich sagt. Hört einer dann nicht, so muß man ihn vor die Wahl stellen, entweder die Arbeit zu verlassen oder die Anordnungen zu befolgen.“ „Das zieht nicht. Für so etwas haben die Arbeiter keinen Begriff. Die Leute haben mir selbst gesagt, daß Sie ‚dumm‘ sind. In meinen Augen sind Sie zwar nicht dumm, aber zu gut!“

Der alte Herr hätte aber doch vielleicht noch Nachsicht gehabt

 und hätte mich weiter behalten. Aber mit dem jungen Herrn war
nicht zu reden.

So stand ich wieder draußen, und noch dazu in der Fremde, mit meiner Familie, ohne Arbeit, ohne Geld. Ich und meine Frau, wir weinten wieder einmal wie Kinder. O, hätte ich doch nur so viel Mut gehabt, um uns alle umzubringen! Was sollte man noch da auf der Welt, wenn ein Mißerfolg, ein Unglück nach dem andern einen traf?

Mein Vorgänger war auf diesem Posten ein Jahr lang gewesen, und der Schütze war mit ihm zufrieden, wie er mir selbst gesagt. Er gab aber den Posten trotzdem freiwillig auf, weil ihn die Arbeiter wegen seines energischen Vorgehens schon mehrmals verprügelt hatten, das letztemal gleich so, daß er mehrere Wochen bettlägerig gewesen war. Dieser Meister soll, wie ich später erfuhr, den Posten auch am längsten bekleidet haben von allen, die schon bei Schütze gedient hatten. Und mein Nachfolger hielt dann auch nicht lange aus.

Glücklicherweise fand ich wenigstens gleich wieder andere Arbeit. Natürlich nur wieder als Ziegelarbeiter, in Hockes Ziegelei, ebenfalls hier in Ladowitz, und eine Wohnung / in der Kaserne! Nun fuhr ich wieder wochenlang Ziegel, Ziegel, Ziegel. Aber auch diese Arbeit hing sehr von der Witterung ab. Manche Tage war viel zu tun, dann wieder weniger oder gar nichts. Meine Frau half mir zwar die Karren laden, aber wir verdienten doch wieder nur so viel, daß wir unser Leben nur ganz notdürftig durchschleppten. So schlecht war es, daß wir uns jeden Morgen auf das, was wir tags vorher verdient hatten, Vorschuß holen mußten, weil wir das letzte Geld, das wir noch gehabt, dem Bauer für den abermaligen Umzug hatten geben müssen. Wenn dann der Lohntag kam, kriegte ich nur wenig Geld noch heraus. Und schon Montag oder Dienstag mußte ich von neuem Vorschuß holen. So ging das von einer Woche zu der andern.

Der Hocke hatte in der Ziegelei selbst einen Kaufladen und eine Kantine; aber es wurde niemandem geborgt. Ich hörte aber gleich die ersten Tage von den Arbeitern, daß, wenn jemand, der in der Ziegelei arbeitete, wo andershin einkaufen gehe, er bald hinausflöge.

Es ging uns also herzlich schlecht. Und doch waren wir froh,

289 daß wir hier noch Unterkunft gefunden, und daß wir wenigstens etwas zum Leben hatten. Wie es weiter werden würde, wußte ich freilich nicht, und wo ich mit meiner Familie zum Winter sein würde, auch nicht. Denn in diesem Betriebe schien für mich keine Aussicht auf Winterarbeit zu sein. Übrigens machte ich mir in meiner Mutlosigkeit auch schon gar keine Pläne mehr. Mir war nun alles egal, ganz gleich, was und wie es weiter kommen werde. Ich ging schwermütig, zerstreut und niedergeschlagen umher. Die Arbeit und alles was ich ansah, verdroß mich höchst. Und manchmal, wenn ich mir doch wieder alles überlegte, und mein Gehirn dabei lange genug geplagt hatte, so daß es die Schwäche erfaßte, da griff ich wieder nach dem heilbringenden Helfer: Alkohol, Schnaps! Ach, da zerstreuten sich die sorgenvollen Gedanken, und ich fiel einmal in tiefen Schlaf und war glücklich. Not, nur Not

Meiner Frau Laune war auch nicht besser. Sie machte mir zwar keine Vorwürfe, sie wußte ja, daß ich das Beste für uns alle wollte; aber ich sah es ihr an, daß sie es jetzt bereute, daß sie mich kennen gelernt und sich ins Unglück gestürzt hatte. Dies setzte noch dem Elende die Krone auf. Diese Erkenntnis schmerzte mich am meisten. Meine Erbitterung stieg noch mehr. Wenn sie dann manchmal gar so sehr klagte und jammerte, da wirkte das auf mich, als schüttete sie Öl aufs Feuer; es fiel mir nun alles noch schwerer, ich wurde böswillig und zornig. Das aber machte sie nicht höflicher, und da geschah das, was wir wohl beide nicht wollten, und was unter günstigeren Verhältnissen zwischen uns wohl nie vorgekommen wäre: ich vergriff mich auch an ihr. Eine Verzweiflung sollte eben die andere bändigen.

Eine große Last fiel uns vom Herzen, als ich dann doch noch als Ziegelsetzer in den Ringofen eingestellt wurde und wenigstens eine, wenn auch bitterschwere, so doch sichere Arbeit den ganzen Winter über hatte. Als Setzer hatte ich Tag für Tag gleiche Arbeit und auch den gleichen und festen Verdienst. In den ersten Wochen verdiente ich doch noch zwölf, später zehn und im Winter dann wenigstens sieben oder acht Gulden wöchentlich. Das Setzen und Brennen dauerte diesen ganzen Winter hindurch bis Mitte März, und dann ging schon wieder das Ziegelmachen wenigstens mit der Maschine los.

Denn diese Ziegelei arbeitete auch schon mit Maschinen. Sie ist

Not, nur Not

die größte von allen, in denen ich bis heute gearbeitet habe. Die Produktion soll sieben bis acht Millionen Stück jährlich betragen haben. Außer der Ziegelpresse, mit der täglich bis 32000 Stück gemacht wurden, waren noch über zwanzig Familien bei der Handstrichproduktion tätig. Sie machten das Tausend Ziegel hier gar um siebzig Kreuzer billiger als die Ziegelmacher in Aussig. Trotzdem bekamen sie weder freie Wohnung noch auch frei Gebrenne, wie es sonst überall üblich war. Auch das mußten sie dem Hocke bezahlen. Für die fertige Ware mußten sie von Freitag bis Freitag haften; erst danach wurde sie von jenem übernommen. Inzwischen wurden die Ziegel auf Plätzen unter freiem Himmel geschlagen, und wenn es zum Aufsetzen kam, so wurden sie ebenfalls im Freien in Stöße gesetzt und mit Schindeln abgedeckt. Vor der Übernahme wurde ihnen nicht der geringste, etwa durch Regen entstandene Schaden ersetzt.

Es gehörten zu dieser Ziegelei gegen sechzig Wohnungen, alles natürlich nur einzelne Stuben. Ich wohnte in dem Hause, das gleich gegenüber dem Ringofen stand. Unser bißchen Kram, zwei Betten, ein Schrank, ein Tisch, drei Stühle und eine Ofenbank brachten wir auch hier nur knapp in diese Stube hinein. Die Miete dafür war allerdings nicht hoch, nur einen Gulden und fünfundsechzig Kreuzer in vierzehn Tagen, die uns immer gleich vom Lohne abgezogen wurden. Wer die Stube geweißt und den Ofen repariert haben wollte, der mußte es sich ganz einfach für sein Geld machen lassen. Sämtliche Arbeiter waren Tschechen; nur sechs Mann von ihnen waren Deutsche. Unter ersteren waren viele, die nur einen Tisch, eine Bank und Strohsäcke, je nach der Zahl der Familienglieder, hatten; ja, manche begnügten sich auch nur mit Strohsäcken. Das Leben dieser Menschen glich schon bald dem der Abraumleute, das ich damals als zwölfjähriger Junge in der Abraumkolonie vierzehn Tage lang mit durchmachen mußte. Und also war ich beinahe wieder so tief unten wie damals.

Der Hocke war sogar selbst, wie man wenigstens allgemein hörte, ein ehemaliger Partieführer vom Kohlenabraum. Einige ältere Arbeiter erzählten mir, daß sie mit ihm noch dort zusammen gearbeitet hätten, nachdem er vom Eisenbahnbau weg nach Dux angewandert gekommen. Er hätte sich aber bald emporgearbeitet bis zum Partieführer. Als solcher verdiente er dann wie alle so viel Geld, daß er

diese Ziegelei kaufen konnte. Die Arbeiter nannten ihn nun gnädiger Herr. Und seine Frau und sein Sohn Anton waren nun auch die gnädigen! Gerade die Arbeiter aber, die sich dem Herrn gegenüber am meisten untertänig gebärdeten und ihren Mund immer voll des Wortes gnädig hatten, erzählten dann hinter seinem Rücken die ruchlosesten Sachen von ihm; so, wie er sich hauptsächlich durch die Geschicklichkeit und Schönheit seiner Frau emporgebracht hätte. Die paar Deutschen, die da arbeiteten, muß ich mir dagegen doch loben. Ich sah an ihnen wieder, daß ein Deutscher, und wenn er politisch und sonst auch nicht aufgeklärter wie der Tscheche ist, doch keinen solchen demütigen, sklavischen Charakter besitzt wie wir Tschechen. Nicht ein einziges Mal hörte ich von ihnen gnädiger Herr oder gnädige Frau zu Hockes sagen.

Stolz waren die Hockes trotzdem nicht gerade. Sie behandelten uns Arbeiter nicht grob, aber kurz und gleichgültig. Es herrschte sonst volle Freiheit. Jeder konnte, wenn eine Stelle frei war, anfangen und auch wieder, wenn er wollte, gehen. Es war hier, wie wir sagten, ein reiner Taubenschlag. Auch ob jemand viel fertig brachte oder nicht, war egal; es geschah ja alles in Akkord, und wie viel er eben gemacht hatte, so viel bekam er bezahlt.

Als ich mich einmal gegen einen deutschen Kollegen, Kornhäuser mit Namen, der schon das zweite Jahr hier war, wunderte, wie das hier so zugehe, und was für eine Sorte Menschen sich eigentlich da befinde, lachte er, und gab mir zur Antwort: „Das ist noch gar nichts, mein Lieber, später kommt noch eine ganz andere Sorte, Hausierer, Komödianten und auch Zigeuner, in die Wohnungen! Da wirst du noch mehr erleben!“ Und wirklich! Als das Ziegelmachen, das Hopfenpflücken und die Zuckerrübenkampagne zu Ende war, kamen sie nacheinander angerückt, um die nun leeren Wohnungen zu beziehen. Unter ihnen waren besser und schlecht Gestellte; das unterschied man schon an ihren Wanderwagen. Manche hatten einen größeren mit einer hübschen Plane, die andern nur einen kleinen, mit groben Säcken zugedeckt. Sie besetzten bald alle die Wohnungen, die die Wanderziegelmacher vor kurzem verlassen hatten, um nach Hause zurückzukehren. Dieses neue Wandervolk, mit angeborener Kleptomanie behaftet, lehrte uns, alles hübsch unter Aufsicht zu halten. Für Hocke war Hauptsache, daß sie die

 Miete bezahlten; das übrige rührte ihn nicht. Wie ich hörte, mußten
sie die Miete für die Zeit, die sie dableiben wollten, stets im voraus bezahlen. Ihre Beschäftigung war Handel mit Schnürsenkeln, Knöpfen und ähnlichem, oder sie gingen gar in die Umgebung betteln.

So verbrachten wir wieder einen Winter wenigstens leidlich, wenn auch lange nicht sorgenlos, und keinesfalls eines Kulturmenschen würdig. Geistige Interessen konnte ich schon längst nicht mehr pflegen. Auch geistig fing ich an, zurückzugehen. Indessen, ich brauchte aber doch den Kummer nicht mehr zu haben, meine Familie hungern zu sehen; brauchte nicht mehr verzweifelt zu fragen, was wir morgen zu essen haben würden. Zu Brot, Kartoffeln und Kaffee langte es im schlimmsten Falle doch stets. Kohlen hatten wir hier auch umsonst, denn wir schliefen ja am Kohlenrevier, man brauchte sie also nur aus der Lettenhalde am Kohlenschachte zusammenzulesen und nach Hause tragen. Das besorgte meine Frau treulich. Sie schleppte auf ihrem Rücken den ganzen Kohlenvorrat nach Hause, den wir im Winter zum Kochen und Wärmen brauchten.

Wie dann im Frühjahr das Ziegelmachen abermals losging, stieg auch mein Verdienst wieder höher. Wir Setzer hatten für eine Ringofenkammer je einen Gulden Lohn, und wir machten dreizehn bis vierzehn Kammern wöchentlich. Von sechs bis sechs Uhr abends. Dies neue Jahr aber waren viel weniger Ziegelmacher eingestellt als im vorigen.

Meiner tapferen Frau, die auch wieder gerne mitverdient hätte, fiel es ein, nun auch das Ziegelmachen zu lernen. Sie ließ sich vom jungen Herrn einen Ziegelplan anweisen und fuhrwerkte los. Ich mußte ihr natürlich nach Feierabend den nötigen Lehm zuschicken, weil sie zu dieser Arbeit zu schwach war. Die ersten Tage brachte sie ja nicht viel fertig, zwei- bis dreihundert, und so machte sie auch mir nicht gar viele Mühe. Ihre Leistung stieg aber von Tag zu Tag; sie war schließlich in das Ziegelmachen wie verbissen, und ich kam immer strenger dran. Schließlich machte sie zehn- bis zwölfhundert Stück fertig. Für ein Tausend gab's zwei Gulden und vierzig Kreuzer! Nun mußte ich schon früh um drei oder halb vier Uhr in der Lehmgrube sein, um den Lehm, den ich mir auch noch stets am Abend zuvor wässern mußte, durchzuhacken und auf einen Haufen neben dem Ziegeltisch zu bringen. Dann warf ich, ehe ich

 an meine eigne Arbeit ging, auch noch den Tisch voll fertigen Lehm. Manchmal blieb dann nicht so viel Zeit mehr übrig, um zu frühstücken, wenn die Pfeife vom Wilhelmschachte sechs Uhr pfiff. Wenn dann meine Kollegen schon zu arbeiten anfingen, dann mußte eben schnell das Brot in Bissen geschnitten und während der Arbeit gegessen und dazu der Kaffee schluckweise getrunken werden. Während der zweiten Frühstückspause tischte ich dann auch erst wieder Lehm auf und verzehrte erst danach mein Brot und meinen Kaffee. Und zur Vesperpause ging's wieder so. Abends mußte dann auch noch Lehm von der Wand losgehackt und gewässert werden. Und schließlich mußten auch die abgetrockneten Ziegel vom Platze aufgeräumt und in Stoß gesetzt werden. Es wurde neun und oft zehn Uhr abends, ehe alles in Ordnung war. Ja, auch unsere Kinder, die schon einen Ziegel erschleppen konnten, mußten nun auch beim Aufräumen mit helfen, obwohl ich mir das doch einst verschworen hatte! Sonntags war auch immer zu tun. Nur wenn es regnete, gab es wenigstens für die Ziegelmacher einmal Feiertag. Im Ofen aber arbeiteten wir auch da fort. Und auf diese Weise war es uns schließlich möglich, in den Sommerwochen den Kindern und uns selbst wieder einmal das notwendigste Schuhwerk, Kleidung und Wäsche anzuschaffen. Das Schlechteste war nur immer, daß die Hockes in ihrem Laden alles teurer als andere Kaufleute verkauften und ihre Waren dabei lange nicht so gut waren wie woanders. Man war aber eben gezwungen, bei diesen dreifachen Ausbeutern einzukaufen.

Ungefähr Ende Juli machte die Natur den Ziegelmachern einen bösen Strich durch ihre Rechnung. Eines Mittwochs nachts fing es plötzlich stark an zu regnen, und es regnete bis Freitag vormittag. Es war für uns arme Teufel alle ein verhängnisvoller Regen, weil jeder Ziegel von mindestens fünf Arbeitstagen auf dem Platze liegen oder stehen hatte. Es waren Familien darunter, die, als der Regen begann, zehn- bis fünfzehntausend Stück fertig hatten. Und nun? Nun standen diese Männer, Frauen und Kinder auf allen Lehmwänden umher, einen Sack oder sonst was über den Kopf geworfen, und schauten zu, wie der Regen ihre mehrtägige Arbeit vernichtete. Die noch auf den Plätzen liegenden zerweichte er und die in den Stößen fielen um, wenn die unteren Schichten von dem

 heranschlagenden Regen ganz durchnäßt waren. Die Frauen jammerten und weinten, die Männer fluchten, manche aber spotteten über die Weisheit Gottes und das Glück Hockes. „Der eine vernichtet unsere mühevolle Arbeit, und der andere braucht uns dafür nichts zu geben. So sind wir von allen Seiten geschlagen!" meinte zornig ein Prager Ziegelmacher. Und nach diesem großen Regen wurde das Ziegelmachen gleich ganz eingestellt. Jeder konnte sich nun wieder eine andere Arbeit suchen.

Auch meine Stellung hier schien mir nun für den künftigen Winter unsicher zu sein. Erstens war in diesem Sommer schon infolge der geringeren Anzahl der anwesenden Ziegelmacher weniger fertig geworden, und dann wurde durch den großen Regen das frühe Ende der Saison, die Produktion, um acht Wochen gekürzt. Nach dem Wintervorrat, der dastand, rechnete ich, daß wir höchstens bis zu Weihnachten würden arbeiten können, und daß ich dann auch ohne Arbeit hier läge. Was dann in dieser Wüste tun? In eine Kohlengrube zu gehen, konnte ich meiner schlechten Augen wegen nicht wagen, und Fabriken befanden sich fast keine da. Der gute Rat war wieder einmal teuer.

Nun hatte mein Bruder Albert gerade dies Jahr in der Richterschen Ziegelei in Prödlitz an des Audes Stelle die Ziegelproduktion akkordiert, und als ich ihn damals in meiner Not besuchte und ihm meine unsichere Lage mitteilte, riet er mir, wieder hier eine Wohnung zu mieten; bei ihm hätte ich ja den ganzen Winter über Arbeit. Er meinte, daß die Ofenarbeit sicher bis zu Weihnachten dauern würde, dann wäre noch Ordnung im Betriebe zu machen, und schließlich ließe er mich allein den Ringofen auskarren. Damit aber brächte ich wieder so lange zu, bis das Ziegelmachen von neuem angefangen würde. Sein Vorschlag gefiel mir, ich sah in ihm meine Rettung vor den Nöten des nahenden Winters. Denn im Winter wieder ganz arbeitslos sein und wieder mit der Familie hungern, davor schauderte mir, wenn ich nur von ferne daran dachte. Auch meine Frau, der ich mein Vorhaben dann mitteilte, wendete nichts ein, sie hielt es auch für besser, ehe es zu spät sei, von Ladowitz fortzukommen. So legte ich denn eines Samstags die Arbeit nieder. Der junge Hocke wunderte sich aber doch, daß ich so ohne Ursache die Arbeit aufgäbe.

295 Am zehnten Oktober verließ ich Ladowitz und fing nun wieder in Richters Ziegelei, wieder als Auskarrer, zu arbeiten an. Meine Familie blieb so lange in Ladowitz, bis ich eine passende Wohnung gefunden hätte. Ich selbst wohnte bei meiner Mutter, die auch in der Ziegelei war. Sie kochte da für die Arbeiter und führte die Kantine. Sonst waren die Verhältnisse hier immer noch dieselben, wie ich sie vor zwei Jahren verlassen hatte. Die Arbeiter von Schüttenhofen und auch der Direktor Post waren noch alle da. Der letztere hatte in der letzten Zeit ein Magenleiden bekommen und schlich kränkelnd umher. Not, nur Not

Schließlich fand ich auch noch eine kleine Wohnung in Türmitz, die nur zwei Gulden und fünfzig Kreuzer monatliche Miete kostete. Als wir dann einzogen, brachten wir wieder kaum unsere paar Möbel hinein. Die Decke des Stübchens war noch niedriger als alle früheren, das Häuschen vielleicht schon hundert Jahre alt. Auch seine Fenster waren sehr klein. Unser einziges Fensterchen bot uns die Aussicht in den ein paar Schritte entfernten Friedhof. Es war eine Wohnung für die ärmsten der Armen!

Da kam alsbald ein neuer Schlag und traf uns schwer. Die Krankheit des Direktors verschlimmerte sich nämlich sehr schnell, so daß er schließlich seinen Posten nicht mehr versehen konnte. Er kündigte schon bald nach meinem Antritt, um wieder in seine Heimat zu gehen, wo er seine letzten Tage in Ruhe zubringen wollte. Und eben diese unverhoffte Änderung verdarb uns, mir und meinem Bruder, den uns im voraus gemachten Plan. Denn nun mußte schon bis zum neuen Jahr der Ofen leer und alles übrige in Ordnung sein. Und als dann alles so weit fertig war, und mein Bruder von neuem für das nächste Jahr den Vertrag schließen wollte, kam dieser mit Richter nicht zustande. Nun traf mich doch das, was ich so sehr gefürchtet, und wegen dessen ich von Ladowitz ausriß. Ich stand wieder vor dem verhaßten Gast / der fletschenden Not! Ehe aber die Arbeit zu Ende war, fiel mir die letzte Woche von der oberen Stoßschicht im Ofen auch noch ein Ziegel auf den Fuß, und traf mich so heftig, daß ich am nächsten Morgen am Stocke in die Arbeit gehen mußte. Dort schwoll der Fuß immer mehr an, und ich mußte mich mit Gewalt zwingen, um bis abends auszuhalten. Den folgenden Tag früh konnte ich nicht mehr auf den Fuß auf-

 treten; ich mußte mich krank melden. Ziemlich drei Wochen brachte ich an diesem Unfall zu Hause zu. Meine Frau bemühte sich inzwischen doppelt, etwas zu verdienen. Sie wusch Wäsche, räumte Mistgruben aus, kurz, sie machte alles, was ihr jemand anbot, und was ihr einen Verdienst versprach. Wir waren schon beide so abgehärtet, abgestumpft und verschreckt, daß wir unser Schicksal einfach so hinnahmen, wie es eben kam. Als ich dann wieder gesund war, ging ich wohl sofort wieder Arbeit suchen, aber ich hatte wieder kein Glück, ich kam immer zu spät; es war überall alles besetzt.

Damals schrieb ich eines Tags für meinen Bruder Gottlieb, den Glasmacher, einen Brief wegen einer Glasmacherstelle an die Dresdner Glasfabrik, vormals Siemens. Er hatte zwar die Schule bis zu vierzehn Jahren besuchen können, aber doch viel weniger gelernt wie ich. Bei dieser Gelegenheit frug auch ich an, ob auch für mich etwa dort Arbeit vorhanden wäre. Die Antwort lautete für uns beide günstig. Wir konnten beide kommen.

Meine Frau suchte nun die letzten Kreuzer zusammen, damit ich nach Dresden fahren konnte. Mein Bruder fuhr schon den Tag vorher. Schweren Herzens schied ich von meiner Familie, in dem Bewußtsein, daß ich sie unversorgt, halb hungrig verlassen mußte. Daß ich selbst hungerte, tat mir nicht so weh. Unter dem Gedanken, was sie essen, wie sie leben werden, schritt ich, von meiner Frau begleitet, dem Bahnhofe zu, behielt aber meine sorgenvollen Gedanken bei mir. Ich wollte wenigstens ihr das Leben nicht noch mehr verbittern und schwerer machen. Auf dem Bahnhofe erfuhren wir auch noch, daß mein Reisegeld nicht auslangte. Zum Glück befand sich gerade der gräfliche Obergärtner da, den meine Frau und der sie gut kannte. Sie sprang hin zu ihm und bat ihn, ihr zwanzig Kreuzer zu borgen, was er bereitwilligst auch tat. Dann kam das rasende eiserne Pferd herbei, und wir mußten uns trennen. Sie schluchzte, in ihren Augen standen Tränen, und mich erfaßte innerer Schmerz. Ein heißer Händedruck noch, dann schlüpfte ich in das Coupé, die Maschine fing an zu keuchen, und fort ging es mit mir, dem gesellschaftlich Exulierten, aus dem stiefmütterlichen Vaterlande in die Fremde. Wie mochte aber dem heimkehrenden Weibe zumute sein?

297 Als ich in Dresden ankam und mich in der Glasfabrik dem Inspektor vorstellte, maß er mich mit seinen Blicken von unten bis zum Kopfe und frug mich dann: „Haben Sie schon in einer Glasfabrik gearbeitet?" „Ja, in Aussig." „Was haben Sie dort gemacht?" „Ich bin Kohlenschieber und auch Schürer gewesen!" „Hier wird wohl die Arbeit am Ofen schwerer sein. Getrauen Sie sich, die zu machen?" „Ich werde es wohl aushalten!" „Dann können Sie gleich heute abend um sechs anfangen!" Er gab mir dann noch ein Exemplar des Krankenkassenstatuts und der Arbeitsordnung und redete von siebzehn Mark Lohn und einer wöchentlichen Prämie, mit der ich zusammen neunzehn Mark verdienen sollte. Ich war froh, daß ich Arbeit hatte, war mit allem zufrieden und wendete gar nichts ein. Not, nur Not

Ich kam zum Gaserzeuger einer Glaswanne als Kohlenschieber. Von sechs bis acht Uhr hatte ich schon von einer Lori Kohlen abgeladen und sie an die Schüttkästen des Gaserzeugers geschaufelt. Diese Arbeit war mir nicht fremd. Nach der halbstündigen Pause / ich hatte mein trocknes Brot, das ich noch von zu Hause mitbrachte, seitwärts von meinen Kollegen in einer Ecke verzehrt, um nicht ausgelacht zu werden / wurde ich in den Kanal geführt, wo mir etliche unter der Feuerung noch glühende Schlackenhaufen gezeigt wurden, die ich mit einer Blechkarre hinaus auf die Halde fahren sollte. Die Karre kam mir sehr schwer vor, besonders dann, wenn sie voll war, aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen, legte mich mutig ins Zeug und schob eine volle Karre nach der andern keuchend durch den niedrigen, schmalen und aufsteigenden unterirdischen Gang, auf die draußen liegende Halde. Unterwegs mußte ich öfters absetzen, der Gegenzug trieb mir die aus der Asche steigenden schwefligen Gase ins Gesicht, das Atmen wurde erschwert, und starkes Husten folgte. Schweiß rollte am Körper herunter. Nach jeder Karre, die ich hinausgefahren hatte, spürte ich, wie meine Kräfte abnahmen; es ging immer mühsamer. Zwanzig Karren ungefähr hatte ich hinausgeschafft, dann wurde mir übel und schwindlig, ich blieb immer längere Zeit auf der Karre sitzen, den Kopf auf die Hände stützend. „Na, du fauler Hund! Bist du bald fertig?" schrie mich da einer von meinen Kollegen an, der nachsehen kam, wie weit ich mit meiner Arbeit

 wäre. Er brachte mich mit seinen liebenswürdigen Worten wieder
ein bißchen zu mir. Noch einige Karren fuhr ich hinaus, dann aber konnte ich schlechterdings nicht mehr weiter.

Wie spät es war, wußte ich nicht. Ich rechnete drei Uhr nach Mitternacht. In einem Winkel dieser unterirdischen Höhle sank ich erschöpft nieder. Der Schlaf zog mir die Augen zusammen, und doch schlief ich nicht ganz ein, hunderterlei trübe Gedanken ließen mir keine Ruhe. Ich sann wieder über mein Elend nach. Alle meine Gedanken waren bei der Familie.

Der Inspektor hatte recht gehabt. Die Arbeit hier an dem Ofen war schwerer als in Aussig. Und doch hatte ich in meinem Leben schon noch schwerere Arbeit geleistet, als diese war. Nun aber konnte ich, trotz meines guten Willens, trotzdem mich die Not zwang, meine Pflicht zu tun, nicht mehr. Ich ließ die Arbeit unvollendet liegen. Ich war zu elend, zu ausgehungert und kraftlos geworden.

„Was kauerst du dich hier umher, schau, daß du heimkommst!" brüllte da plötzlich jemand vor mir. Ich erwachte aus meiner Melancholie, guckte auf, es war einer, den ich nicht kannte. „Wie spät ist es?" frug ich ihn schüchtern. „Halb sieben!" Die Nachtschicht war also lange zu Ende.

Langsam kroch ich aus dem Kanale heraus und schleppte mich wie ein Kranker in das Haus Nummer 7 auf der Hohenzollernstraße. Dort haben wir uns, ich und mein Bruder mit seiner Frau, einstweilen bei der Frau Tutschek, deren Sohn auch ein Glasmacher war, aufgehalten, bis mein Bruder eine Wohnung fand. Die Tutscheks kannten wir von Aussig her. Die Frau war auch nicht überflüssig eingerichtet und hatte auch mehrere Kostleute, die je zu zwei in einem Bett schliefen. Ich wälzte mich in einen Winkel in der Kammer, zog mich nicht erst aus, benutzte meinen kurzen Winterrock als Kopfkissen und schlief dann sanft, bis mich die Kälte wieder aus meinem Schlafe aufstörte. Ich zitterte am ganzen Körper und klapperte mit den Zähnen. Zwei Stunden mochte ich aber doch so geschlafen haben.

Nachmittags zog mein Bruder in seine neue Wohnung auf der Zietenstraße, die ihm von der Fabrik aus gemietet wurde. Ich griff beim Umzug mit zu, wo es nötig war. Abends ging ich dann wieder in die Schicht mit dem festen Vorsatz, es noch einmal zu versuchen,

 bei der Arbeit auszuhalten. Denn ich wußte zu gut, daß, wenn ich
diese Arbeit verlöre, ich nicht so gleich andere wieder finden würde, besonders bei der grimmigen Kälte, wo alles eingefroren war. Hätte ich Geld gehabt, da hätte ich mir freilich auch Rat gewußt. Ein halbes Liter Schnaps als Einstand in die Partie, das hätte mich vielleicht noch retten können. Die Kollegen hätten mir dann wohl geholfen beim Aschefahren, oder hätten mich andere Arbeit machen lassen. Ich wußte aus Erfahrung, daß ein neuer immer zur schlechtesten Arbeit hingestellt wird.

Wie ich es voraussetzte, so geschah es auch. Ich mußte wieder in den Kanal hinuntergehen und Asche fahren. Es ging mir wieder so, ja sogar noch schlechter, als in der vorigen Nacht. Meine Kräfte ließen schnell immer mehr nach, bis ich in der Mitternachtspause wieder todmüde sitzen blieb. Meine Arbeitskollegen schimpften, höhnten und spotteten über mich. „Du bist ein Scheißkerl!" lachte einer. „Ach, ein fauler Hund ist es, er will nicht arbeiten!" sagte ein zweiter zornig. „Ja, ja, mein Lieber! Hier kriegt man das Geld nicht umsonst! Da heißt es schuften!" meinte der dritte mit schadenfroher Miene. Ich zog mich an und ging wieder nach Hause.

Früh um sechs Uhr war ich schon wieder in der Hütte und bat den Inspektor um andere Arbeit, aber umsonst. „Andere Arbeit habe ich keine, wenn Sie nicht am Ofen bleiben wollen!" sagte er lakonisch und ging wieder weiter, mich stehen lassend. Geld bekam ich für das, was ich gemacht hatte, keins.

Ich ging dann noch acht Tage lang in Dresden und Umgebung umher, suchte sämtliche Steinbrüche, Ziegeleien und auch viele Fabriken auf. Mein Bruder hatte mit mir Mitleid und gewährte mir während dieser Zeit die Kost, weil ich selbst kein Geld hatte. Dabei nahm ich freilich peinlich Rücksicht auf seinen Geiz, und schränkte meinen Magen soviel wie möglich ein. Ich war zufrieden, wenn ich früh Kaffee und trocknes Brot zu essen hatte und mir eine Schnitte, mit Salz bestreut, auf die Arbeitsuche mitnehmen konnte, und wenn ich abends zurückkehrte, machte ich wieder keine andern Ansprüche wie des Morgens. Aber mein Umherrennen zählte nichts. Überall, wo ich wegen Arbeit anfragte, hieß es: „Besetzt!" oder „Später!" In Königsbrück sollte, wie ich erfahren hatte, Arbeit an der Eisenbahn sein. Es war mir aber zu Fuß zu weit.

Nach einer Glasmacherversammlung, die am Sonntag stattfand, und die ich besuchte, traf ich einige mir bekannte Glasmacher, die mir, nachdem ich ihnen meine Lage schilderte, eine Unterstützung von einer Mark und siebzig Pfennigen zusammensteuerten. Ich fuhr gleich den nächsten Tag nach Königsbrück. Auch diesen Weg mit seinen Auslagen machte ich umsonst. „Bis später!" sagte mir der Schachtmeister. Dann erst entschloß ich mich, nach Hause zurückzukehren. Meine Frau hatte mir während der Zeit schon zweimal geschrieben; sie wurde ängstlich, daß mir etwas zugestoßen sein könnte, weil ich selbst gar nichts von mir hören ließ. Was sollte ich aber schreiben? Etwa mein Elend berichten und sie in noch größere Verzweiflung treiben? Ich schrieb lieber gar nicht.

Nächsten Tag früh machte ich mich marschfertig. Bevor ich von der Schwägerin und meinem Bruder Abschied nahm, bat ich ihn, mir noch dreißig Pfennige zu borgen; ich hatte selbst nur noch etwa zwanzig. „Hm, kannst ja unterwegs fechten gehen!" antwortete er mir trocken.

Von Leid ergriffen trat ich den langen Weg an. Um sechs Uhr war ich schon am Hauptbahnhofe und wollte denselben Tag am Abend nach Hause kommen. Es ist dann ein schöner sonniger Tag geworden. Die Kälte hatte nachgelassen, und es strich ein so warmes Lüftchen, daß ich sogar meinen Winterrock ausziehen mußte. Auf dem Wege nach Pirna versuchte ich es noch immer wieder, wenn ich eine Fabrik sah, ob ich nicht Arbeit bekommen möchte, und ging dann nach dem Worte: „Besetzt!" wieder weiter.

Als ich nach Pirna kam, war's Mittag. Ich ging nach Copitz in die Steinbrüche, nirgends nichts! Von Pirna wollte ich nach Berggießhübel, verfehlte aber den Weg und ging nach Nauendorf. Wie ich dorthin kam, wurde ich erst meinen Irrtum gewahr. Was sollte ich aber machen? Dieser Weg war bis nach Peterswalde mindestens um zwei Stunden länger als der, den ich erst gehen wollte. Eine Stunde Weges umzukehren, dazu hatte ich aber auch keine Lust. „Bitte, wie weit habe ich noch bis nach Peterswald?" frug ich einen alten Mann. „Vier Stunden!" Und drei Uhr nachmittags war es schon. Von Peterswald rechnete man bis nach Türmitz auch noch fünf Stunden. Ein schöner Trost! Ich gab aber die Hoffnung noch nicht auf und streckte meine Beine noch ein bißchen schneller,

um mein Ziel doch noch zu erreichen. Nachdem ich wieder ungefähr eine Stunde gegangen, frug ich wieder so wie den Alten, diesmal einen Kutscher. „Vier Stunden noch!"

Meine Beine versagten, ich ging anstatt schneller, immer langsamer. Die Straße wandte sich nach allen Seiten, durch ein Tal der viel besungenen Sächsischen Schweiz; hüben und drüben war Wald. Es schien mir wie eine Ewigkeit, ehe ich wieder ein Dörflein zu sehen bekam. Durst und Hunger stellten sich ein, und in der Tasche stak nur noch ein Groschen. Es war schon finster, als ich das nächste Dorf erreichte. Ich war nun sehr müde, aber ich hielt noch immer fest an meinem Entschlusse, bis nach Hause zu gehen. Denn das Geld reichte ja nicht zugleich zum Essen und Nachtquartier. „Bitte, wie heißt dieser Ort?" frug ich eine Frau, die mir gerade mit zwei Wasserkannen in den Händen entgegenkam. „Langhennersdorf!" „Und wie spät wird es nun sein?" „Sieben!" „Wie weit ist es noch bis nach Peterswald?" „Eine gute Stunde!"

Sechs Stunden Wegs noch. So müde und erschöpft. Mein Entschluß fing an zu schwanken. Während ich durch das Dorf weiter zottelte, überlegte ich, ob es nicht doch besser wäre, hier zu übernachten. Weitergehen, da fürchtete ich, daß ich mich vielleicht dann irgendwo vor Müdigkeit hinsetzen würde und erfrieren könnte. Es lag mir selbst ja nicht das Geringste mehr an meinem Leben; aber ich dachte an die andern. Sie hatten es zwar während meines Lebens noch nie gut; wenn ich aber wegfiele, könnten sie es noch schlechter haben, prophezeite ich im Geiste.

Ziemlich am Ende des Dorfes gelangte ich zu einem Gasthause. „Richters Gasthaus" hieß es. Eine lange Weile stand ich vor dem Hause und wußte nicht, was ich machen solle, übernachten oder weitergehen. Schließlich entschloß ich mich für das erstere. Ich trat in die Gaststube ein, in der sich nur einige Gäste befanden. Eine Frau in mittleren Jahren kam mir entgegen und frug mich, was ich wünsche. Ich bat sie um Nachtquartier, erzählte ihr kurz, von wo ich komme, wohin ich gehe, daß ich vor Müdigkeit nicht mehr weiter könne und auch kein Geld hätte. „Mir ist es egal, und wenn ich im Stalle schlafen muß!" bemerkte ich dann noch. „Na, da setzen Sie sich nieder!" antwortete sie höflich. Ich setzte mich unweit der Türe hinter einen Tisch, guckte und horchte den Gästen zu. Nach

 ungefähr einer halben Stunde brachte mir die Gastwirtin ein Glas Bier, ein Stückchen Wurst und Brot. „Bitte, Frau! Ich habe kein Geld und kann es nicht bezahlen," entschuldigte ich mich. „Das macht nichts! Immer essen Sie!" sagte sie lächelnd. In meinem Magen hätten mindestens zwei solche Portionen Platz gehabt, ich gab mich aber auch mit dem Wenigen zufrieden und freute mich über die Gastfreundschaft der Leute im Erzgebirge.

Nach einer langen Weile kam die Frau wieder zu mir und hieß mich schlafen gehen. „Sie sind doch rein?" frug sie mich noch, als ich schon zum Gehen bereit dastand. „Bitte, Frau, ganz rein!" „Nu, dann geb ich Ihnen ein Bett." Sie meinte nämlich, ob ich keinen Gottessegen, Läuse, hätte. Sie führte mich dann hinauf in ein kleines Zimmer, in dem zwei Betten standen, in denen sich's herrlicher lag und schlief, wie in meinem zu Hause.

Als ich früh aufstand, konnte ich mich vor Schmerzen kaum auf die Beine stellen. Wie ich doch mühsam über die Treppen hinuntergekrochen war und in das Schankzimmer kam, langte mir die Wirtin mein Arbeitsbuch hin mit den Worten: „Warten Sie, ich geb Ihnen noch ein bißchen Kaffee!" Sie brachte mir ein Töpfchen voll, mit zwei Brötchen. Ich bedankte mich vielmals und ging dann, als ich es verzehrt hatte, weiter.

Ich ließ mir nun Zeit, denn das Elend zu Hause lockte mich wenig. In Peterswalde, ungefähr im halben Dorfe, traf ich auf zwei Straßen, die eine ging geradeaus und die andere nach links, den Berg hinauf. Ich war im Zweifel, welche von ihnen nach Aussig führte, sah aber auch niemand, den ich hätte fragen können. Plötzlich kam aus dem rechts an der Straße stehenden Hause ein altes Mütterchen herausgesprungen, wie ein junges Mädchen. Ich frug sie. „Geradeaus! Aber, he, wollen Sie nicht erst ein bißchen Kaffee trinken?" „Bitte, mit Freuden!" In diesem Hause mußte eine Hochzeit oder Taufe gewesen sein, weil alles glitzerte und weiß gedeckt war. Ich sah aber niemand weiter wie die alte Frau. Und sie stellte mir ein Töpfchen Kaffee hin und legte dazu einen halben Kuchen. Ich machte mich gleich darüber, wie ein hungriger Wolf über seine Beute. Der Hunger war dann größtenteils auch gestillt.

Ich kam erst gegen Abend nach Hause. Meine Frau war gerade nicht anwesend, kam aber bald. Wie sie mich erblickte, schlug sie

 die Hände zusammen und weinte, wie abgehärmt und abgemagert ich aussehe. Dasselbe hätte auch ich über sie tun können, denn sie sah um nichts besser wie ich aus. Sie hatte schwere Tage durchgemacht, sich ja allein während der Zeit, wo ich fort war, mit den Kindern durchschlagen müssen. Und sie erzählte mir, wie sie in ihrer größten Not, als sie sich keinen andern Rat mehr wußte, zu meinem Vater gegangen wäre, ihn gebeten hätte, ihr auszuhelfen, aber sein Herz hatte sich nicht erweichen lassen, er gab nichts her. „Ja, Sie müssen sich halt kümmern! Ich hab nichts," so tröstete er sie in ihrer verzweifelten Lage. Sie kannte eben sein Herz noch nicht. Ihr eigner Vater, der selbst nicht viel verdiente, weil er fast nur Flickarbeit zu machen hatte, und nur selten etwas Neues, konnte ihr ebenfalls nur mit Wenigem helfen. Er tat aber doch so viel wie er konnte.

Wechselnde Schicksale

Nun ging ich wieder einige Tage lang daheim Arbeit suchen. Mein Vorsatz ging schon nicht mehr höher, als irgendwo als Ziegelmacher unterzukommen. Aber ich fand nichts Passendes frei. Schließlich kam ich in Sykoras Ziegelei in Aussig als Einkarrer an. Dort wurde noch der Vorrat von vorigem Sommer eingefahren und gebrannt. Der Meister wollte bis zur neuen Ziegelkampagne damit fertig werden und nahm mich deshalb auf. Es waren noch kurze Tage, und wir verdienten nicht viel, höchstens einen Gulden und dreißig Kreuzer täglich. Ich war aber herzensfroh, daß ich wenigstens so viel hatte.

Eines Abends, kurz nachdem ich beim Sykora angefangen hatte, brachte mir mein Bruder Albert die Nachricht, daß ein Bauer Goltsch in Kosten, ungefähr zehn Minuten von Türmitz entfernt, in seiner Ziegelei einen Ziegelbrenner brauche, und riet mir, zu dem Bauer hinzugehen und mich um diesen Posten zu bewerben; er hätte schon mit dessen Sohne Karl darüber gesprochen. Ich

zögerte. Die Ziegeleiarbeiten kannte ich wohl, da war mir nicht
ängstlich davor, aber ich besaß kein Zeugnis als Ziegelbrenner, das, wie ich voraussetzte, von mir verlangt werden würde. Auch verlangte man gewöhnlich von den Brennern / denn das war schon mehr ein Meisterposten / eine Geldkaution, je nach dem, wie groß der Betrieb war.

Schließlich entschloß ich mich doch, um den Posten anzufragen, besichtigte mir aber erst die Ziegelei. Es sah nicht gar sehr lockend drin aus. Sie war sehr ungeschickt angelegt, und es konnten nur zwei Parteien dort Ziegel machen. Viel versprach ich mir also da nicht, wenn mich auch der Bauer annähme. Alles war sehr primitiv, auch der Brennofen; er war noch so, wie ihn unsere Vorfahren schon vor Jahrhunderten benutzten, ein Feldofen! Ich ging aber doch aufs Geratewohl zu Goltsch hin.

Der erste Gang war erfolglos. Ich traf den alten, dicken Mann allein an; er sagte mir nicht zu und auch nicht ab, bestellte mich aber für den nächsten Sonntag nachmittag, wenn seine Söhne zu Hause wären, noch einmal zu kommen. Es mußte schon, wie es in den meisten Bauernfamilien Sitte ist, wenn etwas beschlossen oder unternommen werden soll, die ganze Familie anwesend sein. Nach einem Zeugnisse oder einer Kaution frug er mich nicht. Er kannte auch gut meine Frau und ihren Vater, und dies schien mir, daß es ein bißchen ziehen würde.

Wie gesagt, ich versprach mir von diesem Posten nicht viel, aber ich dachte, daß, wenn ich ihn einmal selbständig ausübte, ich dann ein Zeugnis als Brenner erhalten und daraufhin einen besseren Posten anderswo bekommen könnte. Unter diesem Bestreben und in dieser Hoffnung wollte ich zugreifen.

Als ich dann Sonntags mit meiner Frau hinkam, war der ganze Familienrat beisammen. Der Alte hielt sich anfangs darüber auf, daß ich schon so oft gewechselt hätte, und meinte, daß ich vielleicht bei ihm auch nicht lange bleiben würde. Ich setzte ihm auseinander, daß jemand, der in verschiedenen Betrieben gearbeitet hätte, mehr Praxis besitzen müßte, als derjenige, der immer auf einem Orte säße. Schließlich kamen wir nach langem Beraten doch überein. Die Söhne stimmten meiner Aufnahme zu, die Frau Goltsch, die unterdessen mit meiner Frau auf dem Sofa geplaudert hatte, nickte auch

305 dazu, und der Alte gab dann das Siegel, sein Ja-Wort darauf. Einen schriftlichen Vertrag machten wir nicht. Alles wurde nach der traditionellen bäuerlichen Sitte mündlich abgemacht, wir waren beiderseits so damit einverstanden und vertrauten einander. Als alles abgemacht war, folgte der Handschlag, wobei der Alte treuherzig bemerkte: „Der liebe Gott ist Zeuge!"

Wir hatten vereinbart, daß ich fünf Gulden und achtzig Kreuzer für das Tausend Ziegel bekäme, die für diesen Lohn gemacht, gebrannt und bis auf den Wagen geladen werden mußten. Dann erhielt ich noch die Wohnung, aus zwei Stuben bestehend, und das Gebrenne frei. Den durch Witterung oder beim Brennen im Ofen entstandenen Schaden hatte ich zu tragen, weil ich nur gute, verkaufbare Ziegel bezahlt bekommen sollte. Das war überall so üblich, und es ließ sich nichts dagegen machen. Die jährliche Produktion waren höchstens hundertundfünfzig Tausend. Dieses Quantum schien mir zwar niedrig, doch aber sah ich voraus, daß ich diese Arbeit mit meiner Familie nicht allein bestreiten könne, und eine Ziegelmacherpartei aufnehmen müsse, die dann drei Gulden per Tausend erhielt, die der Herr vorschoß und mir dann abzog, wenn wir Rechnung machten, so daß mir dann für diese nur noch der Brennerlohn von zwei Gulden achtzig Kreuzer übrig blieb.

Wir zogen noch Mitte März ein. Das Häuschen stand gleich an der Straße, die von Türmitz nach Kosten führt. Ringsumher waren Felder, Wiesen und Wald, die Aussicht war sehr schön. Die erste Zeit war mir das einsame Leben unangenehm; man hörte nur das Bellen der Hunde oder Krähen der Hähne aus den umliegenden Dörfern; sonst sah und hörte man von dem Leben der Menschen nichts. In den Abendstunden herrschte eine Grabesstille, wie sie sich nur ein studierender Philosoph wünschen konnte. Erst dann, als der Ziegelmacher Hunek einzog, konnte ich mich wenigstens mit diesem ein bißchen unterhalten. Er konnte aber weder Lesen noch Schreiben, hatte jedoch ein sehr gutes Gedächtnis; er merkte sich alles sehr genau, was er irgendwo hörte, und erzählte es wieder. Er sprach mit Vorliebe von Gesetzen; doch war es ihm ganz gleich, mit welchem Paragraphen er sein eingebildetes Recht motivierte.

Gleich nach unserem Umzuge erkrankte mein Schwiegervater, und unsere Pflicht gebot es uns, den alten Mann nicht sich allein zu

überlassen. Wir nahmen ihn zu uns mitsamt seinen Möbeln, die schon sehr alt waren. Die alte Hovemaschine hatte auch nur einen geringen Wert. Der Doktor konstatierte Magenverhärtung und gab jede Hoffnung auf. Der Kranke wünschte deshalb eine geistliche Schwester aus dem Kloster, und seinem Wunsche wurde entsprochen. Er wurde dann auch gleich von einem Geistlichen mit dem Sakrament versehen. Die Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die Schwestern wechselten einander ab und beteten Tag und Nacht für die Seele, die aus ihrem zweiundsechzigjährigen Kerker zu entfliehen drohte. Nach einigen Tagen gehörte er unter die Toten. Uns entstanden damit neue Sorgen. Wir sollten ihn begraben lassen und hatten kein Geld. Wir schrieben an die Zuständigkeitsgemeinde des Vaters und an seine Verwandten um eine Unterstützung, und blieben einstweilen die Begräbniskosten schuldig. Erst als dann sechs Gulden von der Gemeinde und fünf von den Verwandten kamen, deckten wir die Schuld. Pfarrer Bertig verlangte diesmal ausnahmsweise für seine Mühe nichts. So wurde der einst große Schneidermeister, dessen Handwerksboden immer mehr verrostet, und der bis zum Flickschneider gesunken war, begraben.

Die letzte Woche vor den Osterfeiertagen hörte ich beim Sykora auf zu arbeiten und blieb zu Hause, schickte aber alles zu, damit wir nach den Feiertagen mit dem Ziegelmachen gleich beginnen könnten.

Meine Frau lernte noch schnell das Dachziegelmachen, zu denen ich ihr wie wieder immer früh den nötigen Lehm fertig machte. Ich selbst machte nachher Mauerziegel. Wie dann im Mai mein ältester Sohn Heinrich aus der Schule entlassen wurde, machte er, genau also wie einst ich bei meinem Vater, die Ziegel, und ich machte nur noch ihm und meiner Frau den Lehm zurecht. Die Tage wurden dann immer länger und mit ihnen auch unsere Arbeitszeit. Als dann trockne Ziegel vorhanden waren, wuchs mir noch eine dritte Arbeit heran, das Einfahren derselben in den Ofen, Brennen und Ausfahren. So ein Brand Ziegel dauerte gewöhnlich vier Wochen. Es gingen in den Ofen zwanzigtausend Ziegel hinein. Brennerlohn konnte ich mir wöchentlich höchstens sieben Gulden geben lassen, wenn er nach meiner Rechnung bis zum Frühjahr des nächsten Jahres reichen sollte. Es mußte also durch das Mauer- und Dach-

 ziegelmachen etwas dazuverdient werden. Es mußte daher alles, was einen Ziegel schleppen konnte, mit zugreifen. Meine Frau / es gingen nun schon vier von unsern Kindern in die Schule / mußte meistens ihre Wäsche abends waschen. Wenn ich Mittel- und Großfeuer im Ofen hatte, das gewöhnlich sechzig Stunden dauerte, da mußte sie mich auch noch alle vierundzwanzig Stunden auf einige Stunden ablösen und selbst das Feuer halten, damit ich wenigstens ein bißchen schlafen konnte, um dann wieder bis nächsten Morgen weiterfeuern zu können.

Das Ziegelbrennen geriet mir bei jedem Brande immer besser, so daß der Goltsch mit mir ganz zufrieden war, besonders da er sah, daß ich auch die Ziegelmacherei anders eingerichtet hatte, wobei wir und er vorteilhafter wegkamen. Die obere Schicht der Lehmwand, über einen Meter hoch, bestand nämlich aus schwarzem, ganz magerem Erdboden, unter der wieder eine ebenso hohe Schicht sehr fetten Lehmes stand. Der Goltsch ließ bisher immer die obere Schicht abgraben und wegfahren. Ich mischte aber die obere Schicht mit der unteren zusammen und die Ziegel waren gut. Dies hatte er und sein früherer Brenner, mit dem er dreizehn Jahre hantierte, nicht gesehen.

In geschäftlicher Hinsicht war der Alte sehr konservativen Geistes, so wie es eben sehr viele aus dem Bauernstande sind. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich da mit einem Bauerngeist zu tun, kann aber schon danach sagen, daß wohl mit niemandem so schwer zu hantieren ist, wie mit einem tschechischen Bauern. Ein kaufmännisch halbwegs gebildeter Mann weiß, daß er in einem Betrieb erst konstantes Kapital anlegen muß, wenn er aus ihm dann Nutzen ziehen will. Ein Bauer will aber gewöhnlich schlauer sein, er möchte in den Betrieb nichts hineinstecken, aber viel Nutzen daraus ziehen. Für eine Betriebsänderung und -neuerung ist er schwer zu haben, und wenn sie nur eine Bagatelle erfordert. Er verhält sich zu allem Neuen mißtrauisch. Der Goltsch hätte stets gern viel Ziegel fertig gehabt. Wenn ich aber Samstags nach dem Gelde kam, waren ihm dreißig Gulden für uns alle stets zu viel. Auch das Inventar hätte mögen ewig halten. Wenn etwas gebraucht wurde, war nichts zu bekommen. Einmal brauchte ich sehr notwendig eine Lehmkarre; vier Wochen vergingen, sie war noch

nicht da; ich nagelte mir schließlich selbst eine zusammen und schaffte sie in die Schmiede nach Türmitz zum Beschlagen. Der Schmied wollte sie aber nicht machen, weil der Goltsch keine Ordnung im Zahlen halte. „Ihr Leute müßt reich werden!" uzte er mich oft, wenn ich Geld holte. „Herr Goltsch!" sagte ich da einmal zu ihm, „Sie werden wohl schon über sechzig Jahre alt sein, aber ich glaube, daß Sie nicht wissen, wie viel eine Familie Geld zum Leben braucht, trotzdem Sie auch mehrere Kinder großgezogen haben. Sie bauen sich ja die Hauptnahrungsmittel selbst an, und holen nur Kleinigkeiten im Laden. Wieviel das an barem Gelde ausmacht, was Sie die Woche über brauchen, wissen Sie gewiß nicht!" Er schwieg.

Wir hatten den Sommer tüchtig zu würgen. Es mußte doch bis zum Winter jedem wieder etwas auf den Leib geschafft werden, und dann wollten wir auch die vierzig Gulden Winterschuld bei dem Kaufmann Jahnel in Türmitz abzahlen. Bis zum Schluß des Ziegelmachens waren zusammen einmalhundert und fünfundvierzig Tausend fertig. Der Hunek hatte achtundsechzig Tausend gemacht, das übrige fiel auf uns.

Ich ging dann in die Türmitzer Zuckerfabrik arbeiten und ließ den soeben abgebrannten Ofen voll, sowie auch noch den Vorrat, von dem ich noch zwei Brände rechnete, stehen; ich wollte sie erst nach der Zuckerkampagne brennen. In der Fabrik arbeitete ich im Zuckermagazin, in dem die Arbeit auch im Akkord gemacht wurde. Wir waren da eine Partie von acht Mann. Für uns war aber nur ruckweise zu tun: Zucker durchwerfen, dann auf einen Haufen schaufeln und dann wieder den Haufen mit Schaufeln umwerfen und mischen; dann erst konnte er eingesackt und transportiert werden. Diese Arbeit machte für uns acht Mann wöchentlich gewöhnlich fünfunddreißig Gulden aus, was natürlich für uns zu wenig war; deshalb mußten wir noch andere Arbeit auf dem Gutshofe und am Kalkofen machen, damit doch wenigstens ein etwas höherer Lohn herauskam. Auf dem „Hofe" gab's bei dem christlichsozialen Grafen Sylva Tarvuca nur neunzig Kreuzer den Tag. Aber wir verdienten auf diese Weise doch im Durchschnitt elf Gulden wöchentlich. Die Mehrzahl der Arbeiter in diesem Betriebe waren Tschechen, Ziegelmacher aus der Umgebung. Ich staunte damals,

 wie die Zuckerproduktivität während der siebzehn Jahre, wo ich in so einer Fabrik keine Gelegenheit zu arbeiten hatte, durch den technischen Fortschritt gestiegen war. Ein Quantum von Zuckerrüben, das früher eine Zeit von fünf bis sechs Monaten zur Bearbeitung erforderte, wurde nun in acht bis elf Wochen verarbeitet.

Früher waren die Zuckerfabriken, die sich meistens auf dem Lande befinden, für die Landarbeiter den ganzen Winter über der Halt; nun aber, wo die Kampagne schon vor Weihnachten endete, wurden sie in der schlimmsten Winterzeit vor das Tor gesetzt. Kein Wunder, wenn die armen Teufel vor diesem sie alle Jahre bedrohenden Elend ausreißen und sich in die industriellen Orte drängen. Die Agrarier ärgern sich darüber, nehmen ihnen das Auswandern schwer übel, und vergießen Krokodiltränen über „ihre" Arbeiternot.

In dem Magazinier Hübler fand ich einen Freund der Literatur und einen eifrigen Leser, besonders wissenschaftlicher Bücher, was mich sehr freute. Er las zwar nur in der tschechischen Sprache, aber er besaß für seine Verhältnisse eine schöne Bibliothek, in der auch Ottos Lexikon von achtzehn Bänden glänzte. Das politische Leben beurteilte er trotzdem durch die jungtschechische Brille. Die technischen Beamten, Direktor und zwei Adjunkten, waren verbissene Jungtschechen. Sie ließen mir später, trotzdem ich mit ihnen sehr wenig zu tun hatte, diese ihre Gesinnung auch empfindlich fühlen.

Drei Wochen vor Weihnachten war die Kampagne zu Ende. Ich blieb aber noch in der Fabrik und arbeitete für neunzig Kreuzer täglich bis Mitte Januar, damit ich von dem Gelde, das ich noch bei dem Goltsch stehen hatte, nicht so viel holen mußte. Dann blieb ich wieder zu Hause und machte meine Arbeit weiter, bei der ich mich sogar noch ein bißchen ausruhen konnte, weil mich nichts trieb.

In diesem Winter habe ich außer kleineren Werken auch eine Geschichte der Religionen gelesen und studiert. Dabei habe ich auch noch die Weltgeschichte von Vogt, die sechs Bände umfaßte, heftweise bezogen und natürlich auch gelesen. So vertrieb ich mir immer meine freie Zeit. Denn Kartenspiel, das mich ins Gasthaus gelockt hätte, kannte ich nicht. Von sämtlichen Wissenschaften war ich für die Volkswirtschaftslehre und die Geschichte am meisten eingenommen, obwohl ich alles las, was mir zugänglich war, wenn ich nur

freie Zeit dazu hatte. Am schwersten kam mir immer Astronomie und Mathematik an.

Auch hielt ich diesen Winter wieder etliche Vorträge in dem Verein Svornost in Türmitz und in der Jednota in Schönpriesen. Bei der Wahlkampagne, nach der Auflösung des Reichstages, beriefen mich auch die Aussiger Genossen einmal, in einer Wählerversammlung in Bodenbach zu sprechen, was ich natürlich gerne tat. Aber sonst sah ich dem Parteileben von der Ferne aus meiner Ziegelbude am Waldrande zu und freute mich jedes Fortschrittes der Arbeiterbewegung. Es waren frische Kräfte gekommen, die die Trümmer der früheren Bewegung wieder zusammensuchten und die Arbeitermassen aus ihrem Indifferentismus rüttelten. Sie gründeten ein neues Wochenblatt „Volksrecht", das bald zweimal wöchentlich erschien. Die politische Organisation wurde immer stärker. An Stelle der Bildungsvereine entstanden Fachvereine. Die leere, oberflächliche Schwärmerei der Arbeiter trat immer mehr in Hintergrund; sie zeigten sich selbstbewußter und wandten sich immer mehr der praktischen Tätigkeit zu. So sehr mich das alles aber zu sehen freute, so wenig reizte es mich doch, mich wieder irgendwie vorzudrängen, wie früher. Der Ehrgeiz, der mich früher in die vorderen Reihen trieb, war nun gebrochen.

Die Zeit, wo das Ziegelmacherleben wieder beginnen sollte, rückte immer näher, und die Bücher mußten wieder auf viele Monate ins Dunkle. Ich war bald mit meinem noch rückständigen Brennen fertig und rechnete dann mit Goltsch ab. Dreizehntausend Ziegel fehlten dabei; sie waren durch die Witterung draußen und durch das Feuer im Ofen zugrunde gegangen. Wären die Feuerröhren mit Schamotteziegeln gewölbt gewesen, da wäre der Schaden nur ein geringer gewesen; dazu ließ sich aber der Goltsch nicht bewegen. Ich hatte einen Schaden von fünfundsiebzig Gulden. Den Goltsch kümmerte das wenig.

Der Ziegelmacher Hunek zog damals fort, und auf seine Stelle kam ein anderer namens Svoboda, der auch ein Genosse war, und mehr Ziegel wie der Hunek machte. Die Sommermonate des Jahres vergingen einer nach dem andern, ziemlich unter denselben Verhältnissen wie im vorigen Jahre, ohne besondere Vorfälle.

Im Monat August erfuhr ich, daß durch plötzlichen Todesfall des

Ziegelbrenners Havlas eine Stelle in Königs Ziegelei in Karbitz frei geworden sei. Sie lag nur eine Stunde Weges von uns entfernt. Als ich es meiner Frau erzählte, riet sie mir, mich um diesen Posten zu bewerben; ich wollte aber nicht. Sie meinte aber, daß wenn ich nicht zu König ginge, sie selbst es tun würde. Sie führte wirklich auch ihren Willen dem nächsten Tag aus. Und gleich nachher kam der König mit dem Baumeister Berndt von Türmitz zu mir in die Ziegelei und betrachteten sich die am Platze stehenden gebrannten Ziegel. Der Berndt lobte ihre Farbe, ihren Glanz und ihre Form. Der König zeigte sich vollkommen zufrieden und war zu mir höchst freundlich. Er bot mir dann auch den Posten selbst an und äußerte seinen Wunsch, daß ich ihn sobald als möglich antreten möchte, da er noch ungefähr sechs Brände grüner Ziegel stehen hätte. Ich erwiderte, daß ich von hier nicht so schnell fort könne, da ich erst kündigen und Ordnung machen müßte. Und daß ich mir dann auch erst seine Ziegelei anschauen wolle.

Bei der Besichtigung machte sein Betrieb auf mich keinen freudigen Eindruck. Die Schippen standen da, aus verschiedenen Stücken Holz zusammengenagelt und ungeschickt gemacht. Im Lehme befanden sich massenhaft Kalksteine, wie Nüsse groß, die jeden Ziegel, nachdem er gebrannt war und an die feuchte Luft kam, zertrieben. Ich konnte also noch auf größeren Schaden hoffen, wie bei Goltsch. Brennöfen standen zwei da, die aber waren beide in gutem Zustande. Die Ziegelei lag einsam im Felde, nahe dem Petrischachte, zwischen Karbitz und Herbitz. Ich ging dann noch zu König, um seine Bedingungen zu hören. Er zahlte nur fünf Gulden und fünfzig Kreuzer per Tausend. Es konnten aber jährlich mindestens dreimal hunderttausend Ziegel gemacht werden. Dazu sollte ich die Wohnung, Gebrenne und ein Stückchen Feld zum Kartoffellegen frei bekommen. Nach alledem konnte ich rechnen, daß ich einen höheren und ganzjährigen Verdienst haben würde und mich um keine andere Arbeit kümmern müßte, was mir natürlich gefiel. Aber eins paßte mir an den Königs nicht, sie kamen mir nämlich heimtückisch vor. Ihre mißtrauischen Reden gegen die Ziegelmacher und ihre Aufforderung an mich, mit den Leuten keine gemeinschaftliche Sache zu machen, machten auf mich keinen guten Eindruck. Ich ging unentschlossen von König nach Hause, wollte mich noch einmal mit

meiner Frau beraten und versprach, den nächsten Sonntag wiederzukommen. Es tat mir auch um den Posten bei Goltsch leid; denn ich fühlte mich da, als wenn es mein Eigentum wäre. Niemand mischte sich in mein Fach, ich richtete die Arbeit so ein, wie ich es für gut befand. Das entsprach meinen Wünschen. Und das überwog bei mir die Unzufriedenheit in anderer Hinsicht.

Meine Frau trieb aber meine trübe Gedanken auseinander. Sie fuhr ihr schwerstes Geschütz, ihre Haushaltsrechnung, auf und meinte, ich sollte es doch selbst einmal versuchen, mit sieben Gulden wöchentlich bei acht Personen zu wirtschaften, und schalt mich töricht, daß ich so einen Posten, wo ich mir jede Woche zwölf Gulden holen könnte und ganzjährige Arbeit hätte, nicht annehmen wolle. Nach längerer Kanonade gelang es ihr auch, meinen Widerstand zu Falle zu bringen. Ich ergab mich. Und am folgenden Sonntag führte die Siegerin den Besiegten nach Karbitz, wo alles Nötige bezüglich des Brennerpostens abgemacht wurde.

König trieb mich schnell weiter in die Enge. Er drängte, daß ich sobald wie möglich antreten solle. Zum Glück brannte mein Schwager, namens Fiebich, in der Ziegelei, wo er war, den letzten Brand ab, und hätte dann nichts mehr zu tun gehabt. Wir machten nun untereinander ab, daß er an meine Stelle trat, damit ich zu König hinübersiedeln konnte. Dann sprach ich noch mit Goltsch darüber, der dagegen auch nichts einzuwenden hatte. Auf diese Weise konnte ich schon am dritten Oktober hinübersiedeln.

König war ebenfalls ein Bauer, zugleich Zimmermeister und Stadtratsmitglied. Karbitz war ein Bezirksstädtchen von über fünftausend Einwohnern, die sich größtenteils aus Bergleuten zusammensetzten. Er und seine Frau waren sehr stolz. Mit mir waren sie sehr gesprächig, besonders die erste Zeit. Es lag ihnen sehr viel daran, zu wissen, was alles in der Ziegelei vorgehe. Wie die Ziegelmacher leben, was sie machen, ob sie nicht falsch sind, keine Kohlen mausen, die Wohnungen nicht ruinieren, und so weiter. Sie erblickten, wie alle vermögenden Sonderlinge, in ihren Arbeitern Schmarotzer, die an ihrem Vermögensbaum nagen. Aber ich zeigte mich in dieser Hinsicht sehr ungefällig, denn so etwas war mir ein Dorn im Auge.

Als ich dann den ersten Ofen voll Ziegel gefahren hatte und ihn anzündete, da kam der König auch wieder mit seinen veralteten

 Theorien. Er wollte z. B. in die Feuerungen ganz wenig Kohlen angelegt haben. Ich legte aber wieder an, je nachdem der Ofen zog, und es die Ziegel vertrugen, und nach und nach immer mehr, bis ich die nötige Hitze erzielte. Nach seiner Ansicht aber hatten wir die Kohlen verbrannt und die Ziegel halb gebrannt gehabt. Ich sagte es ihm auch offen, daß es nicht so gehe; er gab mir zwar keine Antwort, aber ich sah, daß es ihm nicht recht war, weil er ein Gesicht dazu machte, als hätte er Essig geschluckt.

Der Ziegelmacher Fiebich, der der Onkel meines Schwagers Fiebich war, und der bei dem König auch Ziegel gemacht hatte, sagte, daß er es mit meinem Vorgänger Havlas auch so gemacht hätte, der ihn aber auf alles nickte und zustimmte; dann aber, wenn der König fort gewesen wäre, hätte er es doch nach seiner Ansicht gemacht. Er hätte dem König niemals widersprochen, sei um ihn herumgesprungen wie ein Pudelhund, und erst wenn er dann aus der Ziegelei hinaus gewesen, dann erst hätte er geschimpft und getobt. „Wenn man halt mit dem König auskommen will, dann muß man es eben so mit ihm machen, denn er ist wie ein Sonderling", sagte mein Verwandter noch und meinte wohl, mir dadurch einen guten Rat erteilen zu wollen. Aber diese Aufklärung genügte mir nur, um mir ein Bild von den beiden, des Königs und Havlas Charakter, machen zu können. Ich selber folgte natürlich Fiebichs Rate nicht, denn es war mir nicht gegeben, anders zu denken und anders zu handeln. Ein Waschweib oder einen August abzugeben, war mir zuwider. Ich stützte mich auf meine Arbeit und Fachkenntnisse, hatte den besten Willen, meinen Pflichten im Interesse des Geschäftes nachzukommen, ehrte meinen Prinzipal so, wie sich's gebührte, und alles übrige hatte bei mir keinen Wert. Ob es ihm gefiel oder nicht, war mir ganz egal. Ich hatte keine Lust, meinen Posten auf die Weise Havlas halten zu wollen.

Mit der Zeit sahen wohl Königs auch meine Gesinnung ein, weil sie immer weniger gesprächig wurden, so daß wir dann schließlich nur das Notwendigste, auf das Geschäft Bezügliche besprachen. An Geiz aber übertraf der König noch den alten Goltsch. Von Anschaffen neuer Werkzeuge war er noch weniger ein Freund; alles kostete ihm zu viel Geld, und alles hätte ewig dauern und halten sollen. Wie schwer er zu einer Neuerung und jeder geringsten Geld-

Wechselnde Schicksale ausgabe zu bewegen war, ist aus folgendem zu ersehen. Als ich sah, daß die im Lehme befindlichen Kiesel- und Kalksteinchen wirklich die Arbeit sehr erschwerten, weil sie beim Graben und Einsümpfen einzeln herausgelesen werden mußten, riet ich ihm, wenigstens für den Dachziegellehm, von starkem Draht einen Durchwurf machen zu lassen. Der gewässerte und ziemlich fertige Lehm wäre dann auf den auf zwei Holzblöcken liegenden Durchwurf geworfen und durchgetreten worden, so daß die Steine oben geblieben und nur der reine Lehm durchgegangen wäre. Die Arbeit an den Dachziegeln hätte auf diese Weise schneller vorwärtsgehen können, und wir hätten beide davon Vorteil gehabt. Ich hätte keine Ziegeln wegwerfen und umsonst zu arbeiten brauchen. Und er hätte wieder die Kohlen, die auf den Bruch entfielen, nicht unnötigerweise zu bezahlen gehabt. Nach meiner Information bei einem Schlossermeister hätte der Durchwurf 24 Gulden gekostet, der gewiß jahrelang seinen Dienst leisten konnte und sich schon im ersten Jahre mehrfach bezahlt gemacht hätte. Aber diese Auslagen waren ihm viel zu hoch, und es blieb beim alten. Sein Schaden war natürlich geringer, wie der meine. Er verlor bei einem Tausend Ziegelbruch zwei Gulden vierzig Kreuzer, ich aber fünf Gulden fünfzig Kreuzer.

Das einzige, was mir hier gefiel, war, daß ich einen sicheren durchschnittlichen Verdienst hatte. Die zwölf Gulden, die ich mir wöchentlich holte, konnte ich zwar nicht allein verdienen, denn meine Frau mußte mitarbeiten: sie setzte die Ziegel in den Ofen, ich fuhr sie ihr zu, half mit beim Brennen und half dann auch wieder mit, den Ofen leer machen. Aber wenigstens die Kinder waren frei. Und Geldnot gab's bei dem König auch keine, wie es bei dem Goltsch oft der Fall gewesen ist.

Im folgenden Frühjahr fing ich dann mit zwei Ziegelmacherparteien an, Ziegel zu machen. Meine zwei ältesten Kinder, Heinrich und Marie, die nun schon von der Schule frei waren, machten auch wieder Dachziegel, und ich versah mit meiner Frau weiter die Ofenarbeit. Wir arbeiteten den Sommer friedlich miteinander und vertrugen uns gut, und es kam nichts Besonderes unter uns vor. Nur mit meinem Prinzipal stieß ich schon da einmal ein bißchen derber zusammen. Als ich nämlich wieder mal Großfeuer im Ofen hatte, ging ich, wie gewöhnlich, einige Stunden schlafen und ließ meine

 Frau weiterfeuern. Nach ungefähr zwei Stunden wurde ich durch Lärm von draußen aus dem Schlafe gestört. Meine Frau kam erbost in die Stube hereingesprungen: „Du, komme heraus! Der König ist schon über eine Stunde da, er läßt mich nicht so anlegen, wie du es haben willst, und die Glut geht immer mehr nieder!“ Ich ging hinaus und sah mir das Feuer an. Die weiße Glut, die ich hinterlassen hatte, war nieder, alles sah rot aus. Es erforderte einige Stunden, ehe es wieder so wie erst war. Ich gab nun dem Herrn laut zu verstehen, daß seine Theorie nichts tauge, und daß, solange ich hier sein werde, so gefeuert würde, wie ich es verstehe, und wie es überall gemacht wird. „Das gehört doch mir. Es steckt mein Geld drin!“ erwiderte er mir verblüfft. „Dieses Recht will ich Ihnen auch nicht nehmen. Ich bin aber für die Ware verantwortlich und lasse mir deshalb nichts hineinreden!“ Von der Zeit an sank unsere Sprechlust noch mehr. Ich erfreute mich keiner freundschaftlichen Miene, wenn ich Samstags nach dem Gelde kam, wie die erste Zeit.

Einmal aber hatte auch ich mir etwas zuschulden kommen lassen. Der eine Ofen zog nämlich viel schlechter als der andere. Nun hatte ich es einmal verpaßt, hatte die Glut zu intensiv gehalten, so daß die oberen drei Schichten Ziegel schmolzen. Dadurch waren ungefähr achthundert Ziegel unbrauchbar.

Im Herbst, als wir mit Ziegelmachen aufhörten, hieß mich der König, den beiden Ziegelmachern die Wohnungen zu kündigen. So etwas war in der ganzen Umgebung nicht üblich. Überall, wo der Ziegelmacher den Sommer aushielt, erhielt er die Wohnung bis zum nächsten Frühjahr unentgeltlich. Nur König wollte eine Ausnahme machen und die Wohnungen über den Winter lieber leer stehen lassen. Und er nahm auch keine Rücksicht darauf, daß sich dies auch nicht mit seiner Christenlehre, von der er ein großer Anhänger war, vereinbarte. In meinen Augen war er natürlich nur ein Sadduzäer, der sich seinem Herrgott mit Opfern verpflichtete, den aber sein Tun und Handeln auf dieser Welt nicht kümmerte.

Meine beiden Kinder gingen in dieser Zeit dauernd von zu Hause fort. Der Junge arbeitete in der Glasfabrik und logierte bei meinen Eltern, da wir ihm zu entlegen wohnten; das Mädchen ging in Dienst. Zum neuen Jahre brachte mir der Kutscher meines Chefs einen Brief. Ich dachte erst, er schicke mir einen Neujahrswunsch.

Aber das war es nicht, es war etwas anderes, das mich aber nicht mehr überraschte, weil ich schon halb darauf gefaßt war. Es war eine vierteljährige Kündigung. Er hatte es mir nicht mündlich sagen können, als ich am Samstag bei ihm Geld holte. Er teilte mir in dem Briefe auch noch mit, daß ich den letzten Brand Ziegel ruhig unter dem Schuppen stehen lassen solle, weil er genug gebrannte Ziegel hätte. Ich aber fühlte mich dadurch am Verdienste gekürzt. Deshalb ging ich persönlich zu ihm und sagte ihm, daß ich recht gerne seinem Wunsche nachkommen wolle, wenn er mir die Zeit bis zum Ende März zahlen wolle, und machte ihm gleichzeitig aufmerksam, daß widrigenfalls eben das Gewerbegericht darüber entscheiden müßte. Übrigens, weshalb er mich die letzten Ziegel nicht brennen lassen wollte, konnte ich nicht einsehen. Vielleicht befürchtete er, daß ich mich bei dem letzten Brande rächen könnte und die Ware verderbe. Da kannte er mich aber schlecht.

Sein Schwiegersohn, der Lehrer an der Volksschule in Karbitz war, kam danach zu mir und machte die Sache in gutem Tone mit mir so ab, daß ich sämtliche Ziegel brennen solle, damit ein reiner Rechnungsabschluß gemacht werden könne.

Meine Umschau nach einem andern gleichen Posten war hoffnungslos; alles war besetzt, niemand rührte sich. Eine Stelle in einer größeren Ziegelei bei Hartmann in Pockau sollte zwar frei werden, aber da waren dreihundert Gulden Kaution nötig. Einmal war ich bei dem Hartmann anfragen, vielleicht hätte er mich angenommen. Ich sollte noch einmal kommen, gab es aber auf, es fehlten mir zweihundert Gulden. Einhundert hatte ich bei König stehen. Wohin sollte ich mich aber hinwenden, um das fehlende aufzutreiben?

Die Zeit, wo ich ausziehen sollte, rückte nun heran. Schließlich entschloß ich mich zu meinem gewöhnlichen Ausweg, irgendwo als Ziegelmacher unterzukommen. Und am Fuße des Erzgebirges hinter Kulm, wo Tausende von französischen, russischen, deutschen und österreichischen Kriegern ihr Grab haben, fand ich in einer kleinen Ziegelei, die dem Bauer Tauche in Straden gehörte, endlich auch Arbeit als Ziegelmacher.

Nach der Abrechnung kriegte ich von König über neunzig Gulden heraus. Ich verdiente in dem letzten Jahre mit Kindern und Frau

 über tausend Gulden! Daß ich diesen Posten verloren hatte, daran
war ich wohl selbst schuld. Hätte ich Fiebichs Rat befolgt, es auch so wie der Havlas gemacht, so konnte ich auch sechs Jahre wie er, oder noch länger, da aushalten. Aber Natur und Selbstbewußtsein sind halt bei den Menschen verschieden.

In Tauches Ziegelei hielt ich nur acht Wochen aus. In den ersten zwei Wochen konnten wir, weil es zu kalt war und meistenteils regnete, nichts machen. Und später sah ich, daß die Plätze zu klein und zu wenig Schippen vorhanden waren; wir hätten aus diesem Grunde stets zu wenig verdient. Aber der Ziegeleibesitzer Richter in Prödlitz machte damals bankrott, die Gläubiger ließen weiter arbeiten, und mein Bruder Albert erhielt von ihnen wieder den Meisterposten. Ich kündigte also bei dem Tauche und ging nun in die mir schon gut bekannte Dampfziegelei arbeiten. Als Ziegelsetzer im Ringofen verdiente ich doch dreizehn bis fünfzehn Gulden wöchentlich, und meine Frau brauchte nicht mitzuarbeiten. Meine Frau mietete eine Wohnung in Karbitz, in die sie einzog, ohne daß sie mich dazu gebraucht hätte.

In Karbitz wurde ich auch wieder ein bißchen in den Parteistrom hineingerissen. Schon in vorigem Sommer, als ich noch bei König war, wo die Genossen bei den Wahlen den Deutschnationalen die Bezirkskrankenkasse abringen wollten, wurde ich als Delegierter in die Generalversammlung gewählt, dann ins Komitee zur Änderung der Statuten und dann in den Ausschuß, nachdem wir die Kasse wirklich erobert hatten. Ich trat wieder in die tschechische politische Organisation ein / die Tschechen sind politisch von den Deutschen getrennt /, weil ich voraussetzte, daß unter den Tschechen die Aufklärungsarbeit noch nötiger sei, wie unter den Deutschen, die ihre Redner und Vortragskräfte am Platze hatten, die Tschechen aber darin wie verwaist dastanden. Auch hatte ich im letzten Winter mehrere volkswirtschaftliche Artikel für das Bergarbeiterblatt „Na Zdar" geschrieben und ließ nun noch weitere folgen, da ich ja nur von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends zu arbeiten brauchte, und den Sonntag ganz frei hatte.

Die Arbeiterorganisation ließ in Karbitz auf beiden Seiten viel zu wünschen übrig. Die Arbeiter hatten zwar hier einen gut prosperierenden Konsumverein mit mehreren Filialen auf den um-

 liegenden Ortschaften, aber in der politischen Organisation waren
sie noch zurück. Dann gesellte sich noch ein andres Übel dazu, was stets die Begleiterscheinung einer schwachen Organisation ist, nämlich, daß sich die führenden Persönlichkeiten der Tschechen und Deutschen untereinander nicht vertragen konnten. Auf tschechischer Seite trat bei vielen, trotzdem sie sich zum Sozialismus bekannten, noch das nationale Gefühl zu einseitig hervor. Die Beschwerden der Tschechen, daß sie hier und da als Minorität gering geschätzt würden, beruhten teilweise auf Wahrheit. Hätten die deutschen Genossen der tschechischen Organisation besser unter die Arme gegriffen, die Aufklärungsarbeit unter den Tschechen durch Beisteuern von Mitteln fördern helfen, so wäre es für beide Seiten vorteilhafter gewesen.

Unter den Schüttenhofer Leuten, die immer noch dort in der Ziegelei arbeiteten, ist es mir auch gelungen, etwas mehr Aufklärung und Zeitungen, Broschüren und Flugblätter unter sie zu bringen. Das Beste und Brauchbarste, womit ich ihnen dienen konnte, schien ihnen das Haussuchungsgesetz zu sein. Das mußte ich sofort von Prag besorgen, weil sie so gerne wissen wollten, wie und wann ein Gendarm bei ihnen Haussuchung vornehmen dürfe, wenn sie wieder nach Hause zurückkämen und / auf Holzdiebstahl in den Wald gehen würden! Vom Fachverein der Ziegelarbeiter veranlaßt, sprach ich diesen Sommer auch bei denen in mehreren Versammlungen über die Lage der Ziegelarbeiter und den Zweck des Fachvereines, die er in all den Orten, wo sich Ziegeleien befanden, einberief. Unsere Arbeit brachte wenig Früchte, denn die Ziegler ließen sich trotz oder gerade wegen ihrer schweren Lage zur Organisation sehr schwer bewegen. Zwei der Vorträge hatte ich besonders ausgearbeitet: „Die Quellen des Mehrwertes" und „Der Ursprung des Christentums".

Die Hoffnung, die mir mein Bruder auch diesmal gemacht hatte, erfüllte sich wieder nicht. Er dachte, daß er wenigstens für mich über den Winter zu tun haben würde. Die Gläubiger aber stellten den Betrieb schon im September ein, und es blieb nur noch für einige Wochen Arbeit übrig. Mich aber hat diese unverhoffte Wendung gar nicht sehr betroffen, weil ich damals mit der Sicherheit rechnete, daß ich, wenn nichts anderes gefunden werden sollte, in der Türmitzer Zuckerfabrik doch wieder ankommen würde. Als daher

 den Sonntag vor dem ersten Oktober, wo die Fabrik von neuem in Betrieb gesetzt werden sollte, die Arbeiter, wie es alle Jahre üblich war, für die künftige Kampagne eingeschrieben werden sollten, ging auch ich hin zur Einschreibung. Der Direktor las erst in der deutschen, dann auch in der tschechischen Sprache den im Zuckerrübenmagazin versammelten Arbeitern und Arbeiterinnen die Arbeitsordnung vor und erklärte nach der Vorlesung, daß diejenigen, die sich in der vorigen Kampagne etwas hätten zuschulden kommen lassen, sich gar nicht zu melden brauchen; darauf las er zuerst diejenigen vor, die in der vorigen Kampagne gearbeitet hatten. Auf die unbesetzten Posten konnten sich dann die neuen Arbeiter melden. Ich war mir keiner Schuld bewußt und meldete mich deshalb wieder in das Zuckermagazin, wo ich schon vor drei Jahren gearbeitet hatte. Ich wurde aber zu meinem Erstaunen ohne Grund abgewiesen. Mein Vater frug nachher den Direktor Pozdera, weshalb ich nicht aufgenommen worden sei. „Ja, er ist ein Sozialdemokrat, und ich will den Betrieb vor solchen Leuten schützen, damit ich nicht auch einmal Unannehmlichkeiten erleben muß!" lautete seine Antwort. Diese Herren vergossen Tränen, wenn ein Kind eines tschechischen Mannes in der Schule des deutschen Gebietes das Vaterunser in der deutschen Sprache hersagen mußte, aber den Vater vielleicht desselben Kindes wegen seiner Gesinnung aufs Pflaster zu werfen, ihn hungern zu lassen, das rührte ihr Herz nicht, das war nach ihren jungtschechischen Begriffen sogar recht!

Schon vorher war zu mir ein Genosse Ruzicka, der ein Vertrauensmann der tschechischen politischen Organisation war, gekommen und hatte mir mitgeteilt, daß die Tschechen in Karbitz, neben dem bestehenden deutschen, für sich einen Konsumverein zu gründen planten; sie hätten die Sache in engerem Kreise beraten, die nötigsten Vorbereitungen dazu getroffen und die Statuten ziemlich ausgearbeitet. Ich riet sofort aus prinzipiellen Gründen davon ab und wies daraufhin, daß das Verhältnis zwischen den Deutschen und Tschechen, das schon so genug gespannt wäre, dadurch noch schlimmer würde, und daß es auf die politische und gewerkschaftliche Organisation schädlich wirken möchte. Aus unserem weiteren Gespräch entnahm ich, daß hier nur persönlicher Haß spielte. Meine Versuche, die beiden Parteien zu versöhnen, blieben aber nach

einigen Sitzungen erfolglos. Auch der Genosse Nemec von Prag, der als Schiedsrichter berufen wurde, vermochte nicht, den Frieden herbeizuführen.

Genosse Ruzicka, der der Eifrigste im Lesen, in der Agitation und Organisation war, besuchte mich immer öfter. Gegenstand seiner Gespräche war immer mehr nur die Gründung des neuen „Konsums". Als ich dann nur noch einige Tage in der Ziegelei zu tun haben sollte und meine Besorgnis wegen Arbeitslosigkeit vor ihm äußerte, trug er mir den Verkäuferposten des neuen Geschäftes an. Aber das war, besonders für mich, eine sehr gewagte Sache: etwas anzunehmen und zu unterstützen, was gegen meine Überzeugung war. Ich überlegte und überlegte. Meine Frau, der ich alles mitteilte, um mich mit ihr zu beraten, meinte aber schlagfertig: „Jetzt wirst du bald keine Arbeit mehr haben, und wer weiß, wann du wieder welche finden wirst. Wegen deiner Überzeugung soll ich wohl wieder mit den Kindern hungern?! Was kümmern dich andere! Sie fragen dich auch nicht, ob wir etwas zu essen haben werden!" Was sollte ich tun? Wie sollte ich mich entschließen? „Tue ich es nicht, dann bekomme ich es wieder mit der alten, schrecklichen Freundin, der Not, zu tun! Tue ich's aber, so muß ich mich als Schuft betrachten!" Aber die Verhältnisse drängten. Die Wahl blieb dennoch für mich schwer. Inzwischen kam auch der Ruzicka immer wieder, erneuerte seine Idee, und meine Frau stimmte ihm bei und machte mir Vorwürfe wegen meiner Unentschlossenheit. Ich fing an, wieder dem vielseitigen Drucke nachzugeben, bis ich endlich endgültig Ja sagte, mit dem Bewußtsein, daß ich damit meinen Namen beflecke, obwohl es auch Parteigenossen waren, in deren Dienst ich treten sollte. Sie hätten sicher auch ohne mich ihr Vorhaben durchgesetzt und eine andere Person gefunden, wenn ich mich noch weiter gesträubt hätte, den Posten anzunehmen, der mir nur unter dem mitleidigen Vorwand, daß ich ohne Arbeit sei, angeboten wurde. Wie sich dann diese Idee verwirklichte, zählte der neue Verein schon gegen sechzig Mitglieder. Der alte Konsumverein litt glücklicherweise dadurch keinen größeren Schaden, weil nur gegen zehn Mitglieder aus ihm ausgetreten waren. Die übrigen Mitglieder des neuen Geschäftes stammten aus der indifferenten Masse und waren meistenteils tschechische Arbeiter, Bergleute.

 Ich erhielt wöchentlich zwölf Gulden Lohn. Mir oblag die Expedition und Buchführung, ich führte nur die einfache. Die Waren bestellte, kaufte und bezahlte der Ausschuß. Die Arbeitszeit dauerte von früh sieben bis abends acht Uhr; meistens war es aber schon neun, wenn ich den Laden schloß. Auf diese Weise war ich nun wieder schlechter daran, als wenn ich wo anders gearbeitet und schon um sechs Uhr abends Feierabend gehabt hätte. Zum Buchlesen oder etwas Schreiben kam ich überhaupt nicht, und ich war froh, wenn ich das Notwendigste aus der Zeitung lesen konnte. Samstags, wenn die Mitglieder das, was sie über die Woche geholt, zahlen wollten, da war das Gehirn von dem vielen Rechnen so abgemartert, daß es zur geistigen Arbeit gar nicht mehr fähig war. Der Redakteur von „Na Zdar" forderte mich auf, ich möchte doch wieder etwas schreiben, er brauche es notwendig, aber ich konnte nicht. Ich war übrigens seit dem Augenblicke, wo ich den Posten anzunehmen einwilligte, so gelaunt wie ein strenggläubiger Katholik, der eine große Sünde begangen, die an seinem Gewissen nagt. Die Familie war ja gerettet, ich aber war doch nicht zufrieden; nichts freute mich mehr in dieser Zeit. Die Ziegeleiarbeit, zu der ich doch auch immer nur gezwungen griff, übte ich wenigstens mit reinem Gewissen aus; aber in dieser Stellung hatte ich keine Ruhe.

Wechselnde Schicksale

Als sich dann mit der Zeit noch dazu die Unvernunft und die ungeziemlichen Eigenschaften einzelner Mitglieder immer mehr offenbarten, bereute ich meinen Schritt noch mehr. Einzelne Mitglieder des Ausschusses, des Aufsichtsrates und auch unter den Nichtfunktionären waren eingebildet, eitel, mehr oder weniger egoistisch und mißtrauisch. Jeder fühlte sich Herr im Hause und machte von seinen Rechten Gebrauch. Dem einen war ich gegen die Frauen nicht höflich genug, dem andern wieder zu langsam; dem dritten war es wieder nicht recht, daß ich nicht viel sprach; er sah hierin eine Geringschätzung und fühlte sich beleidigt, und so ging das weiter. In den Sitzungen schüttete jeder sein Herz aus. Jeder Fehler wurde streng gerügt, und wenn er noch so gering war; hier und da versuchte der oder jener, mich auch sonst so zu behandeln, wie er sich's von seinen Vorgesetzten abgeguckt hatte. Dem allen wurde dann noch die Krone dadurch aufgesetzt, daß meine Frau nur in Gegenwart eines Ausschußmitgliedes für sich die Ware einkaufen mußte.

Schließlich wurde einem Ausschußmitgliede auch das noch verdächtig, daß mir mein Junge oder Mädchen nachmittags zum Vesper Kaffee im Kruge brachte. Er schämte sich nicht, dies in der Sitzung zur Sprache zu bringen und zu beantragen, daß mir das verboten würde. Er begründete seinen Antrag damit, daß ich es auch ohne Kaffee bis abends aushalten könnte; sie, die Bergleute, könnten sich ja auch keinen Vesperkaffee in den Schacht schicken lassen. Einmal verbreitete sich in dem Städtchen sogar das Gerücht, daß mich der Kral, der im Ausschuß war, dabei überrascht hätte, wie ich meinem Jungen Ware ausgewogen hätte, und daß das Gewicht bei jedem Artikel ein halbes Kilogramm mehr betragen hätte, als ich in mein Einkaufsbuch eintrug. Selbstverständlich stellte sich das, als ich mich zu rühren anfing und diesem Klatsche auf die Spur ging, als eine Lüge heraus, deren Mutter kindisches Mißtrauen war. Ich wurde damals auch nicht höflicher und sagte manchem von meinen „Arbeitgebern", was ich von ihm dächte, und photographierte seinen Charakter. Meine Feinde mehrten sich. Ich konnte auf sicheren Abschub rechnen. Und zum neuen Jahr schon bekam ich das Geschenk: vierteljährige Kündigung. Der Ruzicka hatte auch bereits die Flinte weggeworfen.

Nun stand ich wieder da, von allen Seiten verlassen, wie ein räudiges Schaf. Das verdiente Los hatte mich erreicht. Ruzicka war mein einziger Freund, alle andern sahen mich schief an. Unter den Tschechen hatte ich viele persönliche und unter den Deutschen prinzipielle Feinde.

Und nun folgt wieder ein neues und zwar das letzte Kapitel der allergrößten Not, die ich je in meinem Leben erlitten habe. Es widert mich zwar schon an, immer nur von dem Elend zu erzählen, das ich durch eigene oder fremde Schuld durchmachen mußte. Da ich aber nun schon so viel, Gutes und Schlechtes, erzählt habe, so will ich auch noch das letzte erzählen.

Als ich aus dem Dienste des Konsums trat, war es Frühjahr. Ich machte mir also Hoffnung, in einer Fabrik anzukommen. Denn in einer Ziegelei zu arbeiten, dazu hatte ich noch keine Lust wieder, am allerwenigsten jetzt, wo man eben noch in einer leichteren Arbeit gestanden hat; da ist man erst recht nicht gleich geneigt, sie anzunehmen, und so wird erst nach etwas Besserem gesucht. Aber in

 Karbitz waren nur wenig Fabriken; und in denen, die sich da befanden, waren nur wenige männliche Arbeiter beschäftigt; in der Knopf- und Waschblaufabrik arbeiteten meistens Frauen. Trotzdem zog ich aus diesem Neste nicht sofort weg. Warum nicht, darüber wundere ich mich noch heute, wenn ich daran denke. Ich war aber hier wie hypnotisiert, wie von einer Zauberkraft gefesselt. Noch immer belebte mich ein Hoffnungsschimmer auf ein Besserwerden. Inzwischen verging bei meiner Arbeitsjagd in dem Aussiger, Karbitzer und Teplitzer Revier eine Woche nach der andern, ich fand nichts. Es schien mir so, als wäre ich nur für eine Ziegelei geboren. Schließlich blieb mir auch nichts anderes übrig, als mich wieder in Ziegeleien umzusehen. Ich kam aber auch dorthin zu spät, weil die besten Ziegelmacherposten, die gewöhnlich schon gleich nach Neujahr vergeben werden, besetzt waren, und auf eine Quetsche, irgendwo entlegen, von wo ich im Herbst wieder wandern könnte, wollte ich noch immer nicht. Die Ersparnisse wurden langsam alle, und die Not zog ein. Schließlich nahm ich gar wieder eine Agentur in Bildern, Nähmaschinen, Spielapparaten und Kautschukstempeln an und hoffte auf diese Weise unser Leben durchzuschlagen, obwohl ich doch schon wußte, daß meine Natur zu diesem Geschäfte erst recht nichts taugte. Wenn ich jemandem das oder jenes anbot, und er mir sagte, daß er nichts brauche, da konnte ich nicht aufdringlich sein, ihn zum Kauf überreden, und ging lieber wieder weiter. Deshalb machte ich überall sehr schlechte Geschäfte, verdiente ganz wenig Geld. Wie ich da mit der Familie lebte, brauche ich nicht mehr erst zu erzählen, es gab oft nur Kartoffeln zu essen, früh, mittags und abends. Manchmal gingen ich und meine Frau hungrig schlafen, da wir den letzten Bissen nicht den Kindern entreißen wollten. Wechselnde Schicksale

In dieser trostlosen Lage ist auch meine Frau niedergekommen, mit einem Mädchen, und wir konnten die Hebamme nicht bezahlen. Wir verkauften unsere Nähmaschine, die zweiundvierzig Gulden kostete, für fünfzehn Gulden. Als das Mädchen dann wieder starb, fehlte auch da wieder alles Geld. Aber das machte mir persönlich schon viel weniger Sorgen, denn begraben mußte das Wurm doch werden. Das war übrigens das vierte Kind, das aus der zweiten Ehe starb, zwei blieben am Leben. Aus der ersten Ehe lebten auch noch vier, und fünf, darunter zweimal Zwillinge, waren gestorben.

Danach verkaufte ich auch noch meine Bücher, auf die ich so stolz war und die ich so hoch, wie ein Sonderling seinen Geldschatz, hielt. Sechs Bände Weltgeschichte, drei Bände einer Welt- und Lebensanschauung, beide Werke von Vogt, Büchners sämtliche Werke, drei Bände Lassalles Reden und Schriften, Kautskys Agrarfrage und mehrere kleinere Schriften, sie alle wanderten nacheinander aus meiner Wohnung, und das Geld wurde mit zugesetzt und verlebt. Das Evangelium der Natur, drei Jahrgänge Zeitschwingen und einige Broschüren blieben mir noch übrig. Ich mußte das, was mich am meisten freute, opfern. Wenn mir ein Kind starb, fühlte ich mich nicht so schmerzlich betroffen, als damals, wo ich die Bücher aus dem Hause tragen mußte.

Im Herbst half ich ein paar Wochen meinem Bruder bei der Krauternte in Prödlitz. Dann habe ich auch einige Wochen mit auf Kohlen gebohrt und einen Versuchsschacht gemacht. Acht Tage vor Weihnachten waren wir aber auch mit dieser Arbeit fertig. Der Unternehmer von Teplitz hatte das Kohlensuchen aufgegeben. Am Weihnachtsabend brachte mein Sohn Rudolf von meiner Mutter Brot, Kartoffeln und Milch im Tragkorbe, und das war alles, was wir zu den hohen Feiertagen zum Schmausen hatten. Erst am nächsten Tage, als uns der Lehrer auf der Handelsakademie in Aussig, Herr von Greyerz, besuchte, mit dem ich durch meinen Sohn Heinrich aus dem jugendlichen Arbeiterverein bekannt geworden war, in dem er Vorträge hielt, brachte der den Kindern Geschenke mit, und ließ dann auch uns eine Geldunterstützung zurück. Das aber war nicht die erste und auch nicht die letzte Unterstützung von ihm. Er half uns damals oft aus unserer größten Not. Ihm haben wir viel Gutes zu verdanken. Und er ist bis heute, trotzdem wir gegenwärtig weit voneinander wohnen, ein mir gutgesinnter Freund geblieben. Er war es auch, der mich zur Niederschrift meiner Jugendschicksale veranlaßte, obwohl ich es schon lange selbst tun wollte, und mich immer wieder aufmunterte, wenn ich dabei verzagte.

Eine Lehrerin, zu der meine Stieftochter in die Schule ging, sprach damals bei einem Blaufabrikanten meinetwegen vor. Er ließ mich auch durch eine Postkarte zu sich laden. Ich ging mit Freuden und hoffnungsvoll. Als ich hinkam, standen schon sechs Mann da, die auch um Arbeit baten. Nachdem ich die Karte abgegeben hatte,

maß mich der Herr mit seinen Blicken von oben bis unten. „So, Sie heißen Wenzel Holek? Verheiratet?" „Ja!" „Wohnhaft in Karbitz?" „Ja!" „Gesund?" „Ja!" „Wie viel haben Sie ungefähr bis jetzt immer verdient?" „Je nachdem, Herr Doktor, sieben, zehn und auch schon über zwanzig Gulden in der Woche." „Bei mir können Sie höchstens acht Gulden verdienen. Wird Ihnen das nicht zu wenig sein?" dabei sah er mich forschend an. „Bitte, nach dem Verdienste muß sich die Lebensweise richten." „Sind Sie unbescholten?" „Ja!"

Das alles notierte er auf einen halben Bogen Papier, der vor ihm auf dem Tische lag. „So, ich kann also nicht darauf hören, was mir jemand sagt, oder ob er mir von jemand anempfohlen wird; ich werde mich erst erkundigen. Sie können morgen, wieder um die Zeit, herkommen, dann erhalten Sie Bescheid," sagte er nach dieser Protokollaufnahme. Als ich den nächsten Morgen hinkam, ließ er mich gar nicht zu Worte kommen, und winkte mit der Hand ab. Und in der Stahlgußhütte, als ein Beamter für mich vorsprach, ging es mir ähnlich.

Ich nahm dann zur Abwechslung eine andere Vertretung für eine Buchhandlung in Sachsen an, die auch Photographien-Vergrößerungen ausführte. Die Bücher wurden auf Teilzahlungen geliefert; auch klassische Werke waren darunter. Von dieser Vertretung versprach ich mir schon besseren Verdienst, weil ich diesmal wieder so naiv war, zu glauben, daß ich viel solche Büchernarren finden würde wie ich selbst einer war, besonders unter so zugänglichen Bedingungen. Ich täuschte mich auch diesmal. Bei den Bauern war gar nichts zu machen; sie hatten für solche Sachen überhaupt keinen Sinn. Einmal versuchte ich doch, einem Bauern in Wicklitz wenigstens Platens neue Heilmethode anzutragen. „Bücher brauche ich keine, aber ein paar Zentner Dünger könnten Sie mir bringen!" sagte er lachend. Die Herren Lehrer und Beamten waren meistens mit solchen Büchern versorgt; wenigstens sagten sie so.

Am besten ging noch der Platen oder Meyers Lexikon, kleine Drei-Bände-Ausgabe. Im großen ganzen verdiente ich damit doch mehr, als mit dem anderen Zeuge, Nähmaschinen und Stempeln. In der Faschingszeit aber buk meine Frau Krapfen und verkaufte sie auf Tanzbällen, oder sie verkaufte gelegentlich auch Papierkappen. Kurz, es wurde alles gemacht, wo ein paar Kreuzer herausschauten.

Als es dann wärmer wurde, das Frühjahr nahte, lieh mir der Herr von Greyerz fünfzig Gulden, mit denen ich Fahrräder kaufte und wieder verkaufte. Schließlich bekam ich einmal Arbeit beim Baumeister Pleß; er baute in Kulm ein Haus, zu dem ich mit noch einem Kollegen Grund grub. Daß mich der Pleß aufgenommen hatte, wunderte mich, denn er kannte mich und meine Gesinnung aus den Ausschußsitzungen der Bezirkskrankenkasse. Übrigens freute ich mich nicht lange des Glückes, bei ihm arbeiten zu können. Nach vierzehn Tagen waren wir mit dem Graben fertig und konnten uns wieder unsere Papiere holen. Noch einige Tage trieb ich mich umher, da aber wurde mir der Erdboden hier doch zu heiß, und ich entschloß mich plötzlich, ohne mich erst mit meiner Frau oder jemand anderm zu beraten, mein Vaterland zu verlassen und ins Ausland zu gehen. Ein Genosse, Beamter der Bezirkskrankenkasse, lieh mir dazu einen Gulden; dann erst ging ich nach Hause, und teilte meiner Frau mit, daß ich den nächsten Tag früh fortgehen würde.

Am nächsten Morgen / es war nun Frühjahr des Jahres 1904, und ich war schon vierzig Jahre alt geworden / setzte ich mich aufs Rad und eilte über Kulm aus dem Unglücksorte fort, in dem ich so viel Not ertragen mußte, daß ich auch hier aus Verzweiflung beinahe Selbstmord begangen hätte. In Nollendorf kamen mir mit Musik Rekruten von Peterswald entgegenmarschiert, sie gingen zur Assentierung. Manche sangen und lachten und gebärdeten sich lustig, andere schritten nachdenklich und machten traurige Mienen; denen sah ich an, daß sie gerade so ungern zur Assentierung gingen, wie ich ins Ausland.

In Dresden-Plauen, in Bossegers Dampfziegelei, fand ich wieder Arbeit. Der Betrieb war groß, mit zwei Ringöfen und drei Ziegelpressen. Einige Tage fuhr ich Ziegel in Wintervorrat und verdiente drei bis vier Mark täglich. Bis ich von hier das erste Geld nach Hause schicken konnte, hatte sich meine Frau selbst kümmern müssen. Wie sie das gemacht hat, weiß ich nicht. Ich verließ sie in der größten Not.

Nachdem wir dann wieder ein paar Mark gespart hatten, und ich eine passende Wohnung gefunden, kam sie selbst mit den Kindern und mit unserm bißchen Hab und Gut auf einem Leiterwagen mir nach Dresden nachgezogen.

Das war am 15. September 1904.

Nach 20 Jahren

Als ich in diesem Sommer 1904, wo ich noch allein in Dresden lebte, einmal in mein Vaterland zurückkehrte, um mich mit meiner Frau wegen ihrer Übersiedlung zu beraten, kündigten große rote Plakate ein Volksfest des sechsten böhmischen Wahlkreises an, das am nächsten Tage, einem Sonntag, stattfinden sollte.

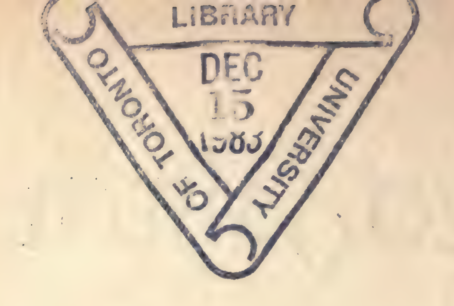
Ich fuhr deshalb am nächsten Morgen nach Aussig, um wenigstens den Festzug zu sehen und dann wieder nach meiner neuen sächsischen Heimat zu radeln. Von allen Seiten kamen da die Arbeiterbataillone anmarschiert und stellten sich in der Langen Gasse in die Reihen. Musikklänge schallten von allen Seiten. An der Spitze des Zuges standen kleine, fünf- bis achtjährige, weißgekleidete Mädchen, hinter denen kamen die größeren. Dann kamen die Jungen in demselben Alter. Hinter den Jungen stand ein Wagen der Arbeiterbäckerei, auf dem die Göttin der Freiheit stand, die sich bei jeder Bewegung des Wagens nach links und rechts beugte, als lüde sie die umstehenden Zuschauer ein, mit in die Reihen einzutreten. Dann kamen die erwachsenen Männer und Frauen von Aussig, Bodenbach und allen Orten: ihre Gesichter strahlten vor Freuden.

Ich stand da wie versteinert und sah tief bewegt zu, wie sie triumphierend vorüberzogen. Ich mußte mich bezwingen, um nicht laut aufzuweinen; aber die Tränen standen mir in den Augen.

„Achtzehntausend sind es!" sagte ein Ordner, als die letzte Reihe vorbei war, er hatte die Reihen gezählt.

Ich stand und schaute dem Zuge nach.

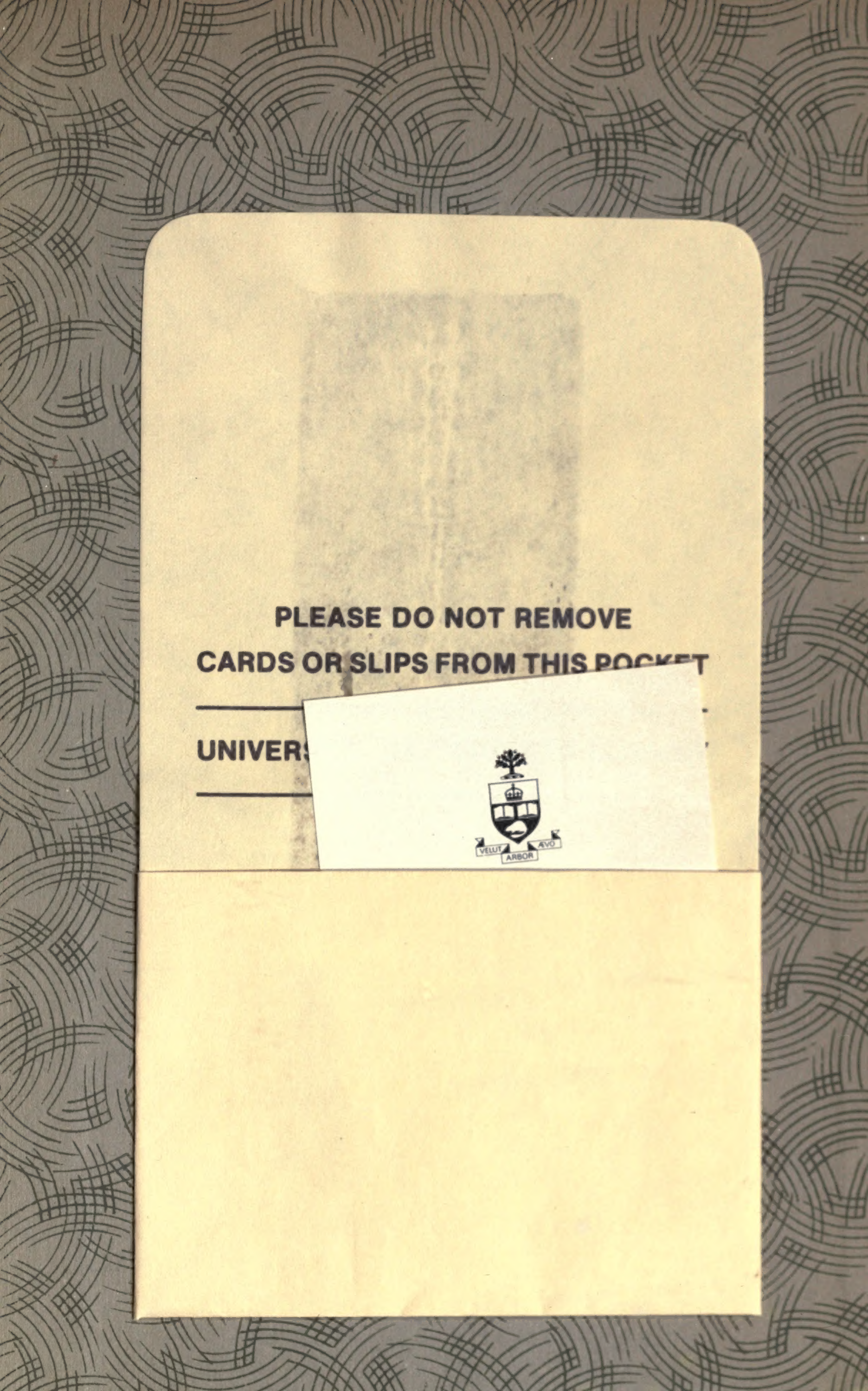
Dann setzte ich mich stumm auf mein Rad und fuhr nach Hause, und dachte über den Unterschied zwischen der Arbeiterbewegung von jetzt und vor zwanzig Jahren nach.



Inhaltsverzeichnis

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig





PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET
UNIVERS
VELUT
ARBOR
ÆVO